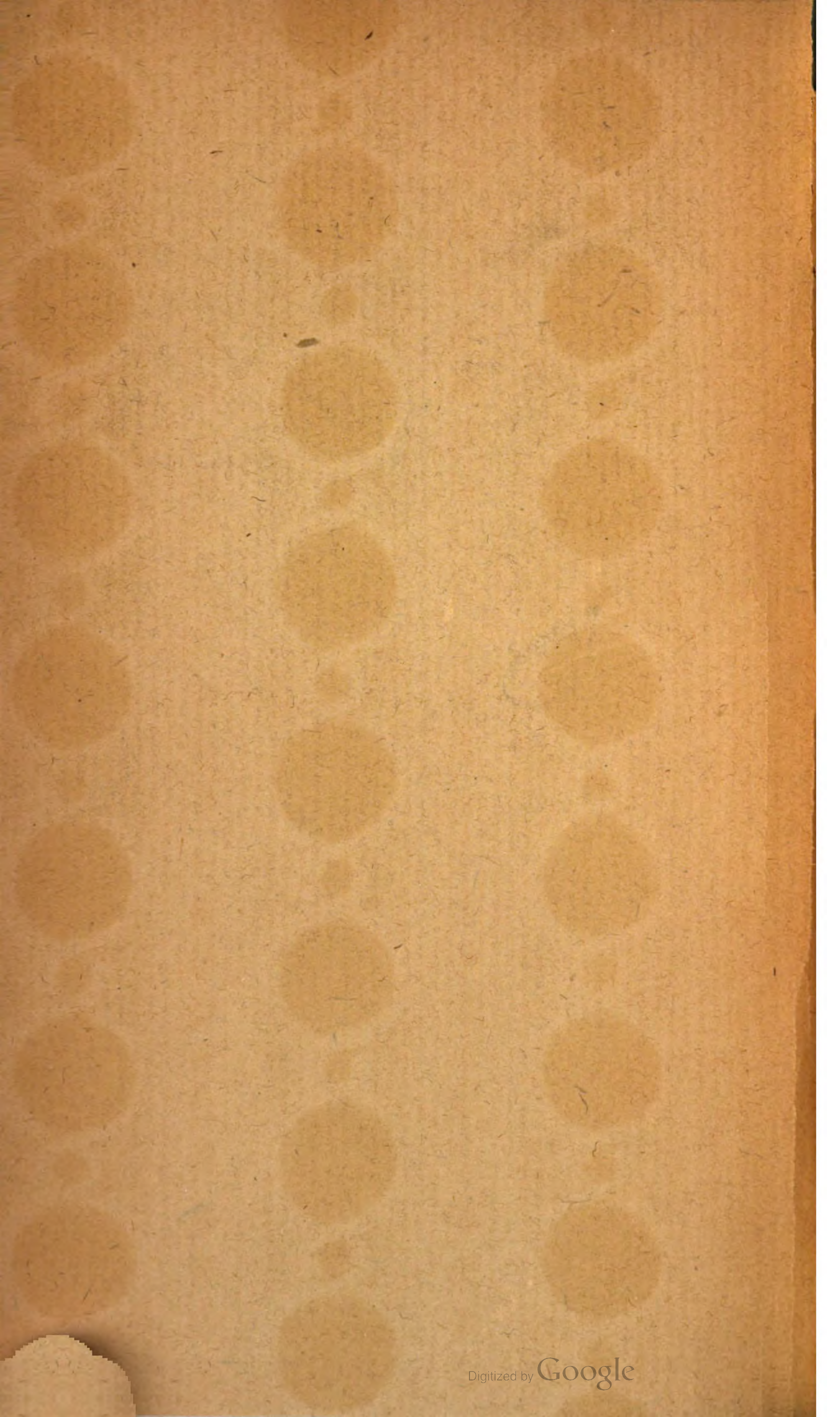












$1.25

DIE MÄRCHEN DER WELTLITERATUR



HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH VON DER LEYEN UND PAUL ZAUNERT
BUCHAUSSTATTUNG VON F. H. EHMCKE



KAUKASISCHE MÄRCHEN

AUSGEWÄHLT UND ÜBERSETZT VON A. DIRR

VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS, JENA

1 9 2 0


UNIVERSITY OF
LIBRARY

EINLEITUNG

Der Kaukasus ist ein Land, mit dem älteste Sagen der europäischen Völker verknüpft sind; man braucht bloß an Argonauten und an Prometheus zu denken, um sich zu überzeugen, seit welch langer Zeit das Gebirgsland zwischen Pontus und Kaspi, zwischen Europa und Asien mit der „Lust zu fabulieren" der Menschheit verknüpft ist. So bunt wie eine Völkerkarte des Kaukasus aussieht — die letzte weist weit über sechzig Namen auf — so bunt sieht es auch in der ungeschriebenen Erzählungsliteratur der Kaukasier aus. Nicht umsonst liegt das Land fast in der Mitte eines Kreises, an dessen Umfange sich die großen Ereignisse der europäisch-vorderasiatischen Menschheit abgespielt haben. Im Süden und Südwesten entstehen und vergehen die alten Reiche der Hethiter, der Sumerier, der Babylonier und Assyrer, im Osten wird der große Kampf zwischen Iran und Turan ausgefochten, von dem uns das Schahnameh meldet, im Norden wandern Skythen und Sauromaten; später ziehen Hunnen und Magyaren, Alanen und Awaren, Slawen und Tataren hin und wieder. Die Römer unterjochen sich Albanien, die Parther machen ihnen dies Besitztum streitig. Die Sassaniden führen die Lehre Zarathustras ein, mit der das Christentum einen langen und harten Kampf zu bestehen hat. Dann überzieht die islamische Welle das Land und dringt bis in die verborgensten Schluchten des Gebirges, ohne jedoch überall den Sieg davontragen zu können. Die Mongolenfluten und die tatarischen Horden ziehen das Land in ihren Wirbel hinein und schließlich kommt das Moskowiterreich und macht den Kaukasus den Türken und den Persern streitig. Doch kommt mit den Russen die Ruhe; auf ein Jahrhundert, bis in den Weltkrieg hinein, ist das Land sicher vor der Eroberungslust seiner südlichen Nachbarn. Was uns die Geschichte erzählt — nur die allerwichtigsten Ereignisse konnten

hier aufgeführt werden — ergänzt und bestätigt die Sprachforschung. Ein halbes Dutzend tatarischer Dialekte, drei, vier iranische, ein älteres Iranisch, das Ossetische, dann das Armenische, das Griechische stellenweise, und die annoch geheimnisvolle Welt der eigentlichen kaukasischen Sprachen teilen sich in das Land. Man will für die südwestkaukasischen — das Georgische mit seinen Verwandten — Verwandtschaft mit dem Semitischen gefunden haben und man hat die kaukasischen Elemente in den finnisch-magyarischen Sprachen herauszuschälen versucht — ebenso viele Zeichen ältester und neuerer Völkerbeziehungen. Alles deutet darauf hin, daß der Kaukasus eine Insel darstellt im Strom der Völkergeschehnisse; in seinen Schluchten und Tälern sind zahlreiche Völkerfetzen hängengeblieben und mit ihnen Sage und Glaube, Sitte, Brauch und Sprache. Was ost- oder westwärts gewandert ist auf alten Handels- oder Heerstraßen im Norden oder im Süden des Gebirges, was dies überschritten hat fast in der Mitte, wo der einzige alte Paß über die Bergmauern führt, oder diese umgangen hat längs des Kaspiwestufers, alles das hat Menschen und materielles oder geistiges Gut hängen lassen an seinen Felsen.

Daher auch die Buntheit seines Märchen- und sonstigen Schatzes an Erzählungsliteratur. Ich meine bunt in bezug auf die Herkunft. Ein Berufener als ich mag die einzelnen Sagen und Märchen einordnen, da wo sie hingehören, aber ich möchte doch an einigen Beispielen erläutern, wie es kommen kann, daß der Leser so liebe, alte Bekannte treffen kann wie der Gestiefelte Kater (Nr. 12 Bukutschichan) Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack (Nr. 25 Die Wundertiere und der Wunderknüppel).

Sicher wandert nichts leichter als alles, was sich leicht und angenehm erzählen läßt. Man kann dies jeden Tag in einer größeren kaukasischen Stadt bestätigt finden. Da gibt es z. B. in Tiflis eine Klasse von Hausierern, Kinto genannt, die sich tatsächlich durch eine gehörige

Portion Schlagfertigkeit, Schlauheit und Mutterwitz auszeichnen. Die Kintowitze sind Legion, genau wie bei uns die Mikoschgeschichten und ähnliche Sachen. Ich habe aber in einem zehnjährigen Aufenthalt im Kaukasus auch nicht einen erzählen hören, den ich nicht als lieben uralten europäischen Bekannten hätte begrüßen können. Der Inhalt hat sich nicht geändert; er hat sich nur, wie dies auch anderswo geschieht, um eine gegebene, günstige Bedingungen bietende Persönlichkeit herumkristallisiert. Eine andere Figur, die sich im Kaukasus einer allgemeinen grenzenlosen Beliebtheit erfreut, ist Mulla Nasreddin. Es ist unser guter, alter Bekannter aus Ak Schehir, der türkische Chodja Nasr-Eddin. Von ihm werden im Kaukasus nicht nur die Geschichten erzählt, die in jeder türkischen Ausgabe zu finden sind, sondern ungezählte andere; er ist geistreich und dumm, pfiffig und tölpelhaft, energisch und willensschwach, großzügig und kleinlich, je nachdem es die Rolle, die ihm zugewiesen wird, eben fordert; er vertritt die gut spezialisierten Typen unserer Witzblätter, er ist *der* Typus der in solchen Dingen noch wenig spezialisierenden Völker. Die Vermittler scheinen hier übrigens die Armenier zu sein, besonders die Flüchtlinge aus der Türkei, die des Chodjas Schwänke ja genau kennen. Noch bezeichnender aber ist folgendes: Im Jahre 1904 war ich in einem Sommerlager wandernder Schafhirten hoch oben in Thuschetien, um Materialien für das Batsische, eine tschetschenische Sprache[1], zu sammeln. Da die Leute alle Georgisch sprechen und viele Angehörige des aufgeweckten, energischen und bildungsbedürftigen Völkchens es auch lesen und schreiben können, war es mir fast unmöglich, echtes Material zu bekommen. Endlich erklärte ein steinalter Mann, er könne mir Märchen erzählen. Ich schrieb und schrieb; aber es kam mir alles so bekannt vor. Als er mir aber schließlich Wort für Wort die Tellsage erzählte, wurde mir's zu bunt und ich sagte ihm auf

[1] Schiefner's Thuschisch.

den Kopf zu, daß ich alles das schon wüßte und daß es nichts Echtes wäre. Der Mann aber blieb dabei, es wäre eine Erzählung, die er von den Alten gehört hätte in seiner Jugend. Erst später erinnerte er sich daran — ich zweifle nicht, daß er aufrichtig war —, daß er die Geschichte zu der Zeit, wo er in Thelaw in die Schule ging, in einem georgischen Büchlein gelesen habe! Auf einem ähnlichen, wenn auch nicht auf dem Buchwege, wird wohl die Sage von der „Schönen Helena“ (Nr. 26) zu den Kabardinern gekommen sein, die als ein tscherkessischer Stamm sicherlich mit griechischen Kolonien am Nord- bzw. Ostufer des Schwarzen Meeres in mittelbare oder unmittelbare Berührung gekommen sind[1].

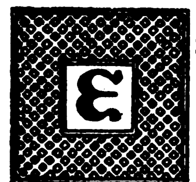
Ich konnte mich nicht entschließen, in diesem Bande, der ein bei uns in Mittel- und Westeuropa so wenig bekanntes Gebiet wie den Kaukasus behandelt, nur reine Märchen zu geben und habe deshalb auch andere Gebiete der Erzählungsliteratur, wie Heldensagen, Tierfabeln, Schelmenstreiche, Schildbürgergeschichten u.a. berücksichtigt. Meine Quellen habe ich überall angegeben, trotzdem diese teils der Sprachen wegen, teils wegen ihrer Unauffindbarkeit hierzulande nur ganz wenigen zugänglich sein werden. Aber aus demselben Grunde habe ich auch eine Übersetzung der Titel der Quellen weggelassen. Die Titel der Märchen habe ich teils selbst gewählt, teils übernommen. Die Übersetzungen sind so wörtlich, als sich dies mit der Lesbarkeit und dem Geiste der Originalsprachen verträgt. Die Völkernamen hätte ich gerne in ihrer richtigeren, kürzeren Form (z. B. ossisch, swanisch) gegeben, habe aber, um nicht pedantisch zu sein, davon abgesehen. Die Herkunftsangaben sagen selbstverständlich nichts über die Verbreitung des betreffenden Märchens, sondern nur, daß es eben aus der angegebenen Sprache stammt. Von man-

[1] W. Miller läßt in seinem Kommentar zu dem Märchen die Frage der Entlehnung offen. Die Griechen kannten die Tscherkessen unter den Namen *Ζίκχοι, Ζυγοί*.

chem Stück hätten zwei, drei räumlich ziemlich weit auseinanderliegende Varianten gegeben werden können. Über die Transkription ist wenig zu bemerken; es handelt sich ja auch beinah nur um Namen, in denen j wie im Französischen, y als dumpfer ö-Laut zu lesen ist; ph, th und kh sind mit deutlicher Aspiration auszusprechen (also ph nicht als f). Die Tonsilbe ist durch einen Akut (′) hervorgehoben. Über die im Text vorkommenden Völkernamen und einige andere Ausdrücke findet der Leser das Nötige auf S. 290 f.

München, November 1919 Adolf Dirr

1. DER FISCHERSSOHN



s war einmal ein Fischer, der hatte einen Sohn. Eines Tages ging er fischen und nahm auch seinen Sohn mit. Als er an einen großen Fluß gekommen war, rief er Gott an und warf sein Netz auf des Sohnes Wohl und Glück aus. So viele Fische fing er da, daß er das Netz kaum ans Ufer ziehen konnte, und als er sich die Fische näher anschaute, sah er, daß einer dabei war, der war wie Blut so rot und wunderschön. Da sagte er zu seinem Sohne „Ich gehe heim und hole die Arba[1], gib du solange acht, daß nichts passiert. Besonders den roten Fisch da laß mir nicht aus dem Auge!"

Als der Vater weg war, nahm der Fischerssohn den roten Fisch vor, streichelte und liebkoste ihn und sagte endlich: „Ist es nicht eine Sünde, einen so schönen Fisch zu töten? Ich will ihn lieber wieder loslassen!" Sprach's und warf ihn ins Wasser. Der Fisch aber schwamm ans Ufer zurück, bedankte sich schön, zog eine Gräte aus einer seiner Flossen und sprach:

„Weil du so gut zu mir warst, geb ich dir diese Gräte; wenn du einmal nicht weißt, wo hinaus, dann komm her ans Ufer, nimm die Gräte aus der Tasche, rufe mich beim Namen, dann komm ich gleich und helfe dir."

Der Junge nahm die Gräte und steckte sie in die Tasche, der Fisch aber ließ lustig seinen Schweif springen und schoß in die Tiefe.

Als aber der Vater kam und sah, was sein Sohn getan hatte, wurde er furchtbar zornig und stieß ihn von sich: „Geh zum Kuckuck, mein Leben lang will ich dich nicht mehr sehen."

Da ging der Fischerssohn von dannen. Auf einmal sah er einen ganz erschöpften Hirsch auf sich zulaufen und hinter ihm kamen die Jäger mit ihren Hunden. Dem Jungen tat

[1] Der kaukasische zweirädrige Karren.

der Hirsch herzlich leid, er sprang auf ihn zu, faßte ihn am Geweih und rief den Jägern zu, sie sollten sich doch schämen, so ein Tier zu jagen, das sei ja sein zahmer Hirsch. Die Jäger glaubten ihm und ließen davon ab. Als sie hübsch weit weg waren, ließ der Junge das Tier los. Der Hirsch aber riß sich ein Haar aus, gab es dem Jungen und sprach:

„Weil du so gut zu mir warst, geb' ich dir dieses Haar; wenn du einmal nicht weißt, wo hinaus, nimm es aus der Tasche, rufe mich beim Namen, dann komm ich und helfe dir."

Der Junge nahm das Haar, steckte es in die Tasche und ging seines Weges weiter.

War er weit gegangen, war er's nicht, wer weiß? Auf einmal sah er einen erschöpften Kranich, den ein Adler verfolgte und fast schon erreicht hatte. Dem Jungen tat der Kranich leid, er faßte seinen Stock und warf ihn nach dem Adler. Der erschrak und ließ vom Kranich ab. Als dieser wieder zu sich kam, riß er sich eine Feder aus, gab sie dem Jungen und sagte:

„Weil du so gut zu mir warst, geb' ich dir diese Feder; wenn du einmal nicht weißt, wo hinaus, komm aufs Feld, nimm die Feder aus der Tasche, rufe mich beim Namen, dann komm ich und helfe dir."

Der Junge steckte die Feder in die Tasche und ging seines Wegs.

Da sah er, wie Windhunde einen Fuchs vor sich herjagten und immer näher an ihn heran kamen. Dem Jungen tat der Fuchs leid, und er versteckte ihn unter seinen Rockschößen. Als die Windhunde weg waren, ließ er den Fuchs laufen. Dieser aber zog sich ein Haar aus, gab es ihm und sagte:

„Weil du so gut zu mir warst, geb ich dir dieses Haar; wenn du einmal nicht weißt, wo hinaus, nimm es aus der Tasche, rufe mich beim Namen, gleich komm ich und helfe dir.

Der Junge steckte das Haar in die Tasche und ging seines Wegs.

War er weit gegangen, war er's nicht, wer weiß? Aber bald kam er an ein Schloß, darin wohnte ein wunderschönes Mädchen. Die wollte nur den heiraten, der sich so verstecken könnte, daß sie ihn nirgends finden würde. Der Fischerssohn aber wollte um sie anhalten. Er ging ins Schloß und verlangte das Mädchen zu sehen.

„Warum bist du gekommen?“ frug sie ihn.

„Heiraten möcht' ich dich“, antwortete der Junge.

„Ja, wenn du dich an einem solchen Ort verstecken kannst, daß ich dich nicht zu finden imstande bin, werde ich deine Frau, wenn aber nicht, so kommst du unfehlbar an den Galgen“, sagte das Mädchen.

Der Junge war's zufrieden und erbat sich nur die Erlaubnis, sich viermal verstecken zu dürfen. Das wurde ihm auch zugestanden.

Hinaus ging er aus dem Schloß, lief ans Wasser, holte seine Fischgräte heraus und rief den roten Fisch. Gleich war der auch da, grüßte und frug: „Was ist denn los, mein lieber Freund!“

„So und so steht meine Sache, und an einem solchen Ort muß ich mich verstecken, daß mich nicht einmal der Teufel finden kann.“

Der Fisch nahm den Jungen auf seinen Rücken und tauchte mit ihm bis auf den Grund des Meeres, setzte ihn dort in eine Höhlung und schwebte gerade über ihm, um ihn zu verbergen. Das Mädchen aber schaute in ihren Spiegel, schaute lange und suchte überall, bis sie ihn endlich auf dem Grunde des Meeres erblickte. Schön verwundert war sie, als sie ihn entdeckt hatte.

„Was muß das für ein Teufelskerl sein!“ sagte sie zu sich selbst.

Am nächsten Tage aber kam der Junge ganz stolz ins Schloß.

„Oh, du, das war ganz umsonst, ich hab' dich ganz gut

gesehen, wie du unten am Meeresgrunde saßt und der rote Fisch dich zu verstecken suchte," sagte sie zu ihm.

„Hilf Himmel," dachte sich der Junge, „was ist das für eine Hexenmeisterin!" verließ das Schloß und suchte einen Ort, wo er sich verstecken könne. Er lief auf eine Wiese, holte das Hirschhaar hervor und rief den Hirsch herbei. Der kam auch im Nu, grüßte und frug: „Was ist denn los, mein Herzensfreund?"

„So und so steht meine Sache, und an einem solchen Orte muß ich mich verstecken, daß mich nicht einmal der Teufel finden kann."

Der Hirsch nahm ihn auf seinen Rücken und lief davon wie der Wind; hinter dem neunten Berge hielt er an, versteckte den Jungen in einer Höhlung und stellte sich selbst noch darüber. Das Mädchen aber schaute wieder in ihren Spiegel, suchte und suchte und fand ihn endlich mit Mühe und Not. Am folgenden Tag kam der Junge keck zu ihr.

„Oh, das war wieder ganz umsonst, ich habe dich ganz gut gesehen, hinter dem neunten Berg warst du in einer Höhlung und der Hirsch stand noch über dir", sagte sie. Der Junge aber wunderte sich noch mehr und bekam Angst.

Er verließ wieder das Schloß und suchte ein drittes Versteck. Auf einer Wiese holte er seine Feder hervor und rief den Kranich. Gleich kam dieser angeflogen, grüßte und frug: „Was ist denn los, mein guter Freund?"

„So und so steht meine Sache, an so einem Orte muß ich mich verstecken, daß mich nicht einmal der Teufel finden kann."

Der Kranich nahm ihn auf den Rücken und flog zum Himmel empor, wo er ihn verbarg und unter ihm schwebte er selbst. Das Mädchen nahm ihren Spiegel vor und suchte, suchte in allen Himmelsrichtungen und konnte ihn nicht finden. Schließlich schaute sie in die Höhe und sah den Jungen, wie er am Himmel stak. Sie wunderte sich baß: „Was das für ein Hexenmeister ist, mein Gott!" Als aber der Junge am nächsten Tage zu ihr kam, sagte sie

„Oh, das war wieder ganz umsonst, ich habe dich ganz gut gesehen, am Himmel stakst du und unter dir schwebte der Kranich.“

Noch mehr wunderte sich der Junge und noch mehr erschrak er. „Weh mir, wenn sie mich beim vierten Male auch findet, dann bin ich verloren.“ Und verließ das Schloß, um sich nochmals zu verstecken.

Auf eine Wiese ging er wieder, holte das Fuchshaar hervor und rief den Fuchs. Gleich kam der auch angesprungen, grüßte und frug: „Was ist denn los, mein gütiger Freund?“

„So und so steht meine Sache, an einem solchen Orte muß ich mich verstecken, daß dies scharfäugige Mädchen mich nicht findet, sonst muß ich unbedingt an den Galgen.“

„Hab' keine Angst,“ sagte der Fuchs“, gehe nur hin zu ihr und verlange zwei Wochen Frist, dann verstecke ich dich an so einem Orte, daß sie über dem Suchen sterben kann, aber finden wird sie dich nicht.“

Der Junge tat, was ihm der Fuchs geraten hatte. Dieser grub die Erde unter dem Berge aus, auf dem des Mädchens Schloß stand und führte den Gang gerade unter den Diwan hin, auf dem sie saß. Dort verbarg er den Jungen.

Das Mädchen nahm ihren Spiegel und fing zu suchen an: bald schaute sie nach Osten, bald suchte sie im Westen, bald im Süden, bald im Norden, dann suchte sie den Himmel ab und das Meer, aber umsonst: nirgends fand sie ihn.

„Wo bist du denn, du Hexenmeister?“ rief sie endlich. „Komm doch, nirgends hab' ich dich gefunden!“

Unter dem Diwan aber kam des Jungen Stimme hervor und gleich darauf sprang er selber heraus.

So blieb er Sieger in dem Kampfe mit dem Mädchen. Am nächsten Tag aber machten sie Hochzeit, eine so feine Hochzeit, daß es sogar Vogelmilch die Menge gab.

2. DER ASCHENSTOCHERER



s war einmal ein jung verheiratetes Paar. Der Mann war schrecklich faul und nachlässig; nichts tat er und die Arbeit liebte er nicht; den ganzen Tag saß er am Herde, hielt ein Stöckchen in der Hand und stocherte in der Asche herum. Darum nannte man ihn nur den Aschenstocherer.

„Mann," sagte eines Tages seine Frau zu ihm, „Mann, steh auf und rühr' dich, arbeite und bringe etwas ins Hauswesen, sonst kann ich nicht bei dir bleiben."

Aber das half nichts; er blieb am Herde sitzen und tat keinen Schritt aus dem Hause hinaus.

Am Ostersonntag entschloß er sich doch, in die Kirche zu gehen und als er nach Hause kam, fand er die Türe verschlossen und seine Frau ließ ihn nicht mehr hinein. So bat er sie um einen Schlauch voll Asche, eine Ahle und einen frischen Käse und trollte sich von dannen.

Ob er weit oder nicht weit gekommen war, wissen wir nicht; aber er kam schließlich an einen großen Fluß und sah am andern Ufer einen riesigen Div sitzen, der mit großer Gier aus dem Flusse trank.

Da wurde es dem Aschenstocherer doch recht bange, aber was sollte er tun? Es blieben ihm nur zwei Wege übrig, entweder nach Hause zu seiner Frau zurückzukehren oder dem Div als Frühstück zu dienen. Er dachte hin und her und was er sich schließlich ausgedacht, war dies: Er stach ein Loch in den Schlauch mit der Asche, schwang ihn umher und machte einen fürchterlichen Staub.

Der Div wunderte sich, ja er erschrak sogar. Dann nahm er einen Stein und forderte den Aschenstocherer auf, daraus Wasser herauszudrücken. Der nahm seinen neuen Käse, drückte ihn so fest er konnte, daß das Wasser herauslief und rief dem Div zu: „Hör' mal, komm mal her,

laß mich auf deine Schulter steigen und trag mich über den Fluß; ich will mir doch die Füße nicht naß machen."

Der Div gehorchte, nahm ihn auf die Schulter und sagte: O, wie leicht du bist!"

„Das ist bloß, weil ich mich mit einer Hand am Himmel halte," sagte der Aschenstocherer, „wenn ich loslasse, kannst du mich ja gar nicht tragen."

„Nun, laß einmal los!" sagte der Div.

Der Aschenstocherer nahm seine Ahle heraus und stach sie dem Div in den Hals. Der Div fing fürchterlich an zu schreien und bat ihn, sich wieder am Himmel festzuhalten. Als sie am andern Ufer angekommen waren, sagte der Div: „Jetzt steig' herunter, jetzt geht es ans Essen."

Der Aschenstocherer erschrak, aber was half's? Er mußte herunter. Als er das Haus des Divs sah, gefiel es ihm ungemein. Im Backofen lag ein ungeheurer Laib Brot. Der Div sagte, er müsse jetzt für das Mittagessen sorgen und beauftragte ihn, auf den Brotlaib Acht zu geben, damit er nicht verbrenne. Als der Aschenstocherer sah, daß eine Seite schon hübsch braun geworden war, wollte er den Laib umdrehen. Aber es gelang ihm nicht; im Gegenteil, er geriet unter den Laib. Er strengte sich furchtbar an, aber das Gewicht war zu groß, er konnte nicht loskommen. Schließlich kamen die Divs nach Hause und als sie ihn unter dem Laib liegen sahen, wunderten sie sich und frugen ihn, was er da treibe.

„Ich habe fürchterliches Bauchweh bekommen," entwortete der Aschenstocherer, „und mir den warmen Laib auf den Bauch gelegt, damit es vergeht. Jetzt ist es besser, ihr könnt den Laib herausnehmen."

Dann brauchten die Divs Wein zum Mittagessen. Einer nahm einen mächtigen Krug, gab ihn dem Aschenstocherer und sagte: „Du, wenn du ein guter Kamerad sein willst, draußen im Hof ist die Weintonne[1], geh' und hol' Wein!"

[1] Große, übermannshohe Tontöpfe, die in die Erde eingelassen werden.

Der Aschenstocherer bekam ordentlich Angst, als er den riesigen Krug vor sich sah, ging aber doch hinaus. Die Divs warteten und warteten auf seine Rückkehr, als es ihnen aber zu lange dauerte, gingen sie selber hinaus, um nachzuschauen. Da stand der Aschenstocherer, hatte eine Schaufel in der Hand und war daran, die Weintonne auszugraben.

„Was treibst du denn da?" frugen sie ihn.

„Ach, es ist doch gescheiter, ich nehme die ganze Weintonne heraus," antwortete der Aschenstocherer, „was soll ich denn immer mit dem kleinen Krug hin und her laufen?"

Den Divs wurde es nun doch Angst: „Wenn wir zu neune die leere Weintonne kaum schleppen können, und der allein will sie voll hereinbringen, so ist es nicht ganz geheuer", dachten sie, füllten sich ihren Krug selber und setzten sich zum Essen. Als einer der Divs hustete, warf es den Aschenstocherer an die Decke. Alle schauten verwundert hinauf und sahen, wie er da saß und würfelte.

„Was tust du denn da droben? frugen sie ihn.

„Wie wagt ihr es, in meiner Gegenwart zu husten? Den Stecken da zieh' ich aus der Decke, um euch die Seiten ein bißchen einzuschmieren."

Noch mehr erschraken jetzt die Divs. „Wir neune können kaum so einen Deckenbalken schleppen, und er nennt das einen Stecken", sagten sie einer zum andern. So groß war ihr Schrecken, daß sie das Haus verließen und sich in alle Winde zerstreuten. Der Aschenstocherer aber richtete sich in dem verlassenen Haus der Divs häuslich ein.

Einer von den Divs traf auf der Flucht einen Fuchs. Der frug ihn: „Wohin läufst du denn, Div? Was ist dir denn passiert?"

„Wieso, wohin ich laufe?" antwortete der Div. „Zu uns ist ein Mensch gekommen, der hat uns beinahe alle verschluckt."

Der Fuchs aber lachte laut auf, als ihm der Div alles

erzählt hatte. „Das ist ja der Aschenstocherer, ein armer Schlucker!“ sagte der Fuchs. „Wegen seiner Faulheit hat ihn seine Frau aus dem Hause gejagt. Ich kenne die beiden ganz gut. Alle ihre Hennen hab' ich ihnen weggeschleppt. Und ihr habt euch vor diesem Hasenfuß gefürchtet!“

„Ich glaub' dir nicht“, sagte der Div.

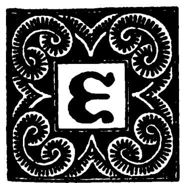
„Komm nur, du wirst schon sehen. Hier, binde mich mit diesem Strick an!“ Und der Fuchs band sich selbst den Strick um und das andere Ende um den Leib des Divs. So kehrten sie beide zum Hause des Divs zurück. Als der Aschenstocherer sie kommen sah, erschrak er zuerst, faßte dann aber wieder Mut und fing an zu schimpfen.

„Ha, du elender Kerl!“ herrschte er den Fuchs an, meine zwölf Divs solltest du fangen und da bringst du mir einen einzigen? Wart' nur ...“

So fürchterlich erschrak der Div, daß er eiligst den Strick zerriß, der ihn mit dem Fuchs verband und davonlief, bis hinter den neunten Berg.

Der Aschenstocherer aber nahm sich die ganze Habe der Divs, lud sie auf Kamele und machte sich auf den Weg zu seiner Frau. Die war's zufrieden und von nun an lebten sie in Lust und Freude miteinander.

3. DER SCHMAROTZER



Es war einmal einer, der war faul und dumm. Gar nichts nannte er sein Eigen, die Arbeit mochte er nicht. Bei dem einen bettelte er um Essen, bei dem anderen um einen Trank, bei dem dritten um etwas Anderes. So schlug er sich durch und kannte weder Ehre noch Scham. Er hatte gutmütige Nachbarn, die ihm halfen, wenn ihnen seine Bettelei auch nicht gefiel. Wo er sich sehen ließ, hieß es „Der Schmarotzer ist da! Gewiß braucht er wieder etwas von uns.“ Der aber tat, als höre

er nichts und ließ sein Betteln nicht sein. Schließlich wollte niemand mehr etwas von ihm wissen.

Das war nun recht schlimm für den Schmarotzer, aber arbeiten, nein, das wollte er nicht.

„Die Menschen taugen alle nichts; nicht einmal Mitleid haben sie mit einem armen Teufel. Ich will doch lieber mich an den wenden, der gnädiger ist als alle andern."

Er versteckte sich also irgendwo, hob die Hände gen Himmel und flehte: „Herr Gott! Der du mich erschaffen hast, Schöpfer der Welt! Gib mir armem Elenden zu leben!"

Aber es kam nichts, so sehr er auch um sich sah und suchte. Zum zweiten, zum dritten Male wiederholte er sein Gebet.

„Ha, ha, ha," tönte es plötzlich ganz in seiner Nähe, „mach nur den Mund fest auf!" Und die Jungen aus der Nachbarschaft standen da und lachten ihn aus. Da schämte sich der Schmarotzer und beschloß, auf einen hohen Berg zu steigen, wo er Gott näher wäre, und wo es keine Menschen gäbe, die ihn auslachen könnten.

Auf dem Wege begegnete ihm ein Wolf.

„Mensch, Mensch, wohin gehst du?" frug dieser.

„Zu Gott", antwortete der Schmarotzer.

„Wenn das so ist, so erkundige dich danach: ich habe von jedem lebenden Tier schon gefressen, werde aber nicht fett dabei. Frage doch, was ich fressen soll. Ich warte hier, bis du zurückkommst."

„Gut, gut", sagte der Schmarotzer und ging weiter.

Bald kam er an eine Eiche.

„Mensch, wohin des Wegs?" frug ihn diese.

„Zu Gott."

„Wenn's wahr ist, so tu mir den Gefallen und erkundige dich, warum meine eine Seite vertrocknet ist."

„Gern will ich das tun", sagte der Schmarotzer, setzte seinen Weg fort und kam an einen Fluß.

„Mensch, Mensch! Wohin gehst du?" rief ein Fisch aus dem Wasser ihn an.

„Zu Gott."
„Bitte, bitte, erkundige dich, warum ich auf dem linken Auge blind bin."
„Die Bitte ist leicht zu erfüllen", antwortete der Schmarotzer und ging weiter. Als er auf den Grat des Berges gekommen war, stand da ein Hirsch und frug ihn, was er da heroben suche.
„Ich habe mit Gott zu sprechen und deshalb bin ich heraufgekommen."
Der Hirsch war ein gutmütiges Tier und sagte zu ihm: „Du bist jetzt oben auf dem Berge und wenn du noch weiter hinaufwillst, so kannst du mein Geweih als Leiter benutzen."
Der Schmarotzer ließ sich das nicht zweimal sagen, stieg auf den Hirsch und kletterte an dessen Gestänge empor. Plötzlich hörte er eine Stimme von oben:
„Irdischer, wohin willst du?"
„Zu dir, Allergnädigster!" antwortete erschauernd der Schmarotzer.
„Was willst du von mir?"
„Herr, ich habe nichts zu leben, sei mir gnädig!"
„Kehre nach Hause und du sollst finden, was du suchst!" antwortete der Höchste.
Dann brachte der Schmarotzer auch noch die Anliegen des Wolfes, der Eiche und des Fisches vor, erhielt die erbetene Auskunft, dankte dem Allerhöchsten, dankte auch dem Hirsch und machte sich auf den Heimweg. So froh war er, daß er mehr tanzte als er ging. Bald kam er auch wieder zu dem Fluß.
„Nun?" frug ihn der Fisch.
„In deiner linken Kieme steckt ein Diamant, den nimm heraus und du wirst wieder sehen", antwortete der Schmarotzer.
„Wenn du mir einen Gefallen erweisen willst, so hilf mir!" sagte der Fisch. Der Schmarotzer nahm ihm den Diamanten aus der Kieme und das linke Auge des Fisches

wurde wieder sehend. Um seine Dankbarkeit zu beweisen, schenkte ihm der Fisch den Stein, aber der Schmarotzer warf ihn ins Wasser.

„Wozu denn? Ich finde zu Hause sowieso, was ich brauche“, sagte er hochmütig und ging weiter.

„Der muß schön dumm sein“, dachte der Fisch und schwamm fröhlich weg.

Der Schmarotzer aber kam bald auch zu der Eiche.

„Hast du etwas erfahren?“ frug ihn diese.

„Freilich! Da unter deiner vertrockneten Seite liegt ein großer Weinkrug begraben, den nimm heraus und der Saft kann wieder in dich aufsteigen.“

Die Eiche bat ihn um Hilfe. Der Schmarotzer ließ sich auch nicht lange bitten und grub den Grund an der vertrockneten Seite des Baumes auf. Der Weinkrug aber war bis zum Rand voll Gold und Silber. Die dankbare Eiche schenkte alles dem Schmarotzer.

„Was soll ich damit, wenn ich doch mein Auskommen zu Hause habe“, antwortete dieser, gab dem Weinkrug einen Fußtritt und alles Gold und Silber rollte in den Abgrund.

„Muß der dumm sein!“ dachte sich auch die Eiche, „wenn er es selbst nicht brauchen kann, hätte er's doch andern Leuten geben können“, und schüttelte ihr Laub zum Zeichen dafür, wie sehr sie sich über diesen Menschen wunderte.

Bald darauf kam der Schmarotzer zum Wolf.

„Was für eine Antwort bringst du mir?“ frug dieser.

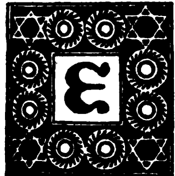
„Ich soll dir sagen, daß Menschenfleisch dich fett machen wird.“

„So, so! Na, du bist ja auch ein Mensch“, sagte der Wolf und riß den Rachen auf . . .

Am folgenden Tag fanden Hirtenbuben Kleiderfetzen und brachten sie ins Dorf. Alle erkannten des Schmarotzers Kleider wieder und bemitleideten ihn, obwohl sie ihn gar nicht leiden mochten. Ein alter Mann aber sagte zu den Jungen:

„Da seht ihr's! Die Welt ist Arbeit; der Faule nimmt's krumm. Und sein Leben, sein Tod sind zum Weinen, zum Lachen!"

4. DER MEISTER UND SEIN SCHÜLER



s war einmal ein armer Bauer, der hatte einen Sohn. Eines Tages sagte seine Frau: „— Du mußt den Jungen etwas lernen lassen, sonst wird nichts aus ihm. Was soll denn das sein, wenn er so unwissend bleibt wie du."

Dem Bauern paßte das zwar nicht, aber die Bäuerin gab ihm keine Ruhe. So machte er sich denn einmal auf den Weg, nahm seinen Sohn mit sich und begab sich auf die Suche nach einem Meister. Unterwegs wurden sie beide durstig, und da sie eben eine Quelle fanden, tranken sie sich satt und standen wieder auf mit den Worten: „Ach, wie gut bist du."

Da kam plötzlich ein Teufel aus der Quelle hervor, verwandelte sich in einen Menschen und sagte zu dem Bauer:

„Was willst du Mensch! Was fehlt dir?"

Der Bauer erzählte ihm, was er beabsichtige.

„Gib mir deinen Sohn," sagte der Teufel, „und laß ihn auf ein Jahr bei mir. Ich werde ihn lehren. Dann komm; wenn du ihn wiedererkennst, kannst du ihn mitnehmen, wenn nicht, bleibt er bei mir."

Bei dem Teufel waren noch viele andere Knaben, die er auf diese Weise sich zu eigen gemacht hatte. Im Laufe eines Jahres hatten sie sich so verändert, daß ihre Eltern sie nicht wiedererkennen konnten. Aber das wußte der Bauer ja nicht; darum willigte er in den Vorschlag des Teufels ein, ließ seinen Jungen da und machte sich auf den Heimweg.

Als das Jahr um war, ging er seinen Sohn aufsuchen. Der Teufel war gerade nicht anwesend, und auf dem Hofe

stand eine ganze Menge Knaben. Der Bauer schaute und schaute — aber seinen Sohn konnte er nicht herausfinden. Desto besser kannte dieser seinen Vater und stand plötzlich vor ihm.

„Jetzt kommt unser Meister," sagte er, „verwandelt uns alle in Tauben und befiehlt uns aufzufliegen. Wenn wir dann wegfliegen, werde ich der vorderste sein und wenn wir zurückkommen, der hinterste. Wenn dich dann der Meister fragt, welche Taube dein Sohn sei, so wirst du wissen, welche es ist."

Wie freute sich da der Bauer und mit welchen Hoffnungen wartete er die Rückkehr des Meisters ab!

Der kam auch wirklich nach einiger Zeit, rief seine Schüler zusammen, verwandelte alle in Tauben und ließ sie auffliegen. Wirklich war der Bauernsohn der letzte, als sie zurückflogen.

„Nun, welche von den Tauben ist dein Sohn?" frug der Meister. Der Bauer deutete auf die letzte. Ganz greulich ärgerte sich da der Teufel; er erriet gleich, was da dahinter steckte, aber was sollte er machen? Er mußte dem Bauern seinen Sohn zurückgeben.

Vater und Sohn machten sich also auf den Heimweg. Da trafen sie eine Schar Edelleute, die eben jagten. Ein Hase lief da und hinter ihm die Hunde her, die ihn aber nicht einholen konnten. Da sagte der Junge zu seinem Vater: „Geh in dieses Gebüsch und jage einen Hasen auf; ich verwandele mich in einen Hund und fange ihn vor den Augen dieser Edelleute. Die werden dann in dich dringen, deinen Hund zu verkaufen; zier' dich aber und verkauf' mich recht teuer. Dann verwandle ich mich im passenden Augenblick wieder und hole dich ein!

Gesagt, getan. Der Vater geht ins Gebüsch, scheucht einen Hasen auf, der Sohn verwandelt sich in einen Jagdhund, läuft dem Hasen nach, holt ihn ein und erwischt ihn vor den Augen der Edelleute.

Natürlich wollten die nun den Hund haben, kamen zu

dem Bauern und forderten ihn auf, seinen Jagdhund zu verkaufen. Der tat zuerst, als wollte er nicht; als sie ihm aber immer mehr boten, willigte er schließlich ein, steckte das Geld in die Tasche und gab ihnen den Hund. Die Edelleute banden das Tier mit einem Strick fest und führten es weg. Bald darauf stöberten sie unter einem Busche wieder einen Hasen auf, ließen den ebengekauften Jagdhund los und hetzten ihn auf den Hasen. Der Hund jagte das Langohr ein gutes Stück Weg vor sich hin und als ihn die Jäger aus dem Gesicht verloren hatten, verwandelte er sich wieder in einen Jungen und lief seinem Vater nach.

Als die beiden eine Weile gegangen waren, schien ihnen das Geld zu wenig. „Wir müssen noch welches bekommen", sagte der Junge zu seinem Vater.

Wirklich trafen sie bald darauf auf eine zweite Gesellschaft von Edelleuten, die auf Fasanen jagten. Sie hatten ihre Falken losgelassen, aber es war umsonst gewesen. Schnell verwandelte sich nun der Junge in einen Jagdfalken und schlug einen Fasanen in der Luft.

Die Edelleute wurden fast närrisch vor Begeisterung, so sehr gefiel ihnen dieser Falke, und feilschten mit dem Bauern um dessen Preis. Billig ließ er ihn aber nicht ab steckte sein Geld ein und trollte sich. Die Jäger wollten ihren neuen Falken bald auf die Probe setzen und ließen ihn auf den nächsten Fasanen los, den sie sahen. Der Falke jagte den Fasanen ein gutes Stück weit, verwandelte sich dann wieder und . . . lief seinem Vater nach.

Jetzt hatten sie schon ziemlich viel Geld, aber dem Jungen war's noch immer zu wenig und deshalb schlug er seinem Vater ein neues Stückchen vor.

„Ich will mich in ein edles Pferd verwandeln, setze du dich auf mich, führe mich in die Stadt und verkaufe mich. Aber vergiß nicht, an einen Flimmeräugigen darfst du mich nicht abgeben und wenn schon, nimm den Zügel ab, sonst kann ich mich nicht mehr verwandeln."



Kaum hatte er das gesagt, als er schon ein schönes Pferd war. Sein Vater setzte sich darauf und führte es in die Stadt. Dort fanden sich viele Käufer, die Lust hatten, das Tier zu kaufen; am meisten aber bemühte sich darum ein Flimmeräugiger; wenn einer einen Rubel mehr bot, so bot er gleich einige Tuman[1]; den Bauern überkam die Geldgier und er gab ihm sein Pferd ab. Der Flimmeräugige kaufte ihm auch den Zügel ab, setzte sich darauf und trieb es weg.

Wie er sich freute, daß ihm sein Schüler wieder in die Hände gefallen war! Er ritt nach Hause und schloß ihn in einen dunklen Raum ein. Der Schüler aber wurde traurig und elend, und dachte darüber nach, wie er sich befreien könnte, fand aber kein Mittel. So verging die Zeit.

Eines Tages bemerkte er, wie in seinen Stall ein Sonnenstrahl eindrang. Als er nachsah, war es eine Spalte in der Türe. Schnell verwandelte er sich in eine Maus und schlüpfte hinaus. Als ihn der Meister sah, verwandelte er sich in eine Katze und lief der Maus nach.

Da läuft die Maus, ihr nach die Katze! Schon hatte diese den Rachen geöffnet um ihre Beute zu packen, als die Maus sich in einen Fisch verwandelte und ins Wasser sprang. Aber der Meister wurde im Nu ein Netz und schwamm hinter dem Fisch her. Fast war dieser gefangen, da verwandelte er sich in einen Fasan, der Meister als Falke hinter ihm her. Schon fühlte der Fasan die Klauen seines Feindes, als er sich in Gestalt eines rotbackigen Apfels niederfallen ließ, gerade in den Schoß des Königs. Gleich wurde der Meister zum Messer, das der König auf einmal in der Hand hielt. Schon wollte dieser zugreifen und den Apfel zerschneiden ... da war aber schon kein Apfel mehr da, sondern ein Häufchen Hirse und davor stand eine Henne mit ihren Küken ... der Meister. Sie pickten und pickten, bis nur noch ein Körnchen überblieb. Das wurde im letzten Augenblick zu einer Nadel, Huhn und Küken

[1] = 10 Rubel.

zu einem Faden im Öhr der Nadel. Da flammte die Nadel auf und ... der Faden verbrannte.

Dann verwandelte sich die Nadel wieder in einen Jungen, der nach Hause zu seinem Vater ging und mit diesem froh und glücklich seine Tage verbrachte.

5. DER TRÄUMER



Es war einmal ein Junge, der hatte eine Stiefmutter. Eines Tages schüttete diese Getreidekörner zum Trocknen auf die Tenne und befahl ihrem Stiefsohn, darauf achtzugeben. Der schlief aber ein und während er schlief kamen die Hennen und fingen an das Getreide zu picken. Schrecklich zornig wurde da die Stiefmutter und schlug den armen Jungen.

„Mutter, Mutter!" rief dieser, „horch, was ich dir sage!"

„Nun,was?"

„Hör', was ich geträumt habe: mit einem Fuß stand ich mitten in Bagdad, mit dem anderen am Rande der Stadt; auf dem einen saß die Sonne, auf dem anderen der Mond und die Sterne hatte ich an den Händen und im Gesicht."

Der Stiefmutter gefiel dieser Traum so sehr, daß sie ihn haben wollte: „Gib mir sofort deinen Traum!"

„Aber, das war doch nur ein Traum, wie kann ich dir ihn geben!" sagte der Junge.

Wieder bekam er Schläge und wurde aus dem Hause gejagt.

Fort ging der Junge und wanderte, bis er zu dem Schlosse eines Königs kam.

„Wohin des Wegs?" frug der König, „was willst du?"

„So und so steht meine Sache," antwortete der Junge, „meine Stiefmutter hat mich geschlagen und mich aus dem Hause gejagt, weil ich ihr meinen Traum nicht geben konnte."

Der König ließ sich den Traum erzählen und wollte ihn gleichfalls haben.

„Ich kann doch nicht!" sagte der Junge, „es war doch ein Traum! Er ist gekommen und wieder gegangen . . ."

Der König aber ließ den Jungen in eine Grube werfen. Nun hatte dieser König eine wunderschöne Tochter. Der tat der kleine Junge leid; sie brachte ihm heimlich Essen und ließ es in die Grube hinunter.

Dieser König nun war der Herrscher des Westens. Und der König des Ostens hatte um die Hand seiner schönen Tochter gebeten, aber vergebens. Nun schickte der Herrscher des Ostens eines Tages zum König des Westens vier Stuten und ließ ihm sagen:

„Errate, welches die Mutter, welches das jüngste Füllen, welches das mittlere und welches das älteste ist. Wenn du's errätst, ist's gut, wenn nicht, gehört deine Tochter mir."

In eine recht schlimme Lage kam da der König mit seiner Tochter, denn das konnten sie auf keine Weise erraten. Die Königstochter sagte zu dem Jungen, als sie ihm wieder einmal zu essen brachte: „Armer Träumer, was soll nun aus dir werden? Wenn ich zum König des Ostens muß, wirst du verhungern." Und dann erzählte sie ihm die Sache mit den vier Stuten.

„Seid unbesorgt," sagte der Junge, „ich will euch helfen. Gebt den Pferden ordentlich zu essen und tut Salz hinein, dann sperrt sie in den Stall. Laßt sie nicht heraus bis zum nächsten Tag und wenn ihr dann die Stalltüre aufmacht, dann werdet ihr euch wundern: zuerst kommt zum Trinken die Mutter heraus, dann das jüngste Füllen, dann das mittlere und zuletzt das älteste."

Die Königstochter erzählte das ihrem Vater und so geschah es denn auch.

Da diese List nicht gelungen war, schoß der König des Ostens einen Pfeil ab, der vor dem Hause des Königs des Westens stecken blieb und den niemand herausziehen konnte.

Wieder ging die Königstochter zum Träumer und frug um Rat.

„Fürchte nichts," sagte dieser, „heute Nacht geh' ich aus der Grube und hole den Pfeil heraus."

So tat er denn auch; er zog den Pfeil heraus, legte ihn auf den Boden und kehrte wieder in seine Grube zurück.

Als der König am Morgen den Pfeil fand, rief er: „Wer hat den Pfeil herausgeholt? Wer? Dem will ich meine Tochter geben!"

Alle, die das hörten, wollten es getan haben. Aber der König war auf der Hut: „Wer ihn herausgezogen hat, der soll ihn jetzt auch wegtragen!" befahl er. Doch konnte niemand den Pfeil von der Stelle rühren.

„Väterchen," sagte dann die Königstochter, „vielleicht war es der Träumer!"

Man schickte die Veziere mit dem Auftrag, den Träumer zu holen. Der kam, hob den Pfeil auf und schoß ihn zurück ins Haus des Königs des Ostens.

Der König aber freute sich ungemein und gab seine Tochter dem Träumer. Zwei, drei Wochen bloß blieben die beiden Neuvermählten zusammen, dann machte sich der Träumer auf, um den König des Ostens zu bekriegen.

Als er schon ziemlich weit gekommen war, sah er auf einem Felde einen Mann der pflügte und dann die aufgeworfenen Schollen verschlang.

„Du, Mann," rief er ihm zu, „das muß doch eine sehr schwierige Sache sein, solche Schollen zu verschlingen."

„O nein!" antwortete dieser. „Schwer war das, was der Träumer zustande gebracht hat, die Königstochter zu heiraten und jetzt Krieg zu führen."

„Der Träumer bin ich! Komm mit mir, wir wollen Brüder sein!"

Weiter gingen sie und stießen auf einen, der saß am Meere und trank gierig die salzigen Wellen.

„Das ist doch eine ziemlich schwere Sache, so viel Meerwasser zu schlucken", meinte der Träumer.

„Nicht doch!“ sagte der, „schwer war das, was der Träumer zuwege gebracht hat, nämlich die Königstochter zu heiraten und jetzt Krieg zu führen.“

„DerTräumer bin ich!Komm mit,wir wollenBrüder sein!“

Auch der schloß sich den beiden an und sie setzten ihren Weg zu dritt fort. Da sahen sie einen, der hatte sich Mühlsteine an die Füße gebunden und lief einem Hasen nach. Sie wunderten sich ungemein und riefen ihm zu, es sei doch etwas sehr Schwieriges, was er da mache.

„Was, schwer?“ antwortete dieser. „Schwer war das, was der Träumer vollbrachte, der die Königstochter geheiratet hat und jetzt Krieg führt.“

„Der Träumer bin ich! Komm mit!“

Nun waren sie zu viert. Da trafen sie einen, der hatte ein Ohr auf die Erde gelegt, horchte und sprach dabei.

„Was tust du da?“ frugen sie ihn.

„In der Unterwelt führen die Ameisen Krieg und ich helfe ihnen und gebe ihnen guten Rat.“

Wieder meinte der Träumer, das müsse sehr schwer sein und erhielt dieselbe Antwort wie von den anderen. Nun schloß sich auch dieser Mann an und so waren sie jetzt zu fünft. Sie gingen weiter und sahen bald einen Mann stehen, der hatte einen Bogen in der Hand und schaute in die Luft.

„Was schaust du denn da?“ frugen sie.

„Vor drei Tagen habe ich einen Pfeil abgeschossen und jetzt erst kommt er zurück“, antwortete der Mann.

„Oho! Da hast du aber etwas sehr Schwieriges fertiggebracht!“ lobte der Träumer, erhielt aber auch von diesem Mann dieselbe Antwort wie früher.

Jetzt waren ihrer sechse. Weiter gingen sie und trafen einen, der hatte sich an eine Schar Tauben herangeschlichen und tauschte ihnen eben die Flügel aus, ohne daß die Vögel etwas davon merkten.

„O, o! Das ist aber schwer!“ meinte der Träumer und hörte von dem Manne genau dasselbe, was er von den andern gehört hatte.

Sieben waren's jetzt, die ihren Weg zogen. Da kam ihnen einer entgegen, der war ein Priester und hatte sich seine Kirche auf den Rücken gebunden und wo es ihm gefiel, da stellte er sie hin und hielt Gottesdienst ab.

„Priester, Priester! Das ist nun aber wirklich ein schweres Stück!"

Aber der Priester wollte das nicht zugeben; das sei schwer, meinte er, was der Träumer gemacht hatte.

Nun waren sie schon acht. Zu acht gingen sie zum König des Ostens und verlangten seine Tochter. Der wollte aber nicht so ohne weiteres.

„Zuerst will ich wissen, wer ihr seid und dann wollen wir von meiner Tochter sprechen. Ich werde von meinem Bäcker drei Tage lang Brot backen lassen, wenn ihr's in einem Tage aufeßt, kriegt ihr meine Tochter, wenn nicht, schneide ich euch die Köpfe ab." So sagte der König.

„Nu, mal los," sagten die Gefährten zu dem Schollenfresser. „Mensch, wenn du Erdschollen fressen kannst, macht dir doch das Brot keine Angst."

„Laßt das meine Sorge sein," sagte der, „nicht ein Krümchen laß ich übrig."

Und riesige Haufen Brot schleppten sie herbei, der Schollenfresser aber verschlang alles; nicht ein Stückchen blieb übrig.

„Gut," sagte der König, „jetzt müßt ihr noch Wein trinken. Wenn ihr meinen Sechsarbenweinkrug[1] austrinken könnt — auf einen Sitz aber! — dann bekommt ihr meine Tochter, sonst — ich eure Köpfe!"

„Gut!" sagten die Freunde, „jetzt ist an dir die Reihe, Meerwassersäufer. Wenn du Salzwasser trinken kannst, wirst du wohl auch mit dem Wein fertig."

„Her mit dem Wein, und alles andere ist meine Sache!" sagte der Meerwassersäufer. Als er aber den Weinkrug sah, lachte er und sagte:

---

[1] Das heißt ein Weinkrug, zu dessen Beförderung man sechs Arben (Wagen) braucht.

„Ach, das ist ja bloß ein Schluck, das werden wir gleich haben!"

Und trank den ganzen Weinkrug aus.

„So, jetzt wollen wir drei Tagereisen weit Wasser holen lassen; schickt ihr euren Mann und ich schicke den meinen. Kommt der meine zuerst, dann gibt's keine Tochter und eure Köpfe sind verspielt; kommt der eure zuerst, bekommt ihr mein Kind."

Nun mußte der herhalten, der mit Mühlsteinen an den Füßen den Hasen gejagt hatte. „Laßt mich nur machen", sagte er und machte sich mit dem Beauftragten des Königs auf den Weg. Als sie einen ganzen Tag gelaufen waren, blieb dieser schon zurück, der Hasenjäger aber lief noch munter. Da dachte jener sich eine List aus und sagte: „Weißt du was, wir wollen langsam gehen, was sollen wir uns so anstrengen. Laß uns ein wenig ausruhen und dann gehen wir wieder." Der andere traute ihm; sie setzten sich nieder, aßen und tranken. Aber der Beauftragte des Königs träufelte ein Schlafmittel in den Wein seines Nebenbuhlers. Der schlief ein, der andere aber stand auf, lief, und lief, durchlief zwei Tagereisen, kam ans Wasser, füllte sein Gefäß und lief zurück. Einen ganzen Tag war er schon auf dem Rückweg und der Hasenjäger schlief immer noch.

Da sagte der Träumer zum Bogenschützen: „Du, schau mal und hör mal. Mir scheint, da kommt schon der Mann des Königs, wo aber ist der unsre?"

Der Bogenschütze schaute und sprach: „Weh, der unsere ist auf halbem Wege eingeschlafen und der andere hat sein Gefäß schon gefüllt und ist auf dem Rückweg.

„Hilf, hilf!", riefen alle die Sieben.

Der Schütze nahm Bogen und Pfeil, schoß und der Pfeil traf den einen Mühlstein des Schlafenden. Der wachte auf, lief wie der Wind zum Wasser, füllte sein Gefäß und holte den Mann des Königs ein.

„So, jetzt wollen wir Hochzeit halten", sagte der König zum Träumer.

Man holte die Tochter und traute die beiden. Es gab ein sehr gutes Mahl, aber der König befahl seinen Leuten, heimlich Gift in das Essen seiner fremden Gäste zu mischen, damit sie alle stürben. Aber dieses heimliche Gespräch hatte einer von den achten doch gehört, der nämlich, welcher die Ameisen in der Unterwelt belauscht hatte und der erzählte es dem, der den Tauben ihre Flügel vertauscht hatte. Der vertauschte also die Teller, ohne daß des Königs Leute etwas merkten, und wer die vergifteten Teller bekam, der starb.

Da war nichts mehr zu machen. Aber der König versuchte es noch einmal. „So, jetzt bringt mir einen her, der die Mitgift wegschafft", sagte er.

Da sprang der Priester, der seine Kirche mitschleppte, helfend ein: „Laßt mich nur machen," sagte er, „nicht bloß die Mitgift schlepp' ich weg, ihr könnt euch selbst noch oben drauf setzen!"

Also luden sie ihm die ganze Habe der Königstochter auf. „Nur her damit, nur her damit!" rief der Priester, als könnte er nicht genug bekommen. Dann gingen sie weg und jeder kehrte nach Hause zurück.

Über all dem aber waren fünf, sechs Jahre vergangen. Des Träumers erste Frau hatte einen Knaben geboren und der war auch schon hübsch groß geworden. Als der Träumer nun zurückkam, setzte er die eine Frau zur Rechten, die andere zur Linken seines Throns. Sein Söhnchen aber kam mit einem goldenen Waschbecken, setzte es vor seinem Vater nieder und wusch ihm Hände und Füße. Der Träumer aber zeigte auf seine beiden Frauen und sprach, zu seinem Schwiegervater gewendet: „Sieh, das ist die Sonne und das ist der Mond. Und der mir Füße und Hände wäscht, ist ein funkelnder Stern. Wer hat dir die gegeben?"

Der König aber trat dem Träumer seinen Thron ab und sein Königreich und setzte ihm selbst die Krone aufs Haupt.



6. DIE ERDE WILL DAS IHRE HABEN...



s war einmal eine Witwe, die hatte einen Sohn. Der Junge wuchs auf und sah, daß alle um ihn, er allein ausgenommen, einen Vater hatten. „Mutter," frug er eines Tages, „warum haben alle anderen Jungen einen Vater und ich nicht?" „Weil dein Vater gestorben ist", antwortete die Mutter. „Also kommt er nie mehr?" „Nein, Kind, dein Vater kommt nicht mehr, aber wir gehen zu ihm. Niemand kann dem Tod ausweichen, auch wir müssen sterben und in die Erde hinein." „Ich habe Gott nicht um mein Leben gebeten," antwortete der Junge, „und wenn er es mir einmal gegeben hat, warum nimmt er es mir dann wieder. Ich will einen Ort aufsuchen, wo es keinen Tod gibt."

Seine Mutter wollte ihn freilich daran hindern, daß er in der weiten Welt umherlief, um einen solchen Ort zu suchen, aber umsonst. Der Junge machte sich auf die Wanderschaft. Die ganze Welt durchwanderte er, aber wo er auch hinkam und fragte: „Gibt es auch hier einen Tod?" überall wurde ihm dieselbe Antwort zuteil: „Ja, ja". Schon war er zwanzig Jahre alt geworden, aber den Ort der Unsterblichkeit hatte er immer noch nicht gefunden.

Eines Tages ging er über Feld und sah plötzlich vor sich einen Hirsch, dessen vielverzweigtes Geweih sich in den Wolken verlor. Dem Jüngling gefiel das Geweih des Hirsches ungemein; er näherte sich diesem und sagte: „Ich beschwöre dich beim Schöpfer der Welt, sage mir, gibt es einen Ort, wo der Tod nicht hinkommt?" „Ich bin der Bote Gottes und führe seinen Willen aus," antwortete der Hirsch, „ich werde solange leben, bis mein Geweih an den Himmel reicht, dann aber muß ich sterben. Wenn du willst, kannst du bei mir bleiben, bis zu meinem Tode; es soll dir an nichts fehlen." „Nein," sagte der Jüngling,

„entweder ewig leben oder gar nicht; sonst hätt' ich ja auch zu Hause bleiben können und brauchte nicht in der Welt umherzuwandern!" Mit diesen Worten ließ er den Hirsch stehen und ging weiter. Durch Steppen und Felder, durch Wiesen und Wälder kam er und erreichte endlich einen Abgrund; wie eine Hölle, so bodenlos gähnte er ihm entgegen. An den Rändern des Abgrundes starrten Felsen in die Höhe und auf einem derselben saß unbeweglich ein Rabe. Der Jüngling redete diesen an und frug: „Rabe, kennst du ein Land, wo es keinen Tod gibt?" „Ich bin ein Bote Gottes", antwortete der Rabe, „und werde leben, bis ich diesen Abgrund mit meinem Mist gefüllt habe; wenn du willst, kannst du bei mir bleiben, es soll dir an nichts fehlen!" Aber der Jüngling wollte nichts davon wissen und setzte seine Wanderung fort. Bis zum Meere kam er, ohne daß er irgendjemanden getroffen hätte. Aber einmal sah er in der Ferne ein glänzendes Etwas und als er näher kam, war es ein gläsernes Haus. Es hatte keine Türen, aber bei näherem Zusehen fand er einen Strich auf dem Glase; er drückte darauf und das Haus tat sich auf. Drinnen lag ein Mädchen, so schön, daß die Sonne sogar es um seine Schönheit beneidete und blässer schien, wenn das Mädchen den Fuß vor die Schwelle setzte. Dem Jüngling gefiel die Schöne, er trat an sie heran und stellte ihr dieselbe Frage wie dem Hirsch und dem Raben. „Ein solches Land gibt es nicht," sagte sie, „aber wozu suchst du? Bleib doch bei mir!" „Nicht um dich zu finden, bin ich ausgezogen," entgegnete der Jüngling, „sondern das Land, wo man nicht stirbt." „Vergebens ist dein Streben, die Erde will das Ihre haben, Unsterblichkeit wirst du nie erreichen; sag' mir, wie alt ich bin, wenn du kannst." Der Jüngling schaute sie an; ihre junge Brust, die Farbe ihrer Wangen entzückte ihn so sehr, daß er Leben und Tod vergaß. „Mehr als fünfzehn Jahre kannst du nicht alt sein", antwortete er ihr. „Du täuschst dich," entgegnete sie, „ich bin am ersten Schöpfungstage erschaffen worden und bin

heute noch so, wie ich damals war. Man nennt mich die Schönheit; ich werde ewig so bleiben, wie ich jetzt bin. Du hättest ewig bei mir bleiben können, aber du bist die Unsterblichkeit nicht wert; das ewige Leben wird dir zum Ekel werden." Der Jüngling gelobte ihr, nie etwas gegen ihren Willen zu unternehmen und ewig bei ihr zu bleiben.

Die Jahre verflogen eins nach dem anderen; wie Sekunden so rasch waren sie vorbei. Die Erde veränderte sich, der Jüngling aber wußte von dem allen nichts und das Mädchen blieb wie es war. So verging ein Jahrtausend. Da zog es den Jüngling in die Heimat; seine Mutter wollte er sehen, seine Freunde und Bekannten: „Ich muß jetzt gehen und meine Mutter und meine Verwandten einmal aufsuchen", sagte er zu dem Mädchen. „Nicht einmal ihre Knochen mehr wirst du finden, wozu denn weggehen?" „Was du nur da sagst," unterbrach er sie, „ich bin doch erst vor kurzem zu dir gekommen; wie sollten sie denn schon tot sein." „Ich habe dir's ja gesagt, daß du nicht wert bist, ewig zu leben," entgegnete das Mädchen, „geh nur zu, aber nimm diese drei Äpfel mit und wenn du zu Hause bist, iß sie!"

Der Jüngling verließ die Schöne und kam in seine Heimat zurück. Auf dem Wege kam er an die ihm längst bekannten Orte; der Rabe saß noch da, aber er war tot und der Abgrund voll von seinem Mist. Das Herz schnürte sich dem Jüngling zusammen, als er das sah; er wollte zurück zu seiner Schönen, aber es trieb ihn vorwärts. Über Felsen und durch Wälder und Felder kam er zum Hirsche; der stand noch da, aber er war tot, und auf sein Geweih stütze sich der Himmel. Jetzt erst glaubte der Jüngling, daß viele Jahre vergangen seien, seit er hier zum erstenmal vorbeikam. Aber weiter trieb es ihn in die Heimat. Er kam in sein Dorf, fand aber niemand Bekannten vor. Er frug nach seiner Mutter; niemand wußte von ihr, nur ein paar alte Leute sagten ihm, es habe wirklich nach einer alten Überlieferung einmal eine Frau dieses Namens gelebt;

aber das sei jetzt tausend Jahre her und ihr Sohn könne unmöglich mehr leben.

Niemand wollte ihm glauben, daß er wirklich der Sohn dieser Frau sei; alle dachten, er sei von Gott geschickt. Um ihn sammelten sich Menschen und begleiteten ihn. Schließlich kam er an den Ort, wo ehemals ihr Haus gestanden hatte; da waren noch verfallene, mit Moos und Nesseln bewachsene Mauern. Und nun erinnerte er sich genau wieder an das Vergangene, an seine Mutter, an seine Kindheit, und es ward ihm bitter zumute. Da fielen ihm die Äpfel ein: er aß den ersten und ein weißer Bart fiel ihm plötzlich bis auf die Brust herab; er aß den zweiten und die Knie gaben ihm nach, die Kräfte schwanden ihm und er wurde schwach und hinfällig. Er schämte sich seiner selbst und bat einen Jungen, er möge ihm den dritten Apfel aus der Tasche holen und ihn ihm geben. Und als er ihn gegessen hatte, gab er seinen Geist auf.

Die Leute aus dem Dorfe aber trugen ihn hinaus und begruben ihn um Christi willen.

7. DIE PARADIESROSE



s war einmal ein Bauer, der hatte drei Töchter. Als er nun einmal Heu in die Stadt fahren wollte, frug er sie, was er ihnen mitbringen solle. Die älteste bat um ein Kleid, wie niemand eines habe, die mittlere um einen Spiegel, in dem man die ganze Welt sehen könne, und die jüngste um eine Paradiesrose.

Der Bauer fuhr in die Stadt, verkaufte sein Heu vorteilhaft, erwarb das Kleid für die älteste und den Spiegel für die mittlere Tochter, konnte aber in der ganzen Stadt keine Paradiesrose finden. Da ward die Jüngste zornig und bat ihren Vater um so dringlicher ihren Wunsch zu erfüllen. Was war da zu machen? Der Bauer mußte wieder

in die Stadt, frug alle, die ihm begegneten, nach der Rose und erfuhr endlich, daß diese im Garten eines Divs wachse, daß es aber sehr schwer sei in diesen Garten zu kommen; wer einmal drinnen sei, könne nicht mehr heraus und werde ein Opfer des Divs.

War sein Weg lange, war er kurz? . . . Er kam endlich doch in den Garten und sah den Div dort unter dem Strauche schlafen, auf dem die Paradiesrose wuchs. Er stahl sich vorsichtig an den Strauch heran, riß die Rose ab und lief zurück, so schnell ihn seine Beine tragen wollten. Inzwischen war der Div aber aufgewacht, hatte das Verschwinden der Rose bemerkt und lief dem Bauern nach. Lange verfolgte er ihn und hätte ihn beinahe erwischt, aber der Bauer hatte doch sein Haus erreicht und schloß sich darin ein. Der Div blieb vor der Türe stehen und rief mit so schrecklicher Stimme, daß sogar die Blätter auf den Bäumen erzitterten: „Gib mir meine Paradiesrose oder deine jüngste Tochter, sonst zerstöre ich dein Haus und bringe dich und die Deinen um!“ Schrecklich angst ward dem Bauer ob dieser Drohung, und er wußte gar nicht, was er tun sollte. Seine Jüngste aber wußte Rat: „Es hilft nichts, ich gehe zum Div, aber die Rose behältst du.“ Gesagt, getan. Der Div führte sie in sein Schloß.

Dort lebte auch die Schwester des Div, die Dsudsu-kokoba (die Kleinbrüstige) hieß. Eines Tages sagte der Div zu ihr: „Schwesterchen, es kommen heute Gäste, schlachte die Paradiesrose (so nannte er nämlich die jüngste Tochter des Bauern) und mach sie zu Mittag fertig.“ Die Schwester versprach, alles ordentlich zu machen und der Div ging seiner Arbeit nach. Aber Paradiesrose hatte alles gehört und beschloß sich grausam zu rächen. Sie holte sich ein Rasiermesser, und als die nichts ahnende Dsudsu-kokoba sich ihr näherte, warf sie sich auf sie und schnitt ihr den Hals durch; dann schnitt sie sie in Stücke, kochte sie im Kessel und legte ihre Brüste obenauf. Dann nahm sie einen Zauberspiegel mit, einen Kamm und eine Schere und entfloh.

Als der Div mit einer ganzen Schar Gäste nach Haus kam und seine Schwester sie nicht empfing, dachte er, sie wäre mit den Vorbereitungen zum Mittagessen beschäftigt und begab sich in die Küche. Kaum aber hatte er einen Blick in den Kessel geworfen, als er mit Entsetzen sah, daß seine Schwester darin war. Er erriet sofort, was vorgefallen war, ließ seine Gäste im Stich und jagte in furchtbarer Wut hinter Paradiesrose drein. Schon hatte er sie fast eingeholt, als diese den Zauberspiegel hinter sich warf und daraus wuchs ein ungeheurer gläserner Wald hervor. Der konnte aber den Div nicht hindern; er zerschnitt sich zwar böse, aber er kam doch durch den Wald und setzte die Verfolgung fort. Als Paradiesrose ihn wieder hinter sich sah, warf sie den Kamm weg und es wuchs ein Kammwald aus dem Boden. Der Div aber überwand auch dieses Hindernis, wenn auch mit großen Schwierigkeiten. Dann warf Paradiesrose die Schere hinter sich und es wuchs ein Scherenwald hervor. Auch in diesen warf sich der Div kopfüber. Ganz mit Wunden bedeckt, kam er an das andere Ende des Scherenwaldes und, obwohl er vom Blutverluste ganz schwach geworden war, gab er doch die Verfolgung nicht auf. Paradiesrose glaubte ihr Ende sei gekommen und sah sich nach einem Versteck um. Da traf ihr Blick auf ein verschlossenes Häuschen; sie warf sich auf die Knie und flehte zu Gott in heißem Gebet, er möge die Türe öffnen. Wirklich öffnete sich diese sogleich und kaum war Paradiesrose drinnen, als sie sich von selbst wieder schloß. Auch der Div kam zu dem Häuschen; so sehr er sich aber bemühte hineinzukommen, so nutzlos waren seine Bemühungen. Schließlich gab er es auf und kehrte in sein Schloß zurück.

Paradiesrose aber untersuchte ihren Zufluchtsort und fand in einem Winkel einen Sarg, in dem ein schöner Jüngling, der Sohn des dortigen Königs, lag. Der hatte eines Tages auf die Sonne geschossen und seit der Zeit war er tagsüber tot. Nachts aber lebte er wieder auf. Sein Vater

hatte das Häuschen für ihn erbaut und den Sarg mit seinem lebendig-toten Sohn hineingestellt. Jeden Abend verließ der wieder auflebende Prinz seinen Sarg, aß, was man ihm gebracht hatte und legte sich am Morgen wieder hinein. Paradiesrose nährte sich jeden Morgen von dem, was er am Abend übriggelassen hatte, zeigte sich aber dem Prinzen nicht. Der wunderte sich freilich darüber, daß das Häuschen so sauber gehalten wurde. Da nahm er nun einmal in der Nacht eine Kerze, durchsuchte das ganze Haus und entdeckte endlich ein Weib. Er frug sie, wer sie sei und wie sie hierher gekommen sei und sie erzählte ihm alles, was ihr passiert war. Der Prinz verliebte sich in sie und sie lebten zusammen wie Mann und Frau. Tage vergingen, Wochen, Monate; endlich kam die Zeit, wo sie entbinden sollte. Da gab ihr der Prinz einen Ring und sagte: „Geh mit diesem Ring zum Hofe meines Vaters; du wirst zuerst auf böse Hunde stoßen, die sich mit Gebell auf dich werfen werden, zeige ihnen aber meinen Ring und sie werden dich in Ruhe lassen. Bitte dann um Nachtlager; du wirst entbinden und dann komme ich und besuche dich."

Paradiesrose nahm Abschied vom Prinzen und machte sich auf den Weg. Lange ging sie, wenig ging sie; schließlich kam sie zum Hofe des Königs, wo die Hunde mit Gebell sie anfielen, sich aber gleich beruhigten, als sie ihnen den Ring zeigte. Der König, der dies alles gesehen hatte, wunderte sich und frug seine Leute, wer dies Weib sei. Niemand aber kannte sie; man wußte von ihr bloß, daß sie um ein Nachtlager gebeten hatte. Der König befahl, ihr ein Zimmer zu geben. In der Nacht gebar sie einen Sohn. Als man am Morgen dem König dies meldete, ging er mit der Königin zu der Wöchnerin und besah sich den Neugeborenen. Der gefiel ihm sehr, denn das Knäbchen war sehr schön — was den König und die Königin aber am meisten wunderte, war, daß der Neugeborene so sehr ihrem Sohne glich; die Königin war so gerührt, daß sie zu

weinen anfing. Der König schickte der Wöchnerin eine Wärterin und kehrte dann mit der Königin in seine Gemächer zurück.

Inzwischen war auch der Prinz wieder aufgewacht. Sofort begab er sich zu dem Hause, in dem Paradiesrose untergebracht war.

„Paradiesrose", rief er zum Fenster hinein.

„Was, Teurer?" antwortete sie, denn sie hatte seine Stimme sogleich erkannt.

„Was hat uns Gott geschenkt, einen Sohn oder eine Tochter?"

„Einen Sohn!"

„Worauf liegst du?"

„Auf einer alten verfaulten Matratze."

„Womit bist du zugedeckt?"

„Mit einer alten Decke."

„Was hast du unter dem Kopf?"

„Einen kalten Stein."

„Wo liegt unser Söhnchen?"

„In einer alten Wiege."

„Wehe meiner Mutter, wehe meinem Vater, das größte Wehe aber meiner alten Amme!" sagte der Prinz und ging wieder in sein Häuschen zurück.

Am nächsten Morgen erzählte die Wärterin, die alles gehört hatte, das ganze Gespräch dem König. Der glaubte aber, sie wolle ihn betrügen und verjagte sie. Dann rief er seinen Vezier zu sich und befahl ihm, in der folgenden Nacht das Haus, in dem die Wöchnerin lag, zu bewachen und ihm das Vorgefallene zu melden. In dieser Nacht aber wiederholte sich alles, was in der vergangenen vorgefallen war. Der Vezier erstattete dem König Bericht und überzeugte ihn davon, daß die Wärterin die Wahrheit gesprochen hatte. Der König befahl nun, die Wöchnerin für die dritte Nacht in ein neues Seidenbett, das Kind aber in eine goldene Wiege zu legen, zu ersterer aber sagte er: „Ich werde mich mit einigen Leuten aus meinem

Gefolge im Nebenzimmer verstecken; wenn der Prinz kommt, sage ihm, sein Sohn sei erkrankt und bitte ihn hereinzukommen; wir werden uns dann seiner bemächtigen und ihn heilen.“

Als es Nacht wurde, kam der Prinz.

„Paradiesrose!“ rief er.

„Was willst du, Liebster?“ antwortete sie.

„Worauf liegst du?“

„Auf einer neuen seidenen Matratze.“

„Womit bist du zugedeckt?“

„Mit einer neuen seidenen Decke.“

„Was hast du unter dem Kopf?“

„Ein neues seidenes Kissen und eine seidene Rolle.“

„Wo liegt unser Söhnchen?“

„In einer goldenen Wiege.“

„Segen meiner Mutter, Segen meinem Vater, und am meisten meiner alten Amme!“

„Ja, das wäre alles sehr schön, aber der Kleine ist krank, willst du nicht hereinkommen und ihn ansehen?“

„Wacht niemand im Hause? Schlafen alle?“

„Sei unbesorgt! Komm herein! Alle schlafen.“

Der Prinz trat ein und kaum war er in dem Zimmer, als sie ihn auch schon gefaßt hatten. Der König und die Königin freuten sich unbändig, als sie ihren Sohn lebendig vor sich hatten. Als es aber Morgen wurde, starb er. Und mit ihm starb auch die Freude im Hause des Königs; Kummer und Sorge nisteten sich wieder ein. Kein Arzt, kein Heilkundiger, kein Weiser konnte helfen; niemand war imstande, den Toten aufzuerwecken.

Da erinnerte sich die Königin ihrer Schwester, die mit der Sonne verheiratet war und beschloß, sie sofort aufzusuchen und um Rat zu fragen. Ob sie lange ging, ob sie wenig ging, wer weiß? Aber sie kam schließlich in ein Reich. Dort wurde sie von dem König empfangen, wie es ihrer hohen Würde gemäß war, und dort erfuhr sie auch, daß die Königin in schweren Geburtswehen liege. Als nun

der König erfuhr, daß ihr Weg ins Reich der Sonne gehe, bat er sie, sie möge der Sonne die großen Schmerzen mitteilen, die seine Gemahlin erleide und ihm auf dem Rückweg die Antwort der Sonne bringen.

Auf ihrem weiteren Weg sah die Königin einen Mann in einem glühenden Backofen stehen. Auch dieser Unglückliche bat sie, der Sonne von seinem Leiden Mitteilung zu machen und ihm auf dem Rückweg den Bescheid der Sonne wissen zu lassen. Wieder ging die Königin weiter und sah einen Hirsch, der mit den Hörnern sich im Himmel verfangen hatte und nicht loskommen konnte. Als der Hirsch von dem Reiseziel der Königin erfuhr, sagte er: „O, mächtige Königin! Seit anderthalb Jahren leide ich jetzt so; die ganze Zeit stampfe ich auf einem Fleck umher und kann nicht loskommen. Habe Mitleid mit mir. Erzähle der Sonne von meinem Unglück und frag' sie, wie dem abzuhelfen wäre. Wenn du zurückkommst, bring mir ihre Antwort. Dafür werde ich dir einen Dienst erweisen: wenn du eine Leiter brauchst in den Himmel, mein Geweih kann dir dazu helfen."

Erfreut benützte die Königin die Gelegenheit; sie kletterte an den Stangen des Hirsches empor und kam bald in's Schloß zu Herrn Sonne. Der war aber gerade nicht zu Hause; er war nämlich auf der Jagd. Doch wurde die Königin von ihrer Schwester empfangen. Die Freude der beiden Frauen war grenzenlos. Schließlich sagte Frau Sonne: „Es ist gut, daß du gekommen bist, während mein Mann abwesend ist; er hätte dich gleich gefressen. Aber du bist noch nicht außer Gefahr: wenn er dich beim Nachhausekommen sieht, frißt er dich doch. Ich muß dich also verstecken." Und sie schloß ihre Schwester in ein Zimmer mit neun Schlössern ein.

Bald darauf kam auch Herr Sonne von der Jagd nach Hause. Kaum war er eingetreten, als er auch schon ausrief:

„Ich rieche Christenfleisch im Hause. Wo ist es?"

„Wie soll hier Christenfleisch sein?“ entgegnete Frau Sonne, „Du hast wahrscheinlich in Christenlanden gejagt!“

„Nein, nein! Ich rieche und fühle, daß sich hier in meinem Hause ein christliches Wesen befindet. Lüge nicht, sag’ die Wahrheit!“

Da gestand Frau Sonne alles ein und fügte hinzu: „Ja, im Schloß ist ein christliches Wesen, aber es ist meine Schwester. Wenn du mir versprichst, ihr nichts zu tun, zeige ich sie dir.“

Herr Sonne versprach das, und Frau Sonne holte ihre Schwester herbei. Die erzählte nun von ihrem Kummer und bat um Hilfe. Dabei vergaß sie auch nicht der in Wehen liegenden Königin, des Mannes im Backofen und des Hirsches.

„Sei unbesorgt, teure Schwägerin! Ich helfe dir und denen, für die du mich bittest. Inzwischen aber sei unser Gast!“

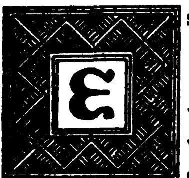
Am andern Morgen wusch sich Herr Sonne mit Wasser, gab davon seiner Schwägerin und sagte: „In diesem Wasser bade deinen Sohn, dann wird er sofort gesund. Der Kreißenden sage, sie solle sich auf gewöhnliches Stroh legen und sie wird sofort entbinden; dem Mann im Backofen sage, er solle aus dem Ofen hinausgehen und er wird seine Qual loswerden; der Hirsch aber soll seinen Kopf ein wenig zur Erde beugen und er wird sein Geweih freibekommen.“

Dann eilte die Königin nach Hause, um ihren Sohn zu heilen. Auf dem Rückweg teilte sie dem Hirsch, dem Mann im Backofen und der kreißenden Königin die Ratschläge der Sonne mit und alle drei wurden ihrer Qualen ledig. Auch ihr Sohn fand Heilung; nachdem er sich in dem Waschwasser der Sonne gebadet hatte, starb er nicht mehr.

Bald darauf heiratete er Paradiesrose und bestieg den Thron seines Vaters. Und es lebte sich in der königlichen Familie glücklich und freudenvoll.

Solange ich nicht in einem Fingerhut Hirse koche, sie mit einer Nadel umrühre und mit dem Fingernagel auslöffle, solange mögen auch die, welche diesem Märchen zugehört haben, kein Kopfweh bekommen!

8. DER SPROSSER UND DIE NACHTIGALL.



s war und es war nicht — es gibt niemand Besseren als Gott —, es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Als er alt wurde, versammelte er diese, denn er wollte wissen, welchem er sein Reich übergeben sollte. Zuerst wandte er sich an den ältesten und frug ihn: „Mein Sohn, kannst du mir eine Kirche bauen, an der niemand einen Fehler finden könnte?" Der Sohn überlegte sich die Sache und sagte: „Nein, Vater, das kann ich nicht." Nun kam der mittlere Sohn an die Reihe, dem er dieselbe Frage stellte und von dem er dieselbe Antwort bekam. Auch diesen entließ er, holte sich den jüngsten und frug ihn dasselbe wie die beiden andern: „Mein Sohn, kannst du mir eine solche Kirche bauen, daß niemand in Volk und Heer einen Fehler daran finden könnte?" Der Jüngste dachte ein wenig nach und sagte: „Ja, das kann ich."

Er rief die Meister zusammen im Königreich, von denen er glaubte, daß sie was zustande brächten, und der Bau begann. Als er fertig war, versammelte der König sein Heer und sein Volk und befahl ihnen, die Kirche zu prüfen und ihm es zu melden, wenn sie Fehler fänden. Aber niemand fand etwas zu tadeln. Nun sollte der König die Kirche selbst betreten und Gottesdienst abhalten, als ein alter Mann vorbeiging, sich die Kirche ansah und sagte: „Ach, was sie da für eine schöne Kirche gebaut haben! Nur schad, daß die Grundmauer ein bißchen krumm ist." Das hörte der König, hielt den Alten an und befahl ihm, zu wiederholen, was er eben gesagt hatte. „Nichts Beson-

deres hab' ich gesagt," antwortete der Alte, „bloß, daß das eine schöne Kirche wäre, wenn die Grundmauer nicht ein bißchen krumm wäre." Als der Königssohn das hörte, ließ er Arbeiter kommen und die Kirche niederreißen. Dann aber baute er eine noch schönere, rief seinen Vater wieder, und der kam mit Volk und Heer und prüfte den Bau. Wieder fand niemand einen Fehler daran, und eben wollte der König eintreten, als wieder ein alter Mann vorbeiging und sagte: „Schön ist die Kirche, aber die Kuppel ist krumm."

Das hörte der König, stellte den Alten und sagte zu ihm: „Laß mich hören, was du eben gesagt hast." Der Alte wiederholte ihm, was er geäußert hatte, und ging seines Weges. Wieder holte sich der Königssohn Arbeiter und baute eine neue, schöne Kirche. Als sie fertig war, versammelte der König Heer und Volk und befahl ihnen, die Kirche zu untersuchen, aber niemand fand einen Fehler. Der König wollte eben den Fuß in die Kirche setzen, als derselbe Alte vorbeiging und sagte: „Schön ist die Kirche, aber Sprosser und Nachtigall fehlen ihr." Der König hörte das, stellte den Alten und frug: „Was hast du gesagt, Alter, wiederhol's!" Der Alte sagte dem König, was er zu sagen hatte, und ging seines Wegs. Der König aber kehrte um und betrat die Kirche nicht. Der Königssohn war sehr betrübt und nahm sich vor, das Land zu verlassen. Sein Vater schenkte ihm ein dreibeiniges Pferd und ließ ihn ziehen. Der Sohn tat seine Rüstung an, stieg auf und machte sich auf den Weg. Aber langsam ging's; das Pferd kroch nur so dahin, es hatte ja auch nur drei Beine. Das Weinen kam dem Königssohn an. Schließlich erreichte er eine Wiese, wo er einen Greis erblickte, der den Mais begießen sollte und der sich bückte, bis er den Fuß sich auf den Bart stellen konnte, sich mühte und mühte, aber ohne daß das Wasser gekommen wäre. Als der Alte den weinenden Reiter bemerkte, sagte er: „Warum weinst du, mein Sohn? Was ist dir passiert?" Der Königssohn erzählte ihm alles,

was vorgefallen war und was er jetzt zu tun gedenke. „Du," sagte der Alte, „sei nicht traurig; glaub' nicht, daß dein dreibeiniger Gaul so einfältig ist, sag' ihm nur, daß du ihn notwendig brauchst, und er wird schon wissen, was er zu tun hat. Er wird dich von hier forttragen bis jenseits des Meeres. Dort wird er dich zu einem Mädchen bringen, das hat einen Sprosser und eine Nachtigall. Wenn du das Mädchen nicht entführst, kannst du auch die Vögel nicht entführen. Aber laß nur das Pferd machen. Gib acht und versteck' dich gut, daß dich das Mädchen nicht sieht, sonst verwandelt sie dich in Wind und Staub. Aber wenn sie sich schlafen legt, bindet sie ihr goldenes Haar los, und es hängt vom Dache bis auf die Erde herunter. Dann geh hin, winde ihr Haar dir um die Hand, und so sehr sie auch schreien mag: ‚Ich brenne', laß nicht los, sondern greif nur noch fester zu. Sie wird dich bei tausenderlei Dingen beschwören, beim Himmel, der Erde, der ganzen Welt, glaub' ihr nicht; erst wenn sie dir bei Sprosser und Nachtigall schwört, daß sie dir als Gattin folgen wolle, laß sie los. Du mußt sehr vorsichtig sein, der kahlköpfige Lautenspieler sitzt seit vier Jahren auf einer Wolke und bewacht sie; er möchte sie gern entführen, aber es gelingt ihm nicht. Also, wenn sie bei Sprosser und Nachtigall schwört, dann laß los und steig hinauf zu ihr."

Der Königssohn verabschiedete sich von dem Alten und sagte zu seinem Pferd: „So, jetzt brauch' ich dich!" Es flog auf wie der Wind, flog übers Meer und aufs trockene Land. Von da kam er bald in die Nähe des Mädchens mit dem Goldhaar, belauerte sie, und als sie ihr Haar losband, stahl er sich heran und wand es sich um die Hand. „Ich brenne!" rief sie, aber er faßte sie nur um so fester beim Haar. „Was willst du von mir?" frug sie. „Heiraten will ich dich!" „Gut, ich bin einverstanden." „Nein, das genügt mir nicht," antwortete der Königssohn, „du mußt schwören." Sie schwor. „Nein," sagte er wieder, „bei Sprosser und Nachtigall sollst du schwören." Aber das

wollte sie nicht. Noch fester und enger wand er sich ihr Haar ums Gelenk. „Ich brenne!“ rief das Mädchen wieder. Noch fester packte er zu. Bei der ganzen Welt, bei Himmel und Sonne schwor sie, ihn zu heiraten, aber er hörte sie nicht an und zog immer fester an ihren Haaren. Schließlich schwor sie bei Sprosser und Nachtigall. Da ließ er ihr Haar los und stieg zu ihr hinauf. „Ich habe dir geschworen, dich zu heiraten,“ sagte das Mädchen, „aber ich heirate dich nicht, bis ich nicht eine gewisse Sache herausgebracht habe. Ich habe ein dreibeiniges Pferd, das will ich mit dem deinen zusammenbringen; wenn die beiden raufen, werde ich deine Frau nicht. Wenn sie aber nicht raufen, bin ich die Deine.“ Der Königssohn willigte ein, und sie ließen die beiden Pferde aufeinander los. Die Tiere wieherten, liefen einander an, blieben stehen und rieben ihre Hälse eines am andern. Denn sie waren Mutter und Sohn, und wie sollten sie da raufen?

Der Königssohn aber machte sich mit dem Mädchen auf den Weg. Sprosser und Nachtigall nahmen sie mit. Unterwegs aber erblickte sie der bartlose Lautenschläger, kam herbei, nahm das Mädchen weg, verschwand mit ihr in die Erde und flog dann wieder gen Himmel. Sehr betrübt wurde da der Königssohn. „Geht“, sagte er zu seinen Dienern, „und holt mir recht lange Stricke!“ Die Diener führten den Befehl aus. Der Königssohn ließ sich anbinden und befahl ihnen, ihn da hinunterzulassen, wo das Mädchen verschwunden war. Das taten sie; er band sich los und ging und ging, bis er zu einer Wiese kam. Auf dieser Wiese weideten drei dreibeinige Pferde: ein schwarzes, ein rotes und ein weißes. Die weideten und fingen dann zu spielen an. Mit den Pferden aber verhielt es sich so: wenn sich jemand auf das schwarze setzte, schüttelte es sich und schlug solang an die Felsen, bis der Reiter tot war. Es war der Bote des Todes. Wenn sich einer auf das rote setzte, so ging es immer abwärts, wer aber aufs weiße stieg, den trug es himmelwärts, in jene Welt; es war der

Bote des Lichtes. Der Königssohn versuchte das schwarze Pferd zu fangen, aber es gelang ihm nicht. Noch das weiße. Schließlich aber kriegte er das rote zu fassen, saß auf und ritt abwärts damit. Lange ritt er und kam hinunter in ein Reich. Lange ritt er, wenig ritt er, er kam schließlich in eine Stadt. Sehr viel Durst litt er unterwegs. In der Stadt ritt er zu einer alten Frau und bat sie um Wasser. Die sagte: „Junge, ich würde dir schon Wasser geben, aber wir haben keines. Am Wasser sitzt ein Drache, der frißt jeden Tag ein Mädchen und gibt uns dann Wasser tropfenweise. Heut ist die Reihe an der Tochter des Königs." „Mutter," sagte der Königssohn, „gib mir Eimer, ich hole dir Wasser." „Nein, Junge, nein, der Drache verschlingt dich." Aber der Junge hörte nicht auf sie; er riß einen Wasserkrug aus der Erde[1] und ging weg. Auf seinem Weg traf er ein Mädchen; das stand da, ganz in Schwarz gekleidet, hatte die Hände auf der Brust gekreuzt und weinte bitterlich. „Schwester," sagte der Königssohn, „weine nicht, du brauchst dich vom Drachen nicht fressen zu lassen." „Geh doch," bat das Mädchen, „geh, sonst kommt der Drache und verschlingt dich und mich." „Nein, ich geh' nicht; ich will jetzt nur ein bißchen schlafen, weil ich müde bin, und wenn der Drache kommt, wecke mich auf." Er legte sich nieder, schlief ein, und plötzlich kam ein Drache dahergeflogen. Das Mädchen sprang auf und wollte den Jungen wecken, aber der schlief so fest und wollte nicht aufwachen. Da fielen drei Tränen aus den Augen des Mädchens auf seine Wangen; die brannten ihn so, daß er sofort erwachte. Er sprang auf, spannte seinen Bogen und schoß dem Drachen im Fluge einen Pfeil in den Leib. Dann zerhieb er ihn mit dem Schwerte. Die eine Seite des toten Drachen war geschwollen wie ein Berg, und aus der andern floß das Blut in Strömen. Schnell verbreitete sich die Nachricht in der Stadt: der Drache ist tot, der Drache ist tot!

---

[1] Große in den Erdboden versenkte Töpfe dienen zur Aufbewahrung von Wein und Wasser.

Mensch und Vieh drängte sich zum Wasser; immer neue kamen. Die halbverdursteten Leute tranken so viel, daß einige gleich am Brunnen starben, einige auf dem Rückwege und einige zu Hause. Auch die Königstochter ging nach Hause. Und wie sich ihr Vater freute! Und dann wollte er erfahren, wer seine Tochter vom Tode errettet hatte. Diese ging und suchte unter den Leuten ihren Retter, suchte und suchte, aber finden tat sie ihn nicht. „Vater," sagte sie, „er ist nicht hier." Der König schickte Leute aus, die ihn endlich fanden und zum König führten. Der Junge aber hatte auf dem Wege einen Hasen gefangen und sich in den Brustbausch gesteckt. Als er nun mitten unter den Leuten stand, die ihn hergeführt hatten, wollte die Königstochter sich zu ihm setzen, er aber zeigte dem Mädchen die Hasenohren, und sie erschrak. Ihr Vater frug sie, ob sie ihren Retter noch nicht gefunden habe. „Doch," antwortete sie, „aber er hat etwas im Brustbausch, das macht mir Furcht." „Geh nur," sagte der König, „mache die Augen zu und setze dich hin zu ihm." Das tat sie auch und setzte sich ihm auf den Schoß. Der König ließ ihn mit großer Ehre in den Palast führen, aber der Junge heiratete sie nicht. Der König frug ihn, was er denn eigentlich wolle. „Weiter nichts als nach Hause; seht zu, daß Ihr mich irgendwie in meine Heimat schickt!" antwortete er. „Das kann ich nicht," sagte der König, „aber was von mir abhängt, will ich tun. Ich weiß einen Ort, dort hat ein Geier sein Nest. Dem läßt ein Adler keine Ruh'; er frißt ihm die Jungen weg." Der Königssohn nahm Pfeil und Bogen und begab sich zum Neste des Geiers. Plötzlich kam der Adler angeflogen und wollte die Geierjungen fressen; der Königssohn aber schoß ihm einen Pfeil mitten ins Herz. Die Geierjungen nahmen ihn ins Nest und liebkosten ihn, und mitten unter ihnen schlief er ein. Als die Geiermutter nach Hause kam, sah sie einen Menschen im Neste liegen und breitete schon ihre Fänge aus, um ihn zu töten, weil sie glaubte, daß dieser Mensch ihr immer ihre Jungen raube,

aber als sie hörte, was vorgefallen war, ließ sie sich über dem Schlafenden nieder und beschattete ihn bald mit dem einen, bald mit dem andern Flügel. Und wie der Königssohn nun erwachte, frug sie ihn, wie sie ihm dafür danken könne, daß er ihre Jungen errettet habe. „Führ' mich in meine Heimat," antwortete dieser, „weiter will ich nichts von dir." „Gut, nimm vom König vier Büffel, setz' dich auf mich, und ich bringe dich nach Hause." Das tat der Königssohn; er holte sich die vier Büffel, zerschnitt sie in Stücke, lud sie dem Geier auf, setzte sich selbst darauf, und weg flog der Geier. Und sooft dieser sich umsah, gab er ihm ein Stück Fleisch. Aber beim letzten Male war kein Fleisch mehr da; wenn der Geier nun nichts mehr zu fressen bekam, mußten sie beide hinunterfallen. Da schnitt sich der Königssohn ein Stück Fleisch aus dem Leibe und gab es dem Geier. Als sie nun auf der Erde ankamen, fing der Königssohn zu hinken an. „Was hast du mir denn zuletzt zu essen gegeben?" frug der Geier. „Ein Stück Fleisch von meinem Körper," antwortete er, „sieh, hier hab' ich es herausgeschnitten." Der Geier zog sich eine Feder aus, bestrich die Wunde damit, und sie wurde heil. Der Königssohn aber machte sich auf die Suche nach Mädchen, Sprosser und Nachtigall. Ob er lang marschierte oder wenig? Er kam zu dem Orte, wo der Bartlose das Mädchen hingebracht hatte. „Wo ist der Bartlose?" frug er dieses. „Seit drei Jahren schläft er", antwortete sie weinend. „Als er mich von dir weggeführt hatte, schlief er ein. Jetzt hat er noch drei Tage zu schlafen." „Aber wie kann man ihn töten?" „Hinter neun Schlössern ist ein Käfig," antwortete sie, „darin sind drei Vögel. Diese Vögel sind seine Seele, sein Geist und seine Kraft. Wer ihn töten will, muß diese drei umbringen." Der Königssohn öffnete die Schlösser, kam dahin, wo die Vögel waren, riß ihnen geschwind die Köpfe ab und warf sie weg. Und im selben Augenblick starb auch der Bartlose. Dann nahm er das Mädchen, den Sprosser und die Nachtigall und machte

sich auf den Weg zu seinem Vaterhaus. Der Vater freute sich ungemein, segnete seinen Sohn, setzte ihm die Krone auf, gab ihm das Mädchen zur Frau und hielt ein großes Hochzeitsfest ab. Alle freuten sich, und wir freuen uns mit ihnen. Und jetzt ist das Leben deines Feindes auch zu Ende.

Leid dort, Freude hier,
Kleie dort, Mehl hier.

9. DIE KINDER MIT DEM GOLDSCHOPF.



Es war einmal — nichts Größeres gibt es als Gott — es war einmal ein Mann, der hatte drei Töchter. Den dreien war ihre Mutter gestorben, und nun hatten sie eine böse Stiefmutter. Der waren ihre Stieftöchter Dornen im Auge, und als sie eines Tages ganz böse wurde, sagte sie zu ihrem Manne: „Wenn du deine drei Töchter fortjagst, bleib' ich bei dir, wenn nicht, dann sterbe ich." Sehr weh tat ihm das; wie sollte er denn seine Kinder verjagen? Er dachte und dachte, bis er etwas ausgedacht hatte. „Kinder," sagte er, „ich weiß einen Ort, dort gibt es einen Apfelbaum; den wollen wir schütteln, und ihr sammelt auf." Sie gingen zu dem bezeichneten Orte und nahmen einen Teppich mit. Unter dem Apfelbaum war eine furchtbar tiefe Grube; über diese breitete der Vater den Teppich und schüttelte Blätter darauf. Er selbst kletterte auf den Baum und sagte zu seinen Töchtern: „Ich werde jetzt den Baum schütteln, und ihr hebt die Äpfel auf." Die Mädchen wollten den Befehl ihres Vaters ausüben, traten aber dabei auf den Teppich und fielen wie Äpfel, eine nach der andern, in die Grube. Sie fingen an zu weinen; ihr Vater aber verließ sie und ging nach Hause. Als die Mädchen der Hunger zu quälen anfing, sagte die Älteste: „Kommt, Schwestern, eßt mich!" „Nein, mich sollt ihr essen!" sagte die Mittlere. Die Jüngste aber betete

zu Gott und bat ihn, er möge ihre eine Hand in eine Hacke und die andere in eine Schaufel verwandeln. Gott erhörte ihre Bitte, und gleich hatte sie statt ihrer beiden Hände Hacke und Schaufel. Damit begann sie zu graben und zu hauen und machte einen Weg aus der Grube. Dann machte sie sich auf den Weg und kam in ein Königreich, wo sie im Stalle des Königs sich versteckte. In diesem Stalle mästete man Pferde mit Mandeln und Rosinen. Sooft nun den Pferden ihr Futter gebracht wurde, ging die Jüngste hin, nahm Mandeln und Rosinen, aß und brachte auch ihren Schwestern davon.

Nun wurden die Pferde allmählich mager wegen der mangelnden Nahrung. Man machte dem König Meldung davon, und dieser schickte einen Pferdeknecht hin, er solle aufpassen, was da vor sich gehe. Der Pferdeknecht versteckte sich, und als das Mädchen kam und Mandeln und Rosinen in ihren Rock sammelte, stürzte er sich auf sie, packte sie und befahl ihr, ihm zum König zu folgen. „Ich will auch meine Schwestern holen," sagte die Jüngste, „dann gehen wir zusammen zum König." Der Pferdeknecht war's zufrieden und ließ sie gehen. Bald kam sie in Begleitung ihrer Schwestern zurück, und der Pferdeknecht führte sie alle drei zum Könige. Dieser frug zuerst die Älteste, was sie alles könne. „Ich kann dir einen solchen Teppich weben, auf den sich dein ganzes Reich setzen kann und noch mehr", antwortete sie. Dann richtete er dieselbe Frage an die Mittlere. „Ich koche dir eine solche Speise in einer Eierschale, daß dein ganzes Königreich davon satt wird und noch mehr." „Und du, was kannst du?" frug der König die Jüngste. „Ich gebäre dir einen Knaben und ein Mädchen mit goldenen Schöpfen." Da heiratete der König die Jüngste und machte aus den beiden andern hohe Würdenträger.

Es verging einige Zeit, und wirklich gebar die Jüngste einen Knaben und ein Mädchen mit goldenen Schöpfen. Ihre Schwestern wurden neidisch auf sie und stifteten die

Hebamme an, die beiden Kinder gegen junge Hunde auszutauschen. Den Knaben aber und das Mädchen warfen sie in den Mühlbach, und dem Könige meldeten sie, seine Frau habe junge Hunde auf die Welt gebracht. Der König wurde furchtbar zornig und befahl seinen Dienern, die Mutter an das Tor zu fesseln. Wer vorbeigehe, solle ihr ins Gesicht spucken und ihr Ruß auf die Brust streuen. Das geschah; sie wurde ans Palasttor gebunden, und wer vorbeiging, spuckte sie an und streute ihr Ruß in den Busen.

Der Müller aber hatte keine Kinder. Er hörte es weinen hinter der Mühle, ging hinaus und fand zwei Kinderchen — einen Knaben und ein Mädchen. „Die nehm' ich nach Hause, adoptiere und erziehe sie", sagte er, zog die Kleinen aus dem Wasser und trug sie ins Haus. Wenn andere Kinder mit den Jahren wachsen, so wuchsen diese mit den Tagen. Der Müller baute ihnen ein eigenes Häuschen. Als nun der König eines Tages ein Fest veranstaltete, zu dem er alle Frauen und Mädchen seines Landes einlud, da kamen auch des Müllers beide Kinder. Und als sie sahen, daß jeder, der an ihrer Mutter vorbeiging, sie anspuckte und ihr Ruß in den Busen streute, gingen die goldschopfigen Kinder hin, hielten ihrer Mutter Rosen ins Gesicht, reinigten ihr die Brust und küßten sie. Dann traten sie ein in des Königs Gemächer, setzten sich an den Tisch und erzählten, die an das Tor gebundene Frau sei ihre Mutter und der König ihr Vater. Aber das wollte der König durchaus nicht glauben. Nun stand auf dem Tische ein gebratener Fasan, daneben lag eine trockene Rebe. Der Knabe nahm diese in die Hand und sagte: „Wenn die Frau, die an das Tor gebunden ist, meine Mutter und der König mein Vater ist, so soll diese Rebe wieder saftig werden, Wurzeln treiben und Trauben ansetzen." Dann nahm er den Fasan und sagte: „Wenn jene Frau meine Mutter ist und der König mein Vater, so soll dieser Fasan wieder lebendig werden, sich auf die Rebe setzen und seine Flügel ausbreiten." So geschah es, die Rebe wurde

wieder grün und setzte schöne Trauben an; der Fasan wurde wieder lebendig, flog auf die Rebe und breitete seine Schwingen. Der König aber umarmte und küßte seine Kinder. Dann band man ihre Mutter los, wusch ihr das Gesicht, kleidete sie in königliche Gewänder und erwies ihr königliche Ehren. Die beiden bösen Schwestern aber band man den Rossen an die Schweife und zerriß sie in Stücke.

Leid dort, Freude hier;
Kleie dort, Mehl hier.
Meinen Sattel ließ ich in Mzcheth,
Der schönen Stadt an der Aragwa.
Allen verleih euch Gott den Sieg,
Die ihr hier sitzt.

10. DAS MÄRCHEN VOM SCHWEIN.



Es war, es war nicht — was gibt es Besseres als Gott — es war einmal ein armes, kinderloses Ehepaar, das besaß ein Schwein. Dieses Schwein aber war ein solches Schwein: es riß das Maul auf, nahm den Eimer, ging ans Wasser, füllte ihn und brachte ihn nach Hause. Es fegte das Haus, es wusch das Geschirr, kurz, es verstand das Hauswesen ganz ausgezeichnet. Eines Tages nahm das Schwein die Wäsche und ging in einen finstern Wald. Dort sah es ein Königssohn, der da gerade auf der Jagd war, wie es ans Wasser ging, sein Schweinefell abwarf und ein so schönes Mädchen wurde, daß der Glanz von seiner Schönheit über alle Berge strahlte. Der Königssohn ließ das Mädchen nicht aus den Augen und blickte ihm tief in die schönen, blanken Augen. Das Mädchen aber wusch seine Wäsche, zog seine Schweinehaut wieder an und watschelte nach Hause. Der Königssohn folgte ihm, betrat die Hütte, in die das Schwein gehörte, und sagte zu dem Manne, er wolle diese Nacht bei ihm zubringen. „Wir sind nicht würdig, daß Ihr

die Nacht unter unserm Dache bleibt," sagte der Mann, „und wir haben nichts zu essen und nichts zu trinken und kein Bett, das für Euch passen würde. Wir sind arme Bauern . . ." „Das macht nichts," entgegnete der Königssohn, „macht Euch deshalb keine Sorgen, mein Bett und mein Abendbrot werden schon kommen." Und wirklich blieb der Königssohn die Nacht da; er hoffte das Schwein noch zu sehen, aber der Alte lud ihn ein, sich niederzulegen. Am nächsten Morgen bot der Königssohn dem Bauern zehn Goldstücke für sein Schwein, aber vergebens. „Dies Schwein ist unser Ernährer," sagte der Bauer, „was sollen wir anfangen, wenn wir's weggeben?" Dann bot der Königssohn zwanzig Goldstücke, steckte das Schwein in seine Satteltasche und machte sich auf den Weg. Als er nach Hause kam, erklärte er seinem Vater, er wolle das Schwein heiraten. Der Vater ärgerte sich schrecklich: „Was fällt dir ein, ein Schwein zu heiraten," sagte er, „wie kommst du dazu, Schande auf dich und unser ganzes Haus zu häufen?" „Vater, davon hängt mein Glück ab; was soll ich machen!" Der König antwortete garnichts; aber die Heirat kam zustande. Das junge Ehepaar bekam ein altes Zimmer zugewiesen; „das paßt gerade für so ein Paar", sagte der König. Der Königssohn aber führte das Schwein in das Zimmer und sagte: „So, jetzt streif' deine Schweinshaut ab!" Das tat das Schwein, und es kam eine so schöne Jungfrau zum Vorschein, daß die Sonne sich vor ihr schämen mußte. Und dann warfen sie sich einander in die Arme.

Alles das aber hatten die Minister gesehen, die der König dem Ehepaar nachgeschickt hatte mit dem Befehl, ordentlich aufzumerken, was die beiden treiben würden. Gleich liefen sie zum König und erzählten ihm, was sie gesehen hatten. Der Königssohn aber nahm seine Frau und stellte sie seinem Vater vor. Der freute sich ungemein, segnete das Paar und setzte ihnen Kronen auf.

Nun war der Vezier schrecklich neidisch auf den Königssohn geworden. „Hat sich der ein kleines Schweinchen

gebracht," sagte er zu sich selber, „das einzige, das der Bauer besaß, und daraus ist ein Mädchen geworden, so schön, wie man nie eins gesehen hat. Ich will doch aus den ganzen Herden das größte Schwein auswählen und es kaufen." Das tat er auch; ging zu allen Schweinehirten, wählte das größte Schwein aus und kaufte es ihnen ab. Dann band er es auf sein Pferd; das Schwein aber quiekte, was es nur konnte; es sprang sogar vom Pferde und lief wieder zu seiner Herde. Der Vezier aber holte es zurück und brachte es unter vielem Geschrei und Sträuben nach Hause. Dann schleppte er es in die Kirche, um sich trauen zu lassen. Das Schwein führte sich fürchterlich auf, warf die Leuchter um und schlüpfte dem Geistlichen, dem Bräutigam und den Eingeladenen zwischen den Beinen durch. Doch gelang es schließlich, die beiden zu trauen, und der Vezier führte seine Neuangetraute ins Brautgemach, küßte ihr den Hals, streichelte sie und bat: „Bitte, bitte, werde doch ein Mädchen; was zierst du dich?" Aber die Braut wurde immer böser und wilder. Wieder küßte er sie auf den Hals; aber da packte sie ihn mit den Zähnen und biß ihm den Hals durch. Dann kehrte das Schwein wieder zu seiner Herde zurück, und den Vezier trugen sie auf den Friedhof. So endete die Ehe zwischen Vezier und Schwein! . . .

Leid dort, Freude hier,
Kleie dort, Mehl hier.

11. DER KAHLKÖPFIGE GÄNSEHIRT.

Es war und es war nicht — etwas Gütigeres als Gott gibt es nicht — es war einmal ein Bauer. Er war schon alt und schwach geworden und hatte keine Kinder. Er und seine Frau beweinten oft ihre Kinderlosigkeit und beklagten sich vor Gott darüber, denn sie waren sich keiner Sünde vor Gott und den Menschen bewußt. Viel Leid und Kummer standen sie

deshalb aus. Schließlich aber beschlossen sie, sich auf die Suche nach einem Mittel gegen das Übel, das sie quälte, zu machen. Der Bauer zog sich ganz in Eisen an, setzte einen eisernen Hut auf, tat eiserne Schuhe an seine Füße, nahm einen eisernen Stock in die Hand und ging zu einem Wahrsager. Der wußte zwar kein Mittel gegen Kinderlosigkeit, aber er sagte ihm, hinter dem neunten Berge wohne ein Schwarzer Div, der sei sein guter Bekannter, und an den solle er sich um ein Mittel wenden. Der Bauer machte sich also wieder auf den Weg. Viel ging er, wenig ging er, überstieg die neun Berge und kam ins Land des Schwarzen Div. Als dieser einen Menschen in seinem Lande sah, schrie er ihn drohend an: „Kein Vogel wagt es, in der Luft mein Gebiet zu überfliegen, keine Ameise im Staub hier zu kriechen; was bist du denn für ein Geschöpf, daß du es wagst, hierherzukommen?“ „Ich bin ein armer Bauer und habe keine feindlichen Absichten, bloß ein Geschäft will ich mit dir abmachen; der Wahrsager Soundso hat mich zu dir geschickt, und deshalb bin ich gekommen.“ So sagte der Bauer. „Wenn's so ist,“ antwortete der Div, „dann mußt du ein Erkennungszeichen haben.“ Das hatte er wirklich und zeigte es dem Div; es war nämlich ein Ring, und der Wahrsager hatte ihm gesagt, er brauche diesen nur dem Div vorzuzeigen und er werde sicher gut aufgenommen werden. So war es auch; der Div wurde gleich freundlicher, gab ihm zu essen und zu trinken; sagte ihm aber auch, daß er die erbetene Arznei nicht besitze, daß aber hinter dem neunten Berg ein Roter Div wohne, der kenne das Mittel gegen Kinderlosigkeit. „Ich geb' dir ein Erkennungszeichen mit“, fügte er hinzu. Wieder machte sich der Bauer auf den Weg. Lange ging er, überstieg wieder neun Berge und kam ins Gebiet des Roten Div. Der fing noch wilder zu wüten an, als er einen Menschen sah: „Was bist du für ein Wesen, du? Kein Vogel wagt die Luft über mir zu durchfliegen, keine Ameise auf meiner Erde dahinzukriechen. Und du kommst hierher!“ „Mich hat der

Schwarze Div zu dir geschickt; ich habe keine bösen Absichten," sagte der Bauer, „ich bin ein armer Mensch, habe keine Kinder und bin nicht ohne Erkennungszeichen zu dir gekommen. Du sollst mich ein Mittel lehren, damit ich Kinder bekomme." Als der Rote Div das Zeichen des Schwarzen sah, wurde er freundlicher; aber auch er kannte das Mittel nicht und schickte den Bauern zum Weißen Div. Der wohnte wieder hinter dem neunten Berg. Der Bauer nahm also auch vom Roten Div ein Zeichen mit und machte sich auf den Weg. Er überstieg zum drittenmal neun Berge und kam ins Reich des Weißen Div. Der tat noch schlimmer als der Schwarze und der Rote Div und bedrohte ihn ganz fürchterlich. Aber als er des Roten Div Zeichen sah, wurde er freundlicher und sagte: „Ja, das Mittel kenn' ich und geb' dir's. Aber die Hälfte von allem, was du bekommst, muß mir gehören." Der Bauer dachte nach und sagte zu sich selbst: „Ein halbes Gespann[1] Ochsen ist besser als gar keiner; ein Kind besser als gar keins." Und fügte laut hinzu: „Gut, ich bin einverstanden." Der Div gab ihm zwei Äpfel und sagte: „Einen sollst du und deine Frau zusammen essen, den andern gib deiner Stute und deiner Hündin. Zwei Söhne wird deine Frau gebären; zwei Füllen deine Stute und zwei Welpe deine Hündin werfen. Und zu der und der Zeit kommst du und bringst mir einen Sohn, ein Füllen und einen Welp." Der Bauer nahm die Äpfel mit Freuden an und machte sich auf den Heimweg.

Als er zu Hause angekommen war, zerschnitt er einen Apfel, gab die eine Hälfte seiner Frau und die andere aß er selbst. Dann zerschnitt er den zweiten und gab die eine Hälfte seiner Stute, die andere seiner Hündin. Als die Zeit herangekommen war, gebar seine Frau zwei goldhaarige Knaben. Die Stute warf zwei Füllen, solche mit goldenen Mähnen und feurigen Hufen. Die Hündin aber warf zwei Pantherjunge; auch die hatten goldene Mähnen

[1] d. h. ein Ochse.

und feurige Zähne. Von den beiden Knaben nannten sie den einen Sasxwatho[1], den andern Thawisi. Wenn andere mit den Jahren wachsen, so wuchsen die beiden mit den Tagen. Die Zeit verging, und alle wuchsen sie, die Knaben, die Füllen und die Pantherjungen. Allmählich kam der Tag heran, an dem der Div kommen sollte, um das Versprochene abzuholen. Da wurde dem Alten das Herz recht schwer; er weinte häufig und zog Trauerkleider an. Als Sasxwatho davon hörte, ging er zu seiner Mutter und sagte: „Mutter, schon lang ist's her, daß du mich nicht mehr an die Brust gelegt und ich nicht mehr gesogen habe; jetzt möchte ich's." „Komm, Sohn," sagte die Mutter, „wie sollt' ich's dir verweigern." Sasxwatho faßte die Brust mit den Zähnen und sagte: „Jetzt sag' mir die Wahrheit, warum ist unser Vater immer so traurig und weint beständig? Wenn du mir's nicht sagst, beiß ich dich." „Mein Kind," antwortete die Mutter, „er hat Grund zur Trauer." Aber Sasxwatho ließ nicht los, bis ihm seine Mutter alles bekannt hatte. Sasxwatho lachte laut auf, ging zu seinem Vater und sagte: „Vater, was sitzt du da und grämst dich; wir leben ja noch, und es ist kein Grund da, uns zu beweinen. Wir laufen hin und laufen her; traurig ist ja bloß der Stubenhocker. Schau, wir werden's mit dem Div so drechseln, als ob gar nichts los wäre; sei nicht bange, ich geh' und besorge das Nötige." So sehr trösteten diese Worte den Vater, daß er den Winkel verließ, in dem er alle die Zeit über gesessen hatte, die Trauerkleider auszog und wieder fröhlich wurde.

Dann kam der Div. „So, jetzt wollen wir teilen", sagte er. „Teilen wir!" antwortete der Alte. Der Div nahm sich Sasxwatho, ein Füllen und ein Pantherjunges und zog ab. Lange wanderten sie, wenig wanderten sie, schließlich kamen sie ins Land des Div. Durch Dörfer wanderten sie, durch Städte kamen sie, überall standen die Leute und guckten Sasxwatho an. Als sie in den Ort kamen, wo der

[1] x ist hier wie unser ch in ach, Bach auszusprechen.

Div wohnte, zeigte dieser Sasxwatho sein Haus; „geh voraus," sagte er, „ich habe noch in der Nachbarschaft zu tun; ich komm' bald nach." Auf dem Wege traf Sasxwatho eine Alte, die weinte, weinte, daß sie sich fast die Augen aus dem Kopfe weinte. „Was weinst du, Alte?" frug Sasxwatho. „Weh dir und deiner Mutter," antwortete die Alte, „warum ist deine Mutter nicht vor dir gestorben? Der Div, der holt Leute seines Glaubens, Priester seines Glaubens, die werden dich, das Füllen und das Pantherjunge umbringen und aufessen! Mach' dich davon, ehe er kommt, vielleicht kannst du dich retten." Sasxwatho setzte sich auf sein Pferd mit den Feuerhufen, nahm auch seinen Panther zu sich und flog auf. In einem Nu war er hinter dem neunten Berg und wieder hinter neun Bergen. Als der Div nach Hause kam, frug er seine Frau: „Nun, hast du den Jungen zum Abendessen hergerichtet?" „Den Jungen? Welchen Jungen? Hierher ist niemand gekommen", bekam er zur Antwort. „Aha, vielleicht ist er davon," dachte der Div, „was ich da eben hinter dem neunten Berge gesehen habe, so groß wie ein Korb, das wird er wohl sein." Sogleich setzte er sich auf sein Pferd, hieb ihm eins über und ritt davon. Sasxwatho aber war weiter geeilt und über Berge und wieder Berge ans Meer gekommen. Da ging er nun das Ufer auf und ab und weinte, denn nirgends war eine Rettung: vor ihm das Meer und hinter ihm der Div. Plötzlich aber sagte sein Pferd: „Warum weinst du, Herr? Warum bist du traurig? Fass' mich am Sattelgurt, hau' mir fest eins über, und dann sind wir sie alle los. Sasxwatho sprang vom Pferd, hielt sich am Sattelgurt, aber in dem Augenblick kam der Div nach und brüllte: „So, da bist du ja, du Wurm! Du kommst mir nicht davon. Ein Bissen bist du für mich." Sasxwatho hieb seinem Roß eins über, daß das Tier sich bäumte; dann sprang es ins Meer und schwamm hinüber. Sasxwatho aber schickte ein Dankgebet zu Gott, als er sich gerettet sah, und als er sich nach dem Div umsah, stand

dieser am andern Ufer, riß den Rachen auf, fletschte die Zähne und bedrohte ihn. Sasxwatho ließ ruhig sein Pferd los, führte es auf die Weide, ruhte sich aus und saß dann wieder auf, um seinen Weg fortzusetzen.

Ob er weit geritten oder nicht, wer weiß es? Schließlich kam er in ein Reich. Auf dem Wege traf er einen Schweinehirten, den frug er aus, was es in dem Lande Neues gäbe. Der sagte ihm, die Hauptstadt sei ganz nahe, der König sei reich und mächtig und habe drei wunderschöne Töchter. Nun hatte Sasxwatho zwei goldene Kleider bei sich, und darum sagte er zum Schweinehirten: „Hör' mal, ich geb' dir dieses goldene Gewand, gib mir dafür das deine und einen Schweinsdarm." Der Hirte freute sich über den guten Tausch, gab ihm sein Gewand, schlachtete ein Schwein, gab Sasxwatho davon zu essen, zog einen Darm heraus, reinigte und wusch ihn und händigte ihn Sasxwatho ein. Dieser nahm Abschied vom Schweinehirten, zog die Fetzen an, die ihm dieser gegeben hatte, tat sich den Darm auf den Kopf und wickelte seinen goldenen Schopf darein. Das andere goldene Gewand aber, seine Rüstung, seinen Schmuck hing er an sein Pferd und ließ dieses sowie seinen Panther los. Sein Pferd riß sich ein Schweifhaar aus, gab es seinem Herrn und sagte: „Wenn du uns brauchst, nimm dieses Haar, ruf mich beim Namen, und gleich komme ich mit dem Panther." Sasxwatho nahm das Haar, verabschiedete sich von den beiden Tieren und ging nach der Stadt zu. Als er dort angekommen war, erkundigte er sich, ob niemand einen Gänsehirten brauchen könne. Man sagte ihm, der König könne ihn sicher beschäftigen. Wer wußte denn, was Sasxwatho für ein feiner Bursche war! Alle glaubten, er sei bloß ein kahlköpfiger Tölpel. Der König stellte ihn auch wirklich als Gänsehirten ein. Sasxwatho trieb also die Gänse auf den Fluß, zog seine Flöte heraus und spielte ihnen eins vor, als sie ins Wasser gingen, um zu schwimmen. Eines Tages nun fingen die Gänse im Wasser an zu tanzen, zu tauchen und

zu spielen, und da kam Sasxwatho die Lust an, sich zu baden. Er stand auf, sah sich vorsichtig um, ob niemand in der Nähe wäre, zog sich aus, nahm den Schweinsdarm von seinem Schopf und sprang ins Wasser. Nun fügte es sich, daß des Königs Jüngste gerade am Fenster saß und hinausschaute. Da sah sie etwas Helles, Glänzendes, und wie sie genauer hinschaute, waren es die goldenen Haare Sasxwathos, die wie Wellen im Flusse wogten. Da wurde es ihr schwer ums Herz, und sie verfiel in einen Zustand großer Traurigkeit. Alle forschten sie aus, was sie denn habe, aber sie war stumm und sprach kein Wörtchen. So sehr hatte sie sich in den Schweinehirten verliebt, daß sie vor Liebe fast starb. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und sagte zu ihren Schwestern: „Hört, wie lange ist es schon her, daß wir unserem Vater nichts mehr geschenkt haben, jetzt ist es wieder Zeit dazu.“ „Gut,“ sagten die Schwestern, „das tun wir!“ Und jede brachte ihrem Vater ein Geschenk dar; die älteren Schwestern reiche Gewänder, Waffen, die Jüngste aber pflückte drei Gurken, eine verfaulte, eine überreife und eine frische, und gab sie ihrem Vater. Der König war höchlichst erstaunt: „Jetzt bin ich schon so lange König,“ dachte er, „aber ein solches Geschenk hat mir noch niemand gemacht. Was hat sie sich nur bei den Gurken gedacht? Ich will sie doch selber fragen.“ Er rief also seine Jüngste und frug sie, was diese Gurken denn bedeuten sollten. „Es ist ja eine Schande,“ antwortete sie, „aber ich muß dir's doch sagen: diese verfaulte Gurke ist meine älteste Schwester — ihre Zeit ist schon um —; diese überreife ist meine mittlere Schwester, und diese junge — die bin ich. Heiraten wollen wir, Männer wollen wir haben.“ „Ja, Kinder, wenn ihr heiraten wollt, warum denn nicht?“ sagte der König, „außer euch hab' ich ja niemand; wozu brauch' ich das Königreich und all meine Reichtümer!“ Und schickte Leute im ganzen Reich umher und ließ verkünden, sie sollten alle kommen, er habe drei Töchter und suche Schwiegersöhne.

Und sie kamen alle; die ganze Stadt wurde voll. Der König stellte seine Töchter aus, und es wurde ausgemacht, daß sie sich dem auf den Schoß setzen sollten, der ihnen gefiel. Zuerst ging die älteste Tochter die Reihen auf- und ab und setzte sich dem Vezier auf den Schoß; die mittlere dem Haushofmeister. Nun kam die jüngste daran, lief hin und her, suchte und suchte, fand den aber nicht, den sie wollte. „Er ist nicht da", erklärte sie ihrem Vater. „Ja, wer fehlt dir denn?" frug dieser, „es waren doch alle da außer dem kahlköpfigen Gänsehirten." Den brauche man auch gar nicht zu holen, meinten einige Leute aus der Menge, denn die Königstochter werde ihn ja doch nicht heiraten. Der König aber war damit nicht einverstanden und ließ ihn holen. Unterwegs fing Sasxwatho einen Hasen und steckte ihn in seinen Brustbausch. Als er nun angekommen war, ging die Jüngste wieder die Reihen entlang, und als sie vor ihm stand, wollte sie sich ihm auf die Knie setzen, Sasxwatho aber ließ die Hasenohren aus seiner Brust hervorspitzen, und das Mädchen erschrak und lief weg, lief zu ihrem Vater und sagte, ihrem Auserwählten sitze etwas an der Brust, wovor sie sich fürchte, darum habe sie sich nicht getraut, sich ihm auf die Knie zu setzen. „Kind," sagte der König, „mach' die Augen zu und setz' dich!" Das tat sie denn auch; sie kehrte zu Sasxwatho zurück, schloß die Augen und saß auch gleich auf seinen Knien. Dem König paßte die Sache zwar gar nicht, aber was konnte er denn tun? Das Volk wunderte sich und war stumm vor Erstaunen. Dem Vezier nebst seiner Frau und dem Haushofmeister mit Frau gab der König Geld und Gut die Menge und richtete sie in prächtigen Häusern ein. Die Jüngste mit ihrem Ganshirten aber bekam nur einen Hühnerstall. Und da lebten sie nun und hielten es aus, und die andern Schwiegersöhne des Königs lachten sie aus. Mit der Zeit aber kamen der Jüngsten Zweifel, ob ihr goldschopfiger Mann nicht vielleicht doch ein Kahlkopf wäre. Und wenn sie so an diesen Zweifeln litt, weinte sie viel.

Der kahlköpfige Gänsehirt kümmerte sich weder darum, noch um das Gerede der Leute.

So verging die Zeit. Der König aber gab sich Gedanken hin. „Jetzt hab' ich meine Töchter verheiratet," sagte er zu sich selber, „ich selber aber werde alt und hab' keinen Sohn. Ich will jetzt doch einmal prüfen, welchem von meinen Schwiegersöhnen ich mein Reich vermachen soll." Und dann rief er den Vezier und den Hausverwalter zu sich und sagte zu ihnen: „Ich werde bald sterben; jetzt sollt ihr mir aber einmal zeigen, was ihr könnt. Schafft mir eine Arznei!" „Was fehlt dir denn, was sollen wir dir denn bringen?" frugen sie. „Ihr sollt an den und den Ort gehen, dort eine lebendige Hirschkuh fangen, ihr das Kälbchen aus dem Leib nehmen und diesem die Leber herausschneiden und mir sie bringen, denn diese Leber wird mir helfen. Ein anderes Mittel gibt es nicht." Der Vezier und der Hausverwalter machten große Vorbereitungen, stiegen auf ihre Pferde und machten sich auf den Weg. Der Gänsehirt aber holte sich einen hinkenden Gaul, setzte sich darauf und humpelte weg. Die andern lachten ihn aus und riefen ihm spöttisch nach, mit dieser Mähre werde er das Verlangte sicher herbeischaffen können.

Der Kahlköpfige aber ritt ruhig aus der Stadt hinaus, zog sein Pferdehaar hervor, und gleich kam sein gutes Roß. Seine Lumpen zog er aus und hüllte sich in sein goldenes Gewand. Dann ritt er weiter und erreichte den vom König bezeichneten Ort. Das Roß trug ihn zu einer Hirschherde, Sasxwatho fing eine trächtige Hirschkuh, fesselte sie und setzte sich neben sie. Danach kamen auch der Vezier und der Hausverwalter, grüßten und fingen an sehr ehrerbietig mit ihm zu sprechen. „Wozu habt ihr euch denn geplagt," sagte Sasxwatho, „was wollt ihr denn hier?" „Unser König ist krank," antworteten die beiden, „und da sollen wir jetzt einer lebendigen Hirschkuh das Junge aus dem Leibe schneiden und ihm dessen Leber bringen. Was du verlangst, geben wir dir, wenn du uns die verschaffst." „Ich

will von euch weiter nichts als die Spitzen eurer kleinen Finger." Und was taten die beiden? Sie schnitten sich wirklich die Fingerspitzen ab, gaben sie Sasxwatho, dankten ihm, nahmen Abschied und ritten ihrer Wege. Als sie weg waren, setzte er sich auch auf sein Roß und ritt weg. Als er in die Nähe der Stadt kam, stieg er ab, zog sein goldenes Gewand aus, zog seine alten Lumpen wieder an, stülpte sich den Schweinsdarm auf den Kopf, ließ sein Roß laufen, bestieg wieder seinen hinkenden Gaul, und als seine beiden Schwäger in die Stadt einzogen, ritt er als kahlköpfiger Gänsehirt hinter ihnen drein. Die beiden lachten ihn wieder herzhaft aus: „Du hast ganz gewiß die Leber und wir kommen mit leeren Händen." Lachten ihn also aus und brachten dem König, was sie hatten. Der aß es, aber es wurde ihm nicht besser davon. Des Kahlköpfigen Frau saß da und weinte.

Wieder schickte der König die Schwiegersöhne nach einer Arznei aus. „Wenn ihr wollt, daß ich gesund werden soll, so wisset, daß an dem und dem Orte Panther hausen; da sollt ihr ein Weibchen davon melken und mir die Milch bringen. Das ist das einzige, was mir noch helfen kann." Die beiden machten sich alsbald auf den Weg; der kahlköpfige Gänsehirt sattelte wieder einen lahmen Gaul und humpelte davon. Wie er aus der Stadt draußen war, holte er wieder sein Pferdehaar hervor, und gleich war auch sein Roß da. „Der König ist krank", sagte er zu ihm, „und hat den Vezier und den Hausverwalter nach Panthermilch geschickt. Jetzt weißt du, was du zu tun hast." „Mach' dir keine Sorgen," entgegnete das Pferd, „und laß das meine Sache sein. Sitz' auf!" Den Panther mit den feurigen Zähnen aber nahmen sie mit und begaben sich an den Ort, wo es Panther gab. Als sie dort ankamen, sprangen von allen Seiten welche hervor und verlegten ihnen den Weg. Der mit den Feuerzähnen aber wählte ein Pantherweibchen aus und brachte es Sasxwatho. Der fesselte es und setzte sich daneben. Bald darauf kamen auch seine beiden

Schwäger, erblickten denselben Mann im goldenen Gewande, worüber sie sich nicht wenig wunderten, und glaubten es mit dem König der Tiere[1] zu tun zu haben. Sie näherten sich ihm deshalb äußerst ehrerbietig, grüßten ihn durch Hutabnehmen und Verneigen und sagten: „Du warst schon damals so gütig zu uns, als wir die Leber holten, hilf uns auch jetzt! Verlang' von uns, was du willst." „Gut," antwortete Sasxwatho, „wenn ihr mir eure Ohrläppchen gebt, geb' ich euch, was ihr braucht." Was sollten die beiden auch tun, wenn sie die Panthermilch haben wollten? Sie schnitten sich also ihre Ohrläppchen ab und gaben sie ihm; Sasxwatho molk das Pantherweibchen und gab ihnen die Milch, mit der sie sich gleich auf den Heimweg machten. Sasxwatho aber ließ das Tier los, setzte sich auf sein Pferd und machte sich auf den Weg zur Stadt. Als er in deren Nähe gekommen war, ließ er sein Roß wieder laufen, vertauschte sein Goldgewand gegen seine alten Lumpen und wurde wieder zum Gänsehirten, der, mit einem zerbrochenen Bogen und zerbrochenen Pfeilen in der Hand, auf einer hinkenden Mähre saß und so in die Stadt hineinritt. Wer seinen Weg kreuzte, lachte ihn aus. Als ihn die Schwestern seiner Frau erblickten, sagten sie zueinander: „Da kommt er wieder mit leeren Händen, aber unsere Männer haben die Arznei gebracht." Sie lachten ihn auch weidlich aus. Der Vezier und der Hausverwalter brachten dem Könige die Panthermilch, und ihr Ruhm wurde im ganzen Land bekannt. Ihre Frauen aber wurden hochmütig ihrer jüngsten Schwester gegenüber; sogar der König lachte sie und ihren Mann aus und ließ sie gar nicht zu sich. Der Gänsehirt aber blieb stumm und sagte niemandem etwas; seine Frau ertrug alles mit Geduld und wartete immer noch auf etwas.

Nun rief der König seine Schwiegersöhne zum dritten-

[1] Einen Schutzgott oder Schutzgeist der wilden Tiere gibt es in den vorchristlichen und vormohammedanischen Vorstellungen vieler kaukasischer Völker.

mal zu sich und sagte: „Zweimal habt ihr tapfere Jungen mir schon eine Arznei gebracht, aber geholfen hat's mir nichts. Ihr müßt es ein drittes Mal versuchen und mir das Lebenswasser bringen.“ Wieder machten sich die beiden auf den Weg. Hinter ihnen auch der Gänsehirt. Er bestieg wiederum seinen lahmen Gaul und stolperte durch die Straßen der Stadt. Draußen aber holte er sein Pferdehaar hervor. Gleich war sein Roß da und frug ihn, was er wolle. Er erzählte es ihm. „Das kenn' ich schon,“ sagte das Roß, „mach' an deinen Eimer einen langen Stiel, denn das Lebenswasser quillt zwischen zwei Felsen hervor; die öffnen und schließen sich, und wenn sie aufeinanderschlagen, sprüht Feuer heraus. Wie wenn du eine Hand auf die andere schlägst, so gehen sie zusammen. Ich werde dazwischenspringen, von einer Seite zur andern, und dabei holst du mit dem Eimer das Wasser heraus.“ Gut; Sasxwatho stieg auf und machte sich auf den Weg. Ob's weit war oder nicht, wer weiß es? Endlich kam er an den Ort, wo das Lebenswasser hervorquoll. Da war ein ungeheurer Felsen; sein Gipfel verlor sich im Himmel und er war in zwei Hälften geteilt; in einem Augenblick gingen die auseinander und schlossen sich wieder. Kein lebendes Wesen konnte zwischen sie hinein. „Pack' mich fest am Gurte und hau' mir eins über!“ sagte das Pferd zu Sasxwatho. Das tat er; das Roß sprang zwischen die beiden Felswände, Sasxwatho füllte seinen Eimer, aber beim Herausspringen erwischten die Felsen das Roß beim Schweifende und schnitten es ab. Sasxwatho stieg ab, ließ sein Tier ausruhen und setzte sich selbst daneben. Kaum saß er, da kamen seine beiden Schwäger und sahen, daß wieder derselbe Mann das Lebenswasser schon hatte. Sie baten ihn also darum und boten ihm einen hohen Preis. Sasxwatho aber sagte, er wolle nichts dafür, nur sollten sie sich von seinem Pferde einen Hufschlag geben lassen. Das mußten sie wohl oder übel über sich ergehen lassen, aber dafür bekamen sie auch das Lebenswasser. Mit dem ritten sie nun nach Hause und

gaben es dem Könige, der auch wirklich genas. Der Vezier und der Hausverwalter hüteten sich natürlich, ihrem Schwiegervater die Wahrheit zu sagen; der aber freute sich mächtig, daß er so heldenhafte Schwiegersöhne habe. Die Frau des Gänsehirten aber war jetzt überzeugt davon, daß ihr Mann ein nichtsnutziger Kahlkopf sei, daß sie sich getäuscht habe und sich jetzt fürchterlich schämen müsse.

Da der König so prächtige Schwiegersöhne zu haben glaubte, schickte er einen Boten an den Herrscher des Nachbarreiches und ließ ihm sagen, er beabsichtige mit ihm Krieg zu führen, und wer siege, solle Herrscher beider Reiche werden. Zugleich rief er sein Heer zusammen, und alle kamen, groß und klein. Der Vezier und der Hausverwalter stellten sich in prächtiger Rüstung an die Spitze des Heeres. Der Gänsehirt aber holte wieder sein Pferdehaar hervor und gleich waren Roß und Panther zur Stelle. Dann zog er sein goldenes Gewand an, tat seine Waffen um und zog gleichfalls in den Krieg. Er griff das feindliche Heer an, durchraste seine Reihen, säbelte Köpfe ab und warf die Leichen zur Seite. Und doppelt soviel Feinde, als von seiner Hand fielen, töteten sein Roß und der Panther.

Als der Tag zur Neige ging, endete auch die Schlacht. Alle wunderten sich über den fremden Helden, aber niemand wußte, wer und wo er war. Umsonst suchten sie ihn überall, denn er hatte schon wieder seine alten Lumpen angezogen und war zu seiner Frau gegangen, die ihm von den Heldentaten des fremden Ritters erzählte. Als der nächste Morgen anbrach, fing auch die Schlacht wieder an. Der Kahlkopf zog wieder sein goldenes Gewand an und zog in die Schlacht; an diesem Tage wurde er am Arme verwundet. Der König bemerkte, daß der fremde Ritter blutete; er rief ihn zu sich und verband ihm die Wunde mit einem seidenen Tuch. Sasxwatho aber stahl sich weg, vertauschte sein goldenes Gewand gegen seine Lumpen und ging nach Hause. Der König veranstaltete ein großes Fest; er ließ

viel Vieh schlachten und Wein an das Heer verteilen; dabei gab er aber den Befehl, auf alle die zu achten, die am Arm eine mit einem seidenen Tuch verbundene Wunde hätten, und sie ihm zu melden.

Als der Wein verteilt wurde, war aber niemand dabei, der am Arm verwundet gewesen wäre. Man meldete dies dem Könige, es habe jeder Mann seinen Arm ausgestreckt, und keiner habe gefehlt. „Gut, dann verteilt Wein und Äpfel zugleich!" sagte der König; da mußte nämlich jeder beide Hände zugleich herweisen. Als die Reihe an Sasxwatho kam, streckte er nur eine Hand aus, die andere verbarg er. „Man befahl ihm, auch die andere Hand zu zeigen, damit man ihm Äpfel hineinlegen könne; er aber sagte, er möge keine Äpfel, sie sollten ihm bloß tüchtig Wein einschenken. Aber das ließen sie nicht so hingehen, und auf diese Weise entdeckten sie seinen verwundeten Arm mit dem seidenen Verband.

Ganz anders wurde der König jetzt. Er umarmte Sasxwatho, küßte ihn und bat ihn um Verzeihung wegen der früheren schlechten Behandlung. „Ich bitte dich," fügte er hinzu, „zieh morgen wieder in den Kampf und zeige dich mir und dem Volk." Am nächsten Tag setzte sich Sasxwatho seinen Schweinsdarm auf den Kopf, zog seine alten Fetzen an, bestieg sein gutes Roß, bewaffnete sich und zog in den Kampf. Er griff an und vernichtete das feindliche Heer. Der Rest floh. Der feindliche König schickte einen Boten mit der Bitte, doch nicht sein ganzes Volk zu vernichten, er sei besiegt und trete sein Reich ab. So ging der Krieg zu Ende, und alles kehrte nach Hause zurück. Jetzt lobten und priesen alle Sasxwatho; vom Vezier und dem Hausverwalter war keine Rede mehr. Und Frau Sasxwatho saß da und konnte sich nicht sattsehen an ihrem siegreichen Gatten; ihre Schwestern aber weinten Essig vor Neid. Auch der König kehrte heim und schenkte Sasxwatho und dessen Frau den besten Palast, den er hatte. „Es kommt doch alles auf," sagte Sasxwatho eines Tages

zu seinem Schwiegervater, „ruf doch mal den Vezier und den Hausverwalter und frag' sie, wo sie die Leber herbekommen haben. Nämlich — ich hab's ihnen gegeben, und den Beweis davon hab' ich auch." Sprach's und zeigte dem König die Fingerspitzen. Der König ließ die beiden rufen, und es erwies sich in der Tat, daß an ihren kleinen Fingern etwas fehlte. „Und die Panthermilch haben sie auch von mir," sagte Sasxwatho, „und hab' sie mir mit ihren Ohrläppchen bezahlen lassen. Das Lebenswasser hab' ich geholt, und mein Roß hat mir geholfen. Umsonst hab' ich's ihnen aber nicht gegeben, seht nur auf ihrem Sitzfleisch nach, was für einen Preis sie dafür bezahlt haben. Wenn ihr's nicht glaubt, untersucht sie." Das tat man auch; wirklich fehlten ihnen die Ohrläppchen, und die Spuren der Hufschläge fand man auch auf ihren Körpern, als man sie ausgezogen hatte. Beschämt schlichen sich die beiden nach Hause, und ihre Frauen wußten nicht wohin vor Schande.

Bald aber wurde Sasxwatho das Stubenhocken langweilig. Er erklärte, er werde auf die Jagd gehen. „Recht so," sagte der König, „nur bitte ich dich, die Grenzen unseres Landes nicht zu überschreiten. Da drüben lebt ein Weib, die bringt dich unbedingt um, wenn sie dich erwischt." „Das wollen wir schon sehen", meinte Sasxwatho, rief sein Roß und seinen Panther, zog seine Rüstung an, tat sein Schwert um und machte sich auf den Weg. Im Lande seines Schwiegervaters aber fand er kein Wild. „Was auch kommen mag," sagte er zu sich selber, „ich gehe doch hinüber in das Land, wo jenes Weib ist; entweder ich sterb' oder ich bleib' am Leben." Er überschritt also die Grenze und fand viel Wild und jagte so recht nach Herzenslust. Als er müde geworden war und genug gejagt hatte, entspannte er seinen Bogen und ruhte aus. In der Ferne stand ein hoher Turm. Als er den erblickte, spannte er seinen Bogen von neuem und ritt daraufIos. Nachdem er den Turm erreicht hatte, trat er ein und setzte sich auf eine goldene Bank, um auszuruhen. In dem Schlosse fand

er auch eine goldene Laute und einen goldenen Widder. Er nahm die Laute und spielte, und siehe da, der Widder fing an zu tanzen und zu springen. Nach einiger Zeit kam auch ein Weib. „Wer bist du?" frug sie ihn, „und wie wagst du es, in meinem Turm dem Widder zum Tanz aufzuspielen?" „Ich bin Sasxwatho," entgegnete er, „bitte, komm nur herein." „Du wirst mich umbringen," rief das Weib mit hölzerner Stimme, „ich gehe nicht hinein." „Ich werde mich hüten, dich umzubringen", versetzte Sasxwatho. „Nun, wenn du nicht die Absicht dazu hast, dann leg' das Holzstück da auf dein Pferd!" Sasxwatho nahm das Stück Holz, das sie ihm gezeigt hatte, und legte es auf sein Roß. „Jetzt kannst du hereinkommen", fügte er hinzu. „Jetzt leg' es auf deinen Panther!" Auch das tat er. „Jetzt auf dein Schwert!" Sasxwatho erfüllte auch diese Bitte. Das Weib schrie auf und fesselte Sasxwatho. Der rief sein Roß, aber das rührte sich nicht; mit neunfacher Kette war es gefesselt. Er rief den Panther, aber auch der konnte sich nicht rühren. Er rief sein Schwert, aber auch dieses gehorchte nicht, denn es war gleichfalls gebunden und gefesselt. Und dann verschlang das Weib Sasxwatho, das Pferd und den Panther.

Damals nun, als Thavisi und Sasxwatho sich trennten, hatten sie ihre Schwerter gezogen und miteinander ausgemacht, daß, wenn auf einem der Schwerter ein Tropfen Blut sich zeige, dann sollte dies ein Zeichen sein, daß der eine den andern brauche. Thavisi zog das seine sehr oft aus der Scheide und prüfte es. Und gerade in dem Augenblicke, wo Sasxwatho verschlungen wurde, besah er es wieder; über und über hingen blutige Tränen daran. „Mein Bruder ist in Not," sagte er sich, „er braucht mich und meine Hilfe." Stand auf, zog sein goldenes Gewand an, tat Waffen um, nahm Bogen und Pfeil, bestieg sein gutes Pferd, nahm Abschied von Vater und Mutter, rief seinen Panther und machte sich auf den Weg. Lange, lange wanderte er umher, die ganze Welt umwanderte er, tausend Reiche

sah er, überall frug er nach seinem Bruder, aber umsonst. Endlich kam er in das Land, wo Sasxwatho gelebt hatte.

Wie die zwei Hälften eines auseinandergeschnittenen Apfels einander gleichen, so glich Thavisi seinem Bruder.

Nun war Sasxwatho schon seit langem verschollen. Der König befahl, allgemeine Trauer anzulegen. Als Thavisi ins Land kam, dachten alle, es sei Sasxwatho selbst. und freuten sich ungemein. Der König erlaubte allen, die Trauerkleider abzulegen, und begrüßte Thavisi mit Umarmungen und Küssen. „Gott sei Lob und Dank, mein Sohn," sagte er, „daß du uns zurückgekehrt bist. Wie kommt es nur, daß du jenem Weib entronnen bist? War's Gottes Hilfe, war's eine Fügung des Schicksals?" Wir haben nun schon gesagt, daß Thavisi so sehr Sasxwatho glich. „Ja," dachte sich jener, „Sasxwatho muß wohl irgendwo hingegangen und verschollen sein. Er kommt wahrscheinlich nicht mehr; darum trauern sie jetzt um ihn und freuen sich darüber, daß ich gekommen bin, den sie für Sasxwatho halten. Ich will also so tun, als ob ich wirklich Sasxwatho wäre." Und laut fügte er hinzu: „Ich war noch nicht bei jenem Weib; ich will erst morgen hingehen." Man führte ihn in Sasxwathos Haus, wo ihm Frau Sasxwatho um den Hals fiel und ihn heiß küßte. Thavisi ließ sie in diesem Glauben, als sie sich aber zur Ruhe legten, zog er sein Schwert und legte es zwischen sich und sie und sagte: „Wenn du über dieses Schwert hinüberlangst, haue ich dich damit in Stücke; ich bin todmüde und mein Sinn steht nicht nach Liebkosungen und Küssen." Frau Sasxwatho dachte, ihr Mann hätte sich in eine andere verliebt und sein Herz von ihr abgewandt, und darum fing sie an bitterlich zu weinen. Lange weinte sie, aber schließlich wurde sie müde und schlief ein.

Am nächsten Morgen begab sich Thavisi zuerst zum König und frug ihn, wo denn jenes schreckliche Weib wohne. Der König sagte es ihm und bat ihn, nicht hinzugehen, denn er würde sicher ums Leben kommen. Thavisi

bestieg sein Pferd, schnallte sein Schwert um, rief seinen Panther und ritt weg. Das Wild, das er auf dem Wege traf, sah er nicht einmal an, sondern ritt geradeswegs ins Land jenes schrecklichen Weibes, erblickte den Turm, betrat ihn, nahm die goldene Laute vom Nagel und fing an zu spielen. Da kam auch schon das Weib und schrie ihn an: „Wer bist du und was willst du hier in meinem Turm? Wie wagst du's, meine Laute zu spielen und meinen Widder zum Tanzen zu bringen? Wenn ich den Turm betrete, ist es um dein Leben geschehen." „Ich bin Thavisi," antwortete er, „wenn du willst, komm nur herein!" „Nein, ich fürchte mich, du wirst mich umbringen", rief das Weib mit einer Stimme, als ob sie wirklich Furcht hätte. „Aha," dachte Thavisi, „damit hat sie meinen Bruder betrogen; jetzt will ich nur sehen, was sie weiter macht." Und dann sagte er: „Komm nur, ich tu' dir nichts, ich werde doch meine Waffen nicht gegen ein Weib gebrauchen." „Nun, wenn du die Wahrheit sagst, so nimm dies Holzstück und leg' es auf dein Pferd." Thavisi tat, als ob er ihren Wunsch erfülle. „So, und jetzt berühre deinen Panther mit dem Holz!" „Auch das will ich gern tun, komm jetzt nur herein", sagte Thavisi. „Nein, du mußt es noch auf dein Schwert legen!" „Gut! Aber jetzt komm endlich herein!"

Als sie drin war, hieb ihr Thavisi den Kopf ab. Aber sie hatte drei Köpfe! Und sie war furchtbar wütend! Nun fingen Thavisi und sein Pferd und sein Panther, alle dreie, an mit dem Weib zu kämpfen. Den zweiten Kopf schnitt ihr Thavisi ab. „Sag' mir, Hexe, wo ist mein Bruder! Was hast du mit ihm angefangen?" „Wenn du mich nicht umbringst, sag' ich's dir," antwortete das Weib, „in meinem Kopf ist ein Koffer, und drin sitzt dein Bruder mit Pferd und Panther." Thavisi schnitt ihr diesen Kopf ab, spaltete ihn und holte sich seinen Bruder heraus. Beide umarmten und küßten sich. „Ach, wie lange ich geschlafen habe!" rief Sasxwatho aus. „Ja, und wärst nicht mehr aufgewacht, wenn ich nicht gekommen wäre", sagte Thavisi und er-

zählte ihm alles. Dann bestiegen sie ihre Pferde und ritten heimwärts. Ein Mann, der die beiden unterwegs traf, begab sich zum König und meldete ihm: „Dein Schwiegersohn ist heimgekehrt; aber zu zweit; aus einem Menschen sind zwei geworden.“ „Was redest du da?“ entgegnete der König, „hat man je so etwas gehört, daß aus einem zwei werden.“ Und sich zu seinen Hofleuten wendend und auf den Bringer der Nachricht deutend, befahl er: „Köpft mir den da!“ Aber in demselben Augenblick kam wieder einer und meldete, daß des Königs Schwiegersohn in doppelter Gestalt im Anzug sei. Auch dem ließ der König den Kopf abschneiden. Als ein dritter Bote mit derselben Nachricht kam, sagte der König zur Königin: „Geh du und schau nach, was Wahres dahintersteckt.“ Die Königin ging und sah nach: in der Tat kommen da zwei und sehen einander so ähnlich, daß man sie nicht unterscheiden kann.

Als die beiden, Sasxwatho und Thavisi, zum Könige kamen, wußte dieser nicht, wer Sasxwatho und wer Thavisi sei. Auch Sasxwathos Frau war im Zweifel. Thavisi aber erzählte alles, und der König wunderte und freute sich ungemein. Dann veranstaltete er ein großes Fest und machte Sasxwatho zum König. Und dann lud Sasxwatho alle zu sich ein und bewirtete sie königlich. Danach gingen sie zu Thavisi, der in seinem Lande auch König geworden war, und setzten dort das Fest fort. Und als sie mit dem Fest fertig waren, kehrte Sasxwatho in sein Reich zurück, und Thavisi blieb in dem seinigen.

Leid dort, Freude hier,
Kleie dort und Mehl hier.
Einen Wagen hab' ich auf den Berg geschleppt,
Ist geworden wie ein Berg,
Rufet mich aus diesem Leben
'nüber in das Ewige.

Elasa, Melasa.
Ein Glas hing mir am Hals,
Der Hörer und der Erzähler
Mögen sich verheiraten.

12. BUKUTSCHICHAN



s war einmal ein Müller, der hieß Lause-Hadschi[1]. Ihm passierte es einmal, daß die Lumpen, die er haufenweise gesammelt hatte, verschwanden. „Das darf nicht sein," sagte er, „den Dieb muß ich finden", und versteckte sich hinter der Türe. Er brauchte gar nicht lange zu warten, da sah er einen Fuchs hereinschleichen, und der Fuchs hatte am Bauche keine Haare mehr und am Rücken war er ganz zerzaust. „Ach, du räudiges Luder, du bist's!" sagte Lause-Hadschi und warf sich mit einem Knüppel auf den Fuchs. „Langsam, langsam, Müller!" sagte der Fuchs, „schneller Fluß findet das Meer nicht, heißt das Sprichwort, das du ja kennst. Wegen der paar Lumpen, die ich dir weggefressen habe, willst du mich umbringen? Aber ich will dich dafür reich machen, ich verheirate dich mit der Tochter des Chans, ich mache dich groß und berühmt. Unter einer Bedingung jedoch: du mußt mich bis zu meinem Tod mit Kurdjuk[2] füttern und wenn ich sterbe, in einen solchen legen." Der Müller willigte gerne ein.

Dann lief der Fuchs weg und wühlte im Misthaufen herum, bis er einen Abbas[3] fand. Damit lief er dann an den Hof des Chans, der jenseits des Flusses lag. Zum Chan aber sagte er: „Verzeih, wenn ich unbescheiden bin, ich möchte dich um ein Maß bitten, um Bukutschichans Silber zu messen, ich habe schon überall danach gesucht und konnte nirgend eines auftreiben." „Was ist denn das für ein Bukutschichan, von dem hab' ich nie etwas gehört", sagte der Chan. „Doch, den gibt's schon, ich bin ja sein Vezier", sagte der Fuchs, nahm das Maß, das ihm der Chan gab und lief weg.

[1] Hadschi ist der Titel der Mekkapilger, die den Hadsch, die Wallfahrt nach Mekka, gemacht haben. [2] Der sehr fette Steiß des Fettschwanzschafes heißt so. [3] Gegenwärtig wird das Zwanzigkopekenstück im Kaukasus so genannt.

Abends brachte er das Maß zurück, nachdem er zuvor in eine Spalte desselben den Abbas gesteckt hatte. „Möcht' nur wissen, ob es wahr ist, was der nichtsnutzige Fuchs mir erzählt hat", sagte der Chan und schüttelte das Maß. Da fiel die Münze heraus. „Muß wohl wahr sein," sagte er nachdenklich, „aber wer mag wohl dieser Bukutschichan sein?"

Am nächsten Tag kam der Fuchs wieder; diesmal brauche er ein Maß, um seines Herrn Gold zu messen. Als er das Verlangte bekommen hatte, suchte er solange, bis er ein Goldstück fand, steckte es auch in den Spalt und brachte das Maß seinem Eigentümer zurück. „Wir sind nur mit Mühe fertig geworden bis zum Abend", log er. Kaum war er draußen, schüttelte der Chan das Maß wieder und das Goldstück flog heraus. Wie er sich da wunderte!

Nach einiger Zeit kam der Fuchs wieder. Diesmal aber freite er um die Tochter des Chans für seinen Herrn. Der Chan wäre vor Freude fast gestorben. „Morgen komme ich mit Bukutschichan zu dir", sagte der Fuchs und lief nach Hause. Am folgenden Tag machte er für Lause-Hadschi zuerst ein Staatskleid aus lauter bunten Bergblumen, dann ein Gewehr aus Lindenholz mit Schnüren aus dem Bast desselben Baumes und noch viele andere ähnliche Sachen. Bukutschi — so hieß er jetzt — sah aus der Ferne wie ein Regenbogen aus. Als alles fertig war, sagte der Fuchs zu ihm: „Der Chan wird dir mit seinem Gefolge entgegenreiten bis zum Fluß. Wenn du durch den Fluß reitest, schrei ‚zu Hilfe, zu Hilfe, das Wasser reißt mich mit!' und tauche unter. Dann werden die Begleiter des Chans dich herausziehen und unsere Sache ist in Ordnung."

So geschah's denn auch. Als Bukutschi mitten im Flusse war, tat er, als risse ihn die Strömung mit und rief um Hilfe. Der Fluß trug natürlich alles das Zeug, das er anhatte, mit sich fort und als die Reiter des Chans ihn herauszogen, war er so nackt, wie seine Mutter ihn geboren hatte. Gleich aber boten sie ihm Kleider und Waffen an;

Bukutschi zog sich an und sah aus wie ein feiner Kerl. Aber ... da er außer einem lausigen Halbpelz nie etwas anzuziehen gehabt hatte, kamen ihm die neuen Kleider ein bißchen fremd vor und er konnte das nicht verbergen; er zupfte hier und richtete da zurecht, glättete dort und schob hier zur Seite. „Was treibt er denn?" frugen die Begleiter des Chans den Fuchs, „er tut ja, als ob er nie ordentliche Kleider anzuziehen gehabt hätte." „Ihr täuscht euch," antwortete der Fuchs, „das Zeug, das er anhat, gefällt ihm nur nicht." „Aus was waren denn seine Kleider?" frugen die Begleiter wieder, „er sah ja aus wie ein Regenbogen." „Unbezahlbar waren sie, über und über mit Diamanten und Edelsteinen besetzt. Aber solche hat er viele und an dem einen liegt nichts daran. Worum es mir leid tut, das ist sein Gewehr. Das war ein altes Stambuler Gewehr, das er von seinen Vorvätern ererbt hatte; ein solches gibt es gar nicht mehr", log der Fuchs. „Ja, ja, es muß ganz aus Silber gewesen sein," sagten die Begleiter, „wir haben es schon gesehen, wie es glänzte."

Als sie nun im Palaste des Chans angekommen waren, erstaunte Bukutschi noch viel mehr. Auf die Decke schaute er und auf den Fußboden, die Wände entlang glitten seine Blicke und alles beguckte er sich aufs genaueste. „Was hat er denn, der tut ja, als ob er noch nie ein Haus gesehen hätte", sagte der Chan zum Fuchs. „Nein, so ist es nicht, bloß ... das deine gefällt ihm nicht recht", antwortete dieser.

Und Bukutschi heiratete die Tochter des Chans. Eine ganze Woche dauerte die Hochzeit, eine prachtvolle Ausstattung bekam die Braut und als die Neuvermählten abreisten, gab ihnen alles Geleite, was nur gehen konnte: Reiter und Fußgänger, Trommler, Flötenspieler, Sänger, Buben, Mädel, und ein Haufen Volks. „Ich laufe voraus und richte das Haus her," sagte der Fuchs, „ihr kommt nach." Sprach's und lief so schnell ihn seine Beine trugen.

Lange Zeit lief er, kurze Zeit lief er, endlich kam er zu einer Steppe, auf der eine große Herde weidete. „Wem

gehört das Vieh?" frug er. „Dem Drachen", antworteten die Hirten.

„Gebt acht, gebt acht!" warnte der Fuchs, „nennt den Namen des Drachen nicht mehr; der ist erledigt. Mit Mörsern und Kanonen, mit Pulver und Blei kommt das Heer der sieben Könige, um ihn zu töten. Wenn ihr sagt, daß ihr die Hirten des Drachen seid, schlagen sie euch auch tot und nehmen euch euer Vieh weg. Es gibt nämlich einen Chan — Bukutschi heißt er — den sogar die Könige fürchten; wenn euch jemand fragt, wem das Vieh gehört, sagt nur, es gehöre dem Bukutschi, dann tut euch niemand etwas zu leide."

Weiter lief der Fuchs und kam zu der Pferdeherde des Drachen, danach zu der Schafherde, danach zu den Schnittern und überall erzählte er dieselbe Geschichte.

Und immer noch weiter lief der Fuchs, bis er endlich zu des Drachen Palast kam. „Drache!" rief er, „Drache, ich habe deine Gastfreundschaft nicht vergessen und ich komme, um dich zu warnen. Das Heer der sieben Könige kommt hinter mir, mit Kanonen, Mörsern, Geschossen und allem Nötigen; was gedenkst du zu tun?" „Ach, was kann ich da machen?" antwortete der Drache, „gegen ein solches Heer kann ich ja doch nichts ausrichten; weißt du keinen Ort, Fuchs, wo ich mich verstecken könnte?" „Verstecke dich hier", sagte der Fuchs und zeigte auf einen berghohen Heuhaufen, der mitten im Hofe stand, „nur mach schnell, denn das Heer ist mir auf den Fersen." Der Drache versteckte sich so schnell er konnte und der Fuchs . . . zündete den Heuhaufen an allen vier Ecken an. Wie eine Wurst schmorte der Drache in dem Riesenfeuer.

Und schließlich kam das neuvermählte Paar an, mit Musik und Trommel, mit Vorreitern, Sängern, mit Lärm, Geschrei und Schießen. Als sie die Steppe erreichten, wo das Rindvieh weidete, frugen sie, wem die Herde gehöre. „Dem Bukutschichan", war die Antwort. Als sie zur Pferdeherde kamen und dieselbe Frage stellten, bekamen

sie dieselbe Antwort. Als sie zur Schafherde kamen und frugen, wem sie gehöre, hieß es: dem Bukutschichan. Als sie zu den Schnittern kamen und sich erkundigten, wem diese Felder und Wiesen gehörten, sagte man ihnen: dem Bukutschichan. Nicht wenig wunderte sich da sein Gefolge ob des unerhörten Reichtums ihres Herrn. Der selbst aber wußte gar nicht, wie ihm geschah; er wurde fast verrückt darüber. Schließlich kamen sie zum Drachenschloß. Dort erwartete sie der Fuchs. Die Begleiter des jungen Paares schickte er zurück; Bukutschichan und seine Frau richtete er im oberen Stockwerk ein, er selbst aber ließ sich im unteren häuslich nieder. Schöne Zeiten verlebte Bukutschi da; er hatte wirklich gar nichts zu tun, bloß bei seiner Frau zu schlafen, alle andern Sorgen nahm ihm der Fuchs ab.

Nun wollte dieser aber doch einmal wissen, was Bukutschi von ihm dachte. Zu diesem Zweck legte er sich einmal mitten im Hofe hin und stellte sich tot. „Schau, da liegt unser Fuchs; es scheint, er ist verreckt", sagte Frau Bukutschi zu ihrem Mann. „Und wenn er siebenmal verreckt ist, ist mir's gleich; hab' den Nichtsnutz schon lange satt."

Kaum aber hatte er's gesprochen, als der Fuchs aufsprang und ein Liedchen anfing:

> Erzähl' ich sie, erzähl' ich's nicht,
> Vom Lause-Hadschi die Geschicht',
> Und von der Lindenflinte,
> Vom Müller in der Tinte?

Wer fiel auf die Knie, wer bat, wer flehte den Fuchs an nichts zu verraten? Der Lause-Hadschi.

Und wer verzieh großmütig? Der Fuchs.

Aber alles nimmt ein Ende ... Eines Tages starb der Fuchs wirklich. Bukutschi aber, der fürchtete, das sei wieder nur eine Finte, wickelte ihn in einen Kurdjuk ein. Und heute noch soll der Fuchs darinstecken.

13. VON BALAI UND VON BOTI



s war einmal ein König, der drei Söhne hatte. Nun geschah das, was wir erzählen wollen, zu einer Zeit, als der König schon tot war.

Also, die Söhne hörten einmal davon, daß im Süden ein König lebe, der eine Tochter habe und daß diese sich vorgenommen und ein Gelübde abgelegt habe, nur den zu heiraten, der sie im Zweikampfe besiegen würde. Der älteste Bruder beschloß, sein Glück zu versuchen; er putzte sich fein heraus, tat schöne Waffen um, setzte sich auf ein gutes Pferd und machte sich auf den Weg, nachdem er von seinen Brüdern Abschied genommen hatte.

Lange, lange war sein Ritt; breite Täler ließ er hinter sich und tiefe Schluchten, eine endlose Steppe durchquerte er. Da traf er auf seinem Wege einen alten Mann. „Wohin des Wegs, mein Sohn, wohin willst du, wenn Gott dir's erlaubt?“ erkundigte sich der Alte. Der junge Mann erzählte ihm alles. „Was ist dir lieber?“ frug der Alte wieder, „das Mädchen oder der Rat eines Greises?“ „Ratschläge geben kann ich selber,“ antwortete der Gefragte, „und das Mädchen ist mir lieber als dein Rat.“

„Gute Reise, mein Sohn.“

Weiter ritt der junge Mann und kam schließlich zur Stadt des Königs, dessen Tochter er freien wollte. Vor dem Stadttore stieg er ab und gleich kamen die Diener des Königs und nahmen ihm seine Waffen ab, führten sein Pferd am Zügel und zeigten ihm die Gastgemächer. Dann tischten sie ihm auf, was Bestes in der Küche war und brachten süßen Trank und der Vezier kam und unterhielt sich mit ihm. „Gast,“ sagte dieser, als sie gegessen, getrunken und mit angenehmen Gesprächen sich die Zeit gekürzt hatten, „Gast, was ist dein Begehr?“ „Ich wünsche mich mit der Tochter des Königs zu messen.“

„Wenn das wirklich dein Ernst ist, so wisse: morgen früh, bei Sonnenaufgang sei bereit und geh auf den Platz, wo du die Prinzessin finden wirst. Wenn dir das Glück hold ist, besiegst du sie; wenn sie aber dich besiegt, so schneidet man dir den Kopf ab und steckt ihn auf einen Pfahl." Als er dies gesagt hatte, stand der Vezier auf und ging. Dem Gast aber gefielen diese Aussichten nicht besonders.

Die ganze Nacht konnte er nicht schlafen, aber er war am Morgen doch pünktlich zur Stelle. Und als die Sonne dem Meere entstieg, kam auch die Prinzessin an: heller als die Morgensonne glänzte ihre Rüstung. Sie trat vor, stellte sich ihrem Gegner gegenüber und entblößte ihre Brust. Der junge Mann sank ohnmächtig nieder; Sklaven eilten herbei, hieben ihm den Kopf ab und steckten ihn auf einen Pfahl.

Es verging einige Zeit, da machte sich eines Tages der mittlere Bruder auf den Weg, um sich nach seines Bruders Schicksal zu erkundigen und, wenn Gelegenheit sich böte, mit der Jungfrau zu kämpfen. Er schlug denselben Weg ein und traf denselben Greis, dem auch der älteste Bruder begegnet war. Aber wozu lange erzählen? Auch ihm kostete es den Kopf.

Lange wartete der Jüngste auf seiner Brüder Heimkehr. Schließlich wollte er selbst nachsehen, was aus ihnen geworden war; auch mit der Jungfrau sich im Zweikampf zu messen war er entschlossen. Tag und Nacht ritt er, bis er den Greis traf. „Wohin mein Sohn? Wohin des Wegs, wenn Gott dir's erlaubt?" frug ihn der Alte. Er erzählte, was er vorhabe. „Was ist dir lieber, das Mädchen oder der Rat eines Greises?" „Das Mädchen mißfällt mir nicht, aber auch den Rat eines alten Mannes höre ich gern", gab der Jüngste zur Antwort. „So höre," hub der Alte wieder an, „nicht durch Kraft besiegt sie ihre Gegner, sondern dadurch, daß sie ihr Hemd öffnet und ihre Brust zeigt. Das hält der stärkste Mann nicht aus. Darum, wenn sie mit dir dasselbe versucht, schlag' die Augen nieder und auf sie an; du wirst sie leicht besiegen."

Der Jüngling dankte, trieb sein Pferd an und ritt weiter. Als er ans Tor der Königsstadt kam, stieg er ab. Und wie seinen Brüdern, so halfen die Diener auch ihm, speisten und tränkten ihn, und der Vezier kam und hielt angenehme Gespräche mit ihm ... kurz, es war alles so wie mit den beiden älteren Brüdern.

Vor Sonnenaufgang stand der Jüngste auf; mit der Sonne kam auch die Jungfrau. Ihr Hemd öffnete sie und zeigte ihre Brust; er aber sah sie gar nicht an, stürzte auf sie zu und warf sie. „Soll ich dich schonen, du Hündin oder soll ich dir den Kopf abschneiden?“ frug er sie und setzte ihr den Dolch auf den Hals. „Verschone mich, ich bin dein“, bat die Besiegte. „Dann komm sofort mit mir, mich verlangt es schnell nach Hause zu kommen.“ „Ich will wohl, wenn du einen Auftrag ausführst, den ich dir erteile; sonst gehe ich nicht mit und heirate dich nicht.“

„Wenn du mich besiegt hättest, so würde mein Kopf jetzt auf einem Pfahl stecken und jetzt willst du noch Dienste von mir verlangen. Es sei! Du bist ein Weib, und ich kann mich nicht wie du, auf Listen einlassen. Befiehl, was soll ich tun.“ Da holte die Jungfrau aus einem Koffer einen goldenen Pantoffel heraus und warf ihn vor dem Jüngling hin. „Der andere ist verloren gegangen, such' ihn.“ sagte sie.

Er steckte den Pantoffel in seinen Zwerchsack, stieg aufs Pferd und ritt weg. Lange ritt er, wenig ritt er, hohe Berge ließ er hinter sich und tiefe Schluchten, über breite Flüsse setzte er und endlose Steppen durchflog er, bis er zu einer schönen, mit Blumen bestandenen Ebene kam. Und inmitten dieser Steppe stand ein Garten, schön wie das Paradies, und im Garten waren wunderbare Zelte aufgeschlagen. An den Zelten stieg er ab, ließ sein Pferd laufen und trat ein. Alles war bereit, aber keine Menschenseele darin. In der Mitte des Zeltes plätscherte ein Brunnen. Er badete sich darin und legte sich schlafen.

Nach einiger Zeit weckte ihn jemand mit einem Stoß auf. „He, Freund," sagte der Neuangekommene, „ist es vielleicht der Garten deines Vaters, daß du dein Pferd darin herumlaufen läßt? Steh auf und zeige deine Kühnheit." Auf sprang unser Held, sah sich um und vor ihm stand ein Jüngling mit hellstrahlendem Gesicht. „Wie willst du kämpfen, zu Fuß oder zu Pferd?" frug ihn dieser. „Zu Fuß", lautete die Antwort. Sie faßten sich und zogen, zogen, aber keiner konnte den andern werfen. Weiter rangen sie ... es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, schon neigte sich die Sonne dem Untergang entgegen und noch standen beide aufrecht. „Genug jetz!" sagte der Unbekannte, „laß mich los, morgen früh komme ich wieder. Hinter jenem Hügel weiden meine Schafe, dort gehe heute abend hin und iß und trink, denn hierher kommt keiner, um dir aufzuwarten." Sprach's und verschwand.

Unser Held ritt dahin, wo die Schafe weideten. Die Hirten kamen ihm entgegen, hielten ihm sein Pferd, nahmen ihm seinen Mantel ab, schlachteten ein Schaf, steckten die Bratspieße ans Feuer und bewirteten ihn aufs beste. Als er gegessen und getrunken hatte, gingen die Hirten weg; nur er und ein junger Mann blieben am Feuer sitzen. „Wem gehören diese Schafe?" frug unser Held. „Alle gehören sie einem Mädchen, deren Schloß nicht weit von hier ist, und dieses Schloß hüten zwei Drachen."

Nachdem unser Held nun den Weg nach dem Schloß erfragt hatte, nahm er einen geschlachteten Hammel mit und ritt hin. Er öffnete das Tor und trat ein, da warfen sich ihm die beiden Drachen entgegen. Er riß den Hammel entzwei und warf jedem eine Hälfte hin; dann drang er weiter ins Innere des Gebäudes und fand zunächst den jungen Mann, mit dem er gerungen hatte, schlafend daliegen. Es war aber kein Mann, sondern ein Mädchen. „Steh auf, Hündin", sagte unser Held und legte der Schlafenden die Hand auf die Brust, „ich will lieber Nachts mit dir kämpfen als am Tag." Sofort stand das Mädchen

auf; sie packten sich und rangen, aber wieder konnte keiner den andern werfen. Als alle Mittel erschöpft waren, drückte unser Held des Mädchens rechte Brust — es krachte etwas, wie wenn man eine Nuß aufknackt und das Mädchen fiel nieder. „Jetzt bin ich dein, du kannst mit mir tun, was du willst," sagte sie. Und kaum hatte sie's gesagt, da trat aus einer Ecke ein Mullah[1], aus der andern dessen Budun und vollzogen die Trauung der beiden. Nun waren sie Mann und Frau.

Drei Nächte blieben sie zusammen; in der vierten machte sich unser Held fertig zur Abreise. „Wohin des Wegs, was eilst du so? Woher kamst du?" frug seine Frau. Da erzählte er ihr, was zwischen ihm und der Königstochter vorgefallen war, holte den Pantoffel aus seinem Zwerchsack und warf ihn ihr vor die Füße. „Dieser Pantoffel ist mir vom Fuße gefallen, woher hätte sie ihn sonst haben sollen", sagte seine Frau. Suchte und gab ihm den andern.

Unser Held tat die beiden Pantoffel in seinen Sack, nahm Abschied von seiner Frau, schwang sich aufs Pferd und ritt davon.

Als er zur Königstochter kam, warf er ihr die Pantoffel hin und sagte: „Da, nimm sie!" „Gut; aber es gibt einen Mann, der heißt Balai und seine Frau heißt Boti, wenn du mir nicht erfährst, was zwischen ihnen vorgegangen ist, heirate ich dich nicht." Unser Held schüttelte nur den Kopf, saß wieder auf und ritt einen Weg, den zuvor noch niemand betreten hatte.

Lange ritt er, kurze Zeit ritt er, Tag und Nacht ritt er, einen Weg legte er zurück von den Nüstern bis zum Mund[2] und kam in ein Land, das ganz anders war, als das unsre, ein Land, in dem es Schmutz gab, wenn die Sonne schien und Staub, wenn es regnete. Er stieg ab und fesselte sein Pferd unter einem Baum, dessen Zweige sich im Himmel verloren. Er schaute sich um, er schaute hinauf und schließlich

[1] Mohammedanischer Geistlicher; der Budun ist dessen Gehilfe, Assistent. [2] Scherzhafter Ausdruck für einen sehr weiten Weg.

sah er im Gipfel des Baumes ein Adlernest mit Jungen darin, jedes so groß wie ein Ochse. Er kletterte hinauf und hinter ihm drein ein dreiköpfiger Drache — mit einem Hieb aber schlug ihm unser Held alle dreie ab. Nach einiger Zeit kam das Adlerweibchen geflogen — von ihrem Flug schwankten Bäume und Berge — und setzte sich aufs Nest. „Willkommen Held!“ rief ihm das Adlerweibchen zu, „laß mich jetzt deine Mutter sein und sei mein Sohn! Du hast den Feind meiner Kinder erlegt, befiehl! So groß auch dein Verlangen sei, ich will es erfüllen.“ „Trag mich in Balais und Botis Haus“, sagte unser Held, „wenn du mir schon einen Dienst erweisen willst, so sei es dieser.“ „Wenn wir dahin wollen, kehren wir beide nicht zurück, befiehl ein anderes,“ sagte das Adlerweibchen, „du kannst einstweilen hierbleiben und ich werde inzwischen deinen Befehl ausführen.“ „Ich habe dir keinen anderen zu geben,“ antwortete unser Held, „wenn du selbst nicht mit willst, so zeige mir wenigstens den Weg dahin.“ „Nein, wenn du schon in den sicheren Tod gehen willst, so darf auch ich nicht zurückbleiben; setz’ dich auf meinen Rücken.“

Und das Adlerweibchen breitete seine Flügel, mit jedem Flügelschlag ließ es einen Berg hinter sich, einen Fluß, ein Land; schließlich setzte es sich auf einem hohen Hügel nieder. Vor dem Hügel stand ein Turm, der bis in den Himmel zu gehen schien. „In diesem Turm wohnen Balai und Boti,“ sagte das Adlerweibchen, „geh zu ihnen, sag’, was du zu sagen hast, frag’, was du zu fragen hast und komm zur rechten Zeit hieher zurück; wenn du Glück hast, läßt er seine Pfeile auf dich nicht los, ehe du mich erreichst; wenn du kein Glück hast . . . nun ja, vor dir ist auch keiner von ihnen je zurückgekommen und nach dir wird es keiner.“ Unser Held ging zum Turm. „Nehmt ihr einen Gast auf?“ frug er. „Warum denn nicht, Freund?“ antwortete Balai, stand auf und nahm ihn bei der Hand, lud ihn ein sich zu setzen und frug ihn, woher er komme

und was sein Begehr sei. Unser Held erzählte alles aufs genaueste. „Nun, zuerst wollen wir essen", erklärte Balai und danach erzähl ich dir, was zwischen mir und Boti vorgefallen ist. Man brachte zu essen und als die beiden fertig waren, gab Balai den Rest einem Windhund und was der übrig ließ, einer Frau, die schon halb in Stein verwandelt war und hinter der Tür stand. Sie wollte nicht essen, aber Balai nahm die Peitsche und bedrohte sie damit — und sie aß. Unser Held verlor die Geduld und frug, warum er der Frau die Reste des Hundes gebe und was ihre Schuld sei.

„Ich bin Balai," antwortete der Hausherr, „und dies ist meine Frau. Als wir geheiratet hatten, lebten wir lange in guter Eintracht. Dann aber wurde ihr Körper jedesmal, wenn ich mich zu ihr legte, kalt, kalt wie ein Schneehaufen, kalt wie ein Eiszapfen. („Und wenn er weggeht, schieß ich ihm Pfeile nach", sagte Balai dazwischen) — Ich fing an sie in Verdacht zu haben und beobachtete sie heimlich. Einmal machte ich mir nachts einen Schnitt in das Ende des Daumens und tat Salz auf die Wunde, um nicht einzuschlafen und legte mich neben sie, stellte mich aber schlafend. (Sowie er weggeht, laß ich Pfeile auf ihn los) . . . Nach einiger Zeit sah ich, wie sie aufstand, sich anzog und das Haus verließ; ich stand gleichfalls auf, legte meine Waffen an und ging ihr nach. Im Stall hatte ich zwei Pferde; eines aus Wind, das andere aus Wolken; sie zog das Windpferd heraus und saß auf; ich tat dasselbe mit dem Wolkenpferd und ritt ihr nach. (So wie er weggeht, schieße ich auf ihn.) Sie voran, ich ihr nach, sie voran, ich ihr nach. Aber das Windpferd war schneller als mein Wolkenpferd; ich verlor sie zwar nicht aus den Augen, aber ich blieb doch zurück. So ritten wir und kamen zum Nartenturm. Boti band ihr Pferd unten an und stieg ins obere Stockwerk hinauf; ich tat dasselbe. (So wie er weggeht, schieße ich auf ihn.) Sie öffnete eine Türe und ging hinein, ich stellte mich so auf, daß sie mich nicht sehen konnte, und sah ihr zu. Darin waren sieben Nartenbrüder

und unterhielten sich damit, sich meine Frau zuzuwerfen, wie Kinder es mit einem Ball machen. Als sie des Spiels genug hatten, aßen und tranken sie. Als sie auch damit fertig waren, kam einer der Brüder heraus; mit einem Schlag meines Schwertes hieb ich ihm den Kopf ab und so machte ich's mit sechsen von ihnen. (So wie er weggeht, schieße ich auf ihn.) Es blieben nur meine Frau und der jüngste der Narten im Zimmer. Mit dem einen werde ich sicher fertig, dachte ich und trat ein. Der Jüngste aber zog sein Schwert und lief mich an, Boti trat zur Seite und schaute uns zu. Ich schlug, er schlug; ich weiß nicht, ob ich mehr Glück oder mehr Geschick hatte, aber ich hieb ihm ein Bein ab; er fiel zu Boden und Boti lief aus dem Zimmer. (Sowie er weggeht, schieße ich auf ihn.) Ich ließ den Narten liegen und ging meiner Frau nach, aber ehe ich sie einholen konnte, hatte sie sich auf ihr Windpferd gesetzt und ritt davon. Ich auf mein Wolkenpferd und hinter ihr drein. Sie kam vor mir nach Hause, nahm meine Zauberpeitsche in die Hand und wartete auf mich; kaum war ich im Zimmer, als sie mich damit schlug und dazu sagte: ‚Verwandle dich in eine trächtige Hündin', und ich ward zur Hündin. (So wie er weggeht, schieße ich auf ihn.) Sieben Jahre blieb ich als Hündin bei der Schafherde; im achten schlug sie mich wieder mit der Zauberpeitsche und sagte: ‚Jetzt bist du lange genug eine Hündin gewesen, werde jetzt ein Maulesel.' Ich wurde ein Maulesel und schleppte sieben Jahre lang Holz für die Hirten. Dann schlug sie mich ein drittes Mal und ich verwandelte mich in einen Habicht. Ich flog gleich nach Hause; nach einiger Zeit kam auch Boti, hing die Peitsche an einem Nagel auf und ging hinaus. Ich flog an die Peitsche, schlug daran und sagte: ‚Verwandle mich in den früheren Balai.' So geschah es. (Sowie er weggeht, schieße ich auf ihn.) Ich nahm die Peitsche und stürzte mich auf meine Frau; sie wich eilends zurück, tat einen schrecklichen Schrei und stürzte bewußtlos zu Boden.

‚Fürchte dich nicht,' sagte ich zu ihr, ‚ich erschlage dich nicht, aber das sollst du erdulden, was ich durchgemacht habe. Verwandle dich in eine trächtige Hündin.' Und solange ich selbst die Schafe hüten mußte, solange mußte sie es tun. Dann verwandelte ich sie in ein Maultier, dann in ein halb menschliches, halb steineres Wesen, und das ist sie jetzt, und zu essen bekommt sie nach den Hunden. (Sowie er weggeht, schieße ich auf ihn.) Und jetzt wisse: Die Königstochter, die deine Brüder umgebracht hat, ist eine Schwester Botis. Und den Narten, dem ich ein Bein abgehauen habe, den hält sie sich heimlich als Mann, im Keller, unter dem Zimmer, in dem sie selbst wohnt, und einen Sohn hat sie von ihm. Jetzt weißt du, was zwischen Balai und Boti vorgefallen ist; aber ... (Sowie er weggeht, schieße ich auf ihn.)

Als Balai geendet hatte, sagte unser Held: „Darf ich jetzt dein Haus und deinen Hof sehen?" Er ging hinaus und lief so rasch er konnte zu der Adlerin. Gleich nahm sie ihn auf den Rücken und trug ihn mit mächtigen Flügelschlägen davon. Hohe Berge ließ sie hinter sich und tiefe Schluchten, sie flog, als ob der Sturm sie trüge.

Balai aber wartete immer noch auf seinen Gast, der Haus und Hof sich ansah, wie er glaubte. Lange wartete er, bis Mittag wartete er ... aber der Gast kam nicht. „Was wohl mit ihm geschehen sein mag?" sagte Balai und ging auf die Suche. Aber umsonst. Als Balai begriff, daß sein Gast verschwunden war, schoß er ihm einen Pfeil nach und der traf die Adlerin in den einen Flügel. Wie aus einem zerrissenen Kissen flogen die Federn. „Hat er dich getroffen?" frug die Adlerin unseren Helden. „Nein, unter dem linken Ohr ist der Pfeil vorbeigeflogen", antwortete dieser, „und hat mir die Haare weggerissen; wie geht's dir?" „Die Knochen sind heil," sagte die Adlerin, „wenn wir Glück haben, schießt er nicht mehr." Und Balai schoß nicht mehr; die Adlerin trug unseren Helden in des Königs Stadt und flog dann nach Hause.

Unser Held aber versammelte alle, die da in der Stadt waren; den König, die Veziere und alles Volk und führte sie zu der Prinzessin. Dort erzählte er alles, was er von Balai erfahren hatte. Die Prinzessin aber verlegte sich aufs Leugnen. „Das ist alles erlogen,“ sagte sie, „du hast Balai gar nicht gesehen, denn niemand kann seinem Pfeil entgehen. Wie bist du seinem Schuß entkommen?“ „Wenn du wissen willst, wer lügt,“ sagte unser Held zum König, „so schau doch in den Keller unter dem Zimmer deiner Tochter, dort muß der sein, dem Balai ein Bein abgehauen hat und der jetzt der lahme Gatte deiner Tochter ist, dort muß auch ihr Sohn sein. Wenn ich gelogen habe, magst du mich töten; wenn ich aber die Wahrheit gesagt habe, so bring diese Hündin um.“ Furchtbar erbleichte da die Prinzessin. Aber das half ihr nichts; man suchte nach und fand bestätigt, was unser Held erzählt hatte. „Du hast mir Schimpf und Schaden auf mein Haupt gebracht“, sagte der König und erschlug seine Tochter; unser Held aber machte dem Narten und seinem Sohn den Garaus.

Nach all diesen Taten und nachdem er unversehrt so vielen Gefahren entronnen war, holte sich unser Held seine Frau und wurde König in seinem Lande.

14. DIE JUNGFRÄULICHE KÖNIGIN



Es war einmal — die Sonne brannte heiß, der Regen floß in Strömen — es war einmal ein König. Selbst war er verständig und das Gesetz war streng; Volk und Land gehorchten ihm. Drei Söhne hatte er. Da geschah es einst, daß er blind wurde und eine Krankheit sich seines Körpers bemächtigte. Seine Söhne berieten sich miteinander und gingen dann zu ihrem Vater. „Vater,“ sagten sie zu ihm, „gibt es denn kein Mittel, um dich wieder sehend zu machen?

Gibt es keine Arznei für deine Krankheit? Befiehl, und wenn wir auch das Leben lassen müßten, wir suchen und finden, was dir frommt." „Bringt mir Früchte aus dem Garten der Jungfräulichen Königin, das ist das einzige Mittel für meine Augen und meinen Körper", antwortete der König.

Zuerst schickte sich der älteste Sohn an, den Auftrag auszuführen. Er bestieg ein gutes Pferd, legte gute Waffen an und gab seinem Tier die Peitsche. Über unsern Berg ritt er, über fremde Berge ritt er, über den Elsterberg, den Dohlenberg, den Schneeberg, den Eisberg. Hinter diesem traf er einen Greis mit schneeweißem Bart, der saß da und nähte die Spalten im Wege zusammen, die sich von der Hitze gebildet hatten. „Sei gegrüßt, Alter; möge dir dein Werk nicht gelingen", sagte der Reiter. „Sei auch du gegrüßt, mein Sohn, möge auch dein Werk nicht gelingen", antwortete der Greis.

Weiter ritt, weiter galoppierte unser Reiter und kam schließlich in ein Land, wo Milchströme flossen und die Traube im Winter reifte. Wunderbare Gärten fand er dort und darin alle Früchte, die es auf der weiten Welt gab. „Wenn die Jungfräuliche Königin Gärten hat, so müssen es diese sein", dachte er, füllte seine Satteltaschen mit allerlei Obst und ritt nach Hause.

„Sei gegrüßt, Vater!" sagte er und überreichte ihm die Tasche. „Sei auch du gegrüßt, mein Sohn! Warum so spät zurück, warum so schnell wieder da?" „S'ist wahr, Vater, ich war an einem Ort, wo Milchströme fließen und die Traube im Winter reift; dort fand ich wunderbare Gärten. Und wenn die Jungfräuliche Königin Gärten hat, so müßten es diese sein, dachte ich und pflückte Früchte, und da sind sie jetzt." „O weh, mein Sohn! weit ist's bis zu den Gärten der Jungfräulichen Königin, der Ort, wo du warst, den kenn' ich auch; da war ich oft in meiner Jugend und kam in weniger Zeit hin, als bei uns die Klöße brauchen, um zu kochen."

Nun brach der mittlere Sohn auf; sein gutes Pferd bestieg er, seine besten Waffen tat er um, gab seinem Tier die Peitsche und ritt weg. Und hinter dem Eisberg fand er den Alten, der den Weg nähte. „Sei gegrüßt, Alter, möge dein Werk nicht gelingen!" sagte der Reiter. „Sei gegrüßt, mein Sohn, möge auch dein Werk nicht gelingen!" antwortete der Alte.

Weiter ritt, weiter galoppierte unser Reiter und ritt durch das Land, wo im Winter die Traube reift und kam in ein anderes, wo ein Ölstrom floß, wo zugleich Schmutz war bis ans Knie und Staub von der Trockenheit. Solche Gärten fand er dort, daß er alle Gärten vergaß, die er je gesehen hatte, und Obst gab es darin, wie man nur im Paradies welches finden kann. Er füllte seine Satteltasche damit und ritt heim. „Sei gegrüßt, Vater!" sagte er und reichte ihm die Tasche. „Sei auch du gegrüßt, mein Sohn! Warum so spät zurück, warum so schnell wieder da?" „S'ist wahr, Vater, ich ritt über den Milchfluß und durch das Land, wo im Winter die Traube reift und kam in eine Gegend, wo ein Ölstrom fließt, wo der Schmutz mir bis an die Knie ging und die Luft voller Staub war. Dort fand ich einen Garten, wie ein Paradies, der, dacht' ich, ist der Garten der Jungfräulichen Königin, und dort hab' ich Obst gepflückt, und da ist es jetzt."

„O weh, mein Sohn!" antwortete der König, „in das Land, wo du warst, bin ich in meiner Jugend oft geritten, in weniger Zeit als man braucht, um eine Pfeife Tabak zu rauchen; von da ist's auch noch weit bis zu den Gärten der Jungfräulichen Königin."

Und nun machte sich der jüngste Sohn auf den Weg. Als er hinter dem Eisberg war, fand er den Alten, der den Weg nähte. „Sei gegrüßt, Vater, möge dir dein Werk gelingen!" sagte er. „Sei auch du gegrüßt, mein Sohn, möge auch dir dein Werk gelingen!" antwortete der Alte. „Weißt du mir nicht einen Rat, Alter," fuhr der Jüngste fort, „ich will in den Garten der Jungfräulichen Königin

und dort Obst holen." „Gewiß, mein Sohn, nicht einen, sondern drei Ratschläge gebe ich dir. Hör' zu! Du kommst an den Milchfluß und an den Ölfluß und dann an den Honigfluß, dann hast du noch so weit wie von zu Hause bis dahin und dann kommst du an einen kristallenen, einen silbernen und einen goldenen Turm, die sind so hoch, daß sie bis zum Himmel zu reichen scheinen; das sind die Türme, in denen die Jungfräuliche Königin lebt. Du findest ein eisernes Schloß; glaub' nicht, du könntest es mit der Hand öffnen, nein, in einen Stock schlag einen Nagel und damit öffne es. Wenn du in den Garten kommst, wickle dir Gras um die Füße. Und die Früchte pflücke ja nicht mit der Hand, spalte einen Stock am einen Ende auf und damit pflücke die Früchte." „Danke dir, mein Vater!" sagte der Jüngste und gab seinem Pferd die Peitsche.

Über den Milchfluß, über den Ölfluß, über den Honigfluß setzte er und erreichte in der Dämmerung die Türme der Jungfräulichen Königin. Er band sein Pferd an einen Pfosten, schlug einen Nagel in einen Stock und stieß ihn ins Schloß. „Eisen vergewaltigt uns, Eisen vergewaltigt uns", rief das Schloß. „Wer soll denn Eisen vergewaltigen, wenn nicht wieder Eisen?" sagte drinnen im Turm die Jungfräuliche Königin, „schweigt und laßt mich schlafen." (Sie glaubte nämlich, eine Hälfte des Schlosses habe auf die andere gedrückt.) Der Jüngste umwickelte sich die Füße mit Gras und trat in den Garten. „Gras vergewaltigt uns, Gras vergewaltigt uns!" wehklagten die Gräser des Gartens. „Natürlich, Gras vergewaltigt Gras," sagte die Königin, „laßt mich schlafen." (Sie glaubte nämlich, die Gräser des Gartens drückten selbst aufeinander.) Dann nahm der Jüngste ein Stück Holz, spaltete es an einem Ende auf und pflückte Obst damit. „Holz vergewaltigt uns, Holz vergewaltigt uns", riefen da alle Bäume im Garten. „Nun, das versteht sich doch von selbst, daß Holz auf Holz drückt," sagte die Königin, „laßt mich schlafen!" (Sie dachte eben, ein Ast schlüge den anderen.)

Als der Jüngste sein Obst gepflückt hatte, bestieg er sein Pferd und wollte schon nach Hause, als ihm einfiel, daß er doch unbedingt die Jungfräuliche Königin sehen müsse und sollte es ihn auch das Leben kosten. Er ging also die Treppen hinauf und trat ein und sah sie: auf einem goldenen Bette lag sie, auf der Stirn hatte sie einen Stern und unter der Achsel glänzte ihr ein Mond; ihren Leib konnte man mit zwei Fingern umfassen und wenn man sie wieder los ließ, füllte sie die ganze Welt. Ihr zu Füßen und zu Häupten standen goldene und silberne Leuchter; in der Mitte war ein gedeckter Tisch und darauf ein gefüllter Becher; allerlei Speisen gab es da und allerlei Getränke, nur Widwidmilch[1] schien zu fehlen. Und damit die Bewohner des Turmes auch wüßten, daß er dagewesen, ließ der Jüngste sich's gut schmecken, dann küßte er die Schlafende dreimal und biß sie in die Wange, aber sie wachte nicht auf.

Und dann ging's nach Hause, zum Vater. „Sei gegrüßt, Vater", sagte er und reichte ihm die Tasche. „Sei auch du gegrüßt, mein Sohn! Warum so spät zurück, warum so schnell wieder da?" „Vater, ich war im Garten der Jungfräulichen Königin und habe Früchte für dich geholt; mögen sie dir als Arznei dienen." Der Vater betastete die Früchte und sagte: „Gut, mein Sohn; meine Augen werden jetzt wieder sehend und mein Körper gesund werden."

Als die Jungfräuliche Königin ausgeschlafen hatte, schaute sie in den Spiegel und sah den Biß auf ihrer Wange. Dann untersuchte sie die Speisen und die Getränke auf dem Tisch und bemerkte, daß jemand davon genossen hatte. Sie wandte sich an ihren Spiegel und frug ihn, wer dagewesen sei, und der Spiegel erzählte ihr alles. Sieben Reiche nannte sie ihr eigen, aus allen sieben sammelte sie die Heere und zog mit ihnen ins Land des blinden Königs. Vor dessen Hauptstadt schlug sie ihr Lager auf und sandte ihm Botschaft, er möge ihr sofort den herschicken, der in ihrem Garten Früchte gepflückt habe. Zuerst ging der älteste Sohn zu

[1] Was das eigentlich ist, weiß niemand.

ihr und behauptete, er sei es gewesen. „Höre, tapferer Recke," sagte sie zu ihm, „wie hast du das Obst gepflückt?" „Wie ich's gepflückt habe? Mit meinen Händen natürlich!" „Stimmt nicht, Bester, geh nur wieder heim", antwortete sie.

Nun meldete sich der mittlere Bruder, aber auch der wurde wieder heimgeschickt.

Zuletzt kam der Jüngste. „Höre, tapferer Recke, hast du Früchte gepflückt in meinem Garten?" „Wer denn sonst, als ich?" antwortete er. „Und wie hast du sie gepflückt?" fragte sie weiter. Er erzählte ihr genau, wie er's gemacht hatte. Dann stand sie auf, küßte ihn dreimal vor allem Volk und biß ihn in die eine Wange, dann küßte sie ihn noch dreimal und biß ihn in die andere Wange und sagte: „Nach Brauch und Sitte hat man das Recht, Gestohlenes doppelt zurückzuverlangen."

Und dann gingen sie Arm in Arm zum blinden König. Die Jungfräuliche Königin fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und dann strich sie mit derselben Hand über Gesicht und Körper des alten Königs. Und sofort wurde dieser sehend und die Krankheit wich von ihm. Stark wie ein Büffel wurde er.

Dann aber heiratete der Jüngste seine Königin. Söhne bekamen sie, die dem Vater, und Töchter, die der Mutter glichen in allen Stücken. Und heute noch leben sie in Glück und Zufriedenheit.

15. DIE DREI WÜNSCHE



ine Witwe hatte gehört, daß Gott drei Wünsche, die man in der fünfzehnten Nacht des Fastenmonats Ramadan ausspricht, unbedingt erfüllt. Sehr ungeduldig wurde da die gute Frau: „Wenn es doch nur schon Ramadan wäre!"

Ob sie lange warten mußte oder nicht, wer weiß es? Aber der Ramadan kam endlich und mit ihm seine fünf-

zehnte Nacht. Um Mitternacht tat die Witwe ihren ersten Wunsch: „O Gott, mache den Kopf meines Sohnes größer!“ Sofort wurde ihr Wunsch erfüllt; wie ein gußeiserner Kessel so groß war der Kopf des Sohnes in einem Augenblick geworden. Die Witwe glaubte ihren Augen nicht, aber es war so. Erschreckt tat sie den zweiten Wunsch: „Herr, mache seinen Kopf kleiner!“ Und siehe da, das Köpfchen schwand und schwand, bis es bloß so groß war wie ein Hirsekorn. Nun aber kam die gute Frau zu sich und sie tat ihren dritten Wunsch: „Höchster! Mache den Kopf meines Sohnes wieder so, wie er früher war!“

Auch dieser Wunsch wurde ihr erfüllt.

16. ARSUMAN



s war einmal ein Ehepaar, das hatte einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn hieß Arsuman.

Eines Tages wurde die Frau krank und sagte zu ihrem Manne: „Ich will Fleisch haben.“ „Was für ein Fleisch willst du?“ fragte er. „Ich will Fleisch von Arsuman haben“, antwortete sie. Der Mann nahm seinen Sohn, schlachtete ihn und gab seiner Frau davon zu essen. Die Tochter sagte, als sie nach Hause kam: „Mutter, ich habe Hunger“. „Dort in der Wandnische steht deine Suppe, nimm sie dir und iß“, antwortete die Mutter. Als nun die Tochter ihre Suppe aß, sah sie darin einen kleinen Finger liegen. „Das ist der kleine Finger meines Bruders“, sagte sie, wickelte ihn in einen Lappen und trug ihn in die Kirche. Dort verwandelte sich der kleine Finger in einen Vogel.

Der Vogel flog weg und zuerst zu einem Stoffwarenhändler. „Was gibst du mir, wenn ich dir ein Liedchen singe“, frug der Vogel. „Ein Stückchen Seide“, antwortete der Kaufmann. Und der Vogel hub an zu singen:

Ich bin ein kleiner Vogel, Vogel, Vogel,
Ich bin ein Tirilili, tirili!
Und geschlachtet hat mich Vater,
Und gegessen hat mich Mutter,
Schwesterchen mir Gutes tat[1])
Ich bin ein kleiner Vogel!

Als er seine Seide bekommen hatte, flog er zu einem Nadler und frug: „Was gibst du mir, wenn ich dir ein Liedchen singe?“ „Ein Schächtelchen Nadeln“, war die Antwort. Und wieder sang der Vogel:

Ich bin ein kleiner Vogel, Vogel, Vogel,
Ich bin ein Tirilili, tirili!
Und geschlachtet hat mich Vater,
Und gegessen hat mich Mutter,
Schwesterchen mir Gutes tat.
Ich bin ein kleiner Vogel!

Als er seine Nadeln bekommen hatte, flog er zu einem Schuster, sang sein Liedchen und bekam ein Paar Schuhe. Von da flog er zu einem Stecknadelmacher, sang sein Liedchen und bekam ein Bündel Stecknadeln. Von da flog er auf das Dach seines väterlichen Hauses, setzte sich und rief: „Vater, schau doch herauf!“ Der Vater sagte: „Möge ich dir ein Opfer sein. Ich fürchte mich.“ „Fürchte nichts, halte dir ein Sieb vor das Gesicht und schau.“

Und als der Vater hinaufschaute, warf er ihm die Nadeln ins Gesicht und blendete ihn. Dann rief er seine Mutter und blendete sie mit den Stecknadeln. Dann aber rief er seine Schwester und sagte ihr, sie solle den Saum ihres Kleides aufheben, er wolle ihr etwas schenken. Und warf ihr die Seide und die Schuhe hinab und flog davon und ward nicht mehr gesehen.

[1] Im Text: lies: machte mich fliegen.

17. DER TREUE DIENER



s war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Nun wollte er sie gern einmal prüfen, welcher der klügste wäre, und zu diesem Zwecke gab er jedem fünf-, sechshundert Rubel und sagte: „Geht, tut mit dem Geld, was ihr wollt; unterhaltet euch gut!"

Die beiden ältesten Söhne fanden bald Freunde, mit denen sie das Geld verjubelten; der jüngste suchte, fand aber keinen passenden und beschloß, etwas Nützliches anzufangen. Da kam er durch einen Friedhof und sah da einen Mann, der mit einem Stock ein Grab schlug.[1] Er näherte sich dem Manne und frug ihn, warum er das tue. „Der Tote da ist mir siebzig Rubel schuldig geblieben und deshalb schände ich sein Grab", antwortete der Mann. Der Königssohn aber zog sofort diese Summe hervor, gab sie dem Manne und sagte ihm, er solle seine schandvolle Handlung einstellen und das Grab in Ruhe lassen. Dann ging er nach Hause, fürchtete sich aber sehr, seinem Vater Rechenschaft ablegen zu müssen. Auch die beiden anderen Brüder kamen jetzt von ihrem lustigen Zeitvertreib nach Hause.

Drei Tage danach ließ der König seine Söhne zu sich kommen und frug sie, was sie mit dem Gelde angefangen hätten, wo sie gewesen wären und was sie alles erlebt hätten. Die beiden ältesten erzählten, wie lustig sie gelebt und wie sie ihr Geld ausgegeben hätten; der jüngste aber berichtete von dem, was er auf dem Friedhof erlebt hatte. „Außer den siebzig Rubeln, die ich dem Grabschänder gab, habe ich nichts ausgegeben, das übrige hab ich noch", setzte er hinzu.

Der König war sehr böse über seine beiden Ältesten; den Jüngsten aber lobte er mächtig ob seines klugen

[1] Nach kaukasischer Auffassung der größte Schimpf, den man einem Toten antun kann.

Verhaltens und versprach ihm, ihn nach seinem Tode zum König zu machen. „Für jetzt aber", fuhr er fort, „sollst du dein eigenes Haus haben und Geld, soviel du brauchst. Erwirb dir etwas und halte dir einen Diener; nimm aber nur einen solchen, der, wenn du ihm beim Essen sagst: ‚Komm her, iß mit mir', deiner Aufforderung nicht Folge leistet."

Ein paar Tage später ging der Jüngste auf den Basar, um sich einen Diener zu dingen. Er fand einen, und abends, als er sich zum Essen hinsetzte, lud er ihn ein, sich zu setzen und mitzuessen. Der Diener nahm die Einladung an; der Prinz aber, der die Mahnung seines Vaters nicht vergessen hatte, entließ ihn gleich am folgenden Tage und holte sich einen anderen. Auch diesen mußte er aus demselben Grunde gleich wieder entlassen; erst der dritte schlug seine Einladung, gemeinsam zu essen, ab mit den Worten: „Iß, Herr! Was übrigbleibt, werde ich essen." Und so oft der Prinz auch seine Einladung wiederholte, der Diener blieb fest und sagte nur immer wieder: „Nach dir, Herr." „Das ist der Diener, von dem mein Vater gesprochen hat, sagte der Prinz zu sich selbst, „den behalte ich." Und er mietete ihn für 70 Rubel.

Der Diener war in der Tat sehr brauchbar und sehr klug und der Prinz gewann ihn sehr lieb. Nach einiger Zeit stellte der Prinz eine Karawane zusammen, um sie in ein benachbartes Land zu führen. Es schlossen sich ihm auch einige andere Kaufleute an. Nun führten in jenes Land zwei Wege, ein siebentägiger und einer, der drei Monate erforderte; aber der kürzere Weg war sehr gefährlich: wer ihn wählte, verschwand, niemand wußte, wohin. Trotzdem riet der Diener dem Prinzen zu diesem kürzeren Weg. „Aber wer auf diesem Wege reist, kommt ja nicht mehr zurück", sagte der Prinz. „Es ist nicht deine Sache, dich darum zu kümmern," antwortete der Diener, „ich bitte dich, den kürzeren Weg zu wählen." Der Prinz, der ja seinen Diener sehr liebte, willigte ein und gab bekannt,

daß er den kurzen Weg gewählt habe. Die anderen Kaufleute, die sich ihm angeschlossen hatten, baten ihn, das zu unterlassen, aber der Prinz bestand auf seinem Entschluß.

Sie machten sich also auf den Weg. Am Abend schlugen sie an einer gewissen Stelle ihr Lager auf, aßen und legten sich dann zur Ruhe. Der Diener hielt Wache. Um Mitternacht fing der Hund des Prinzen zu bellen an und der Diener hörte, wie hinter einem Busch jemand den Hund ansprach: „He, Hund, dein Herr wird dich wohl bald töten und dein Blut auf sein Auge schmieren, laß mich seine Waren nehmen.“ Aber der Hund bellte bis zum Morgen und der Diener wachte ebensolange.

Bald erreichten sie glücklich ihr Ziel, verkauften ihre Ware, kauften neue ein und waren mit allen ihren Geschäften schon fertig, als jene Kaufleute, die den langen Weg gewählt hatten, erst ankamen. Die wunderten sich nun nicht wenig, daß die Karawane des Prinzen ungefährdet durchgekommen war. Der Diener lud sie ein, wenigstens auf dem Rückweg sich dem Prinzen anzuschließen und den kurzen Weg zu wählen. Diesmal willigten sie ein und sie brachen alle zusammen auf. Nun hielten sie einmal Nachtlager an demselben Orte, wo früher die Karawane des Prinzen genächtigt hatte. Als alles schlief und nur der Diener wachte, ertönte um Mitternacht wieder das Gebell des Hundes des Prinzen und wieder hörte der Diener jene Stimme hinter einem Busch: „Hund, dein Herr wird dich bald töten und dein Blut auf seine Augen schmieren; laß mich seine Waren nehmen.“ Der Diener weckte den Prinzen und sagte ihm, er habe eine Stimme gehört und wolle ihr nachgehen und der Prinz solle ihm folgen. „Gut,“ sagte der Prinz, „geh voraus.“ Der Diener ging also in der Richtung hin, aus der die Stimme gekommen wär und erblickte alsbald einen Menschen, der irgendwohin floh. Er lief ihm nach und bemerkte, daß der Fliehende plötzlich in den Boden hinein verschwand. Näher

gehend, sah er, daß ein Loch im Boden war. Inzwischen war auch der Prinz herbeigekommen und der Diener sagte: „Ich steige jetzt da hinunter; laß du einen Strick hinab und was ich daranbinde, das wirst du hinaufziehen."

Als der Diener aber in das Loch hinuntergestiegen war, fand er unten Zimmer ganz aus Gold und Silber und darin sitzen drei Mädchen, eines schöner als das andere. „Warum bist du hierhergekommen?" sagten sie zu ihm, „dies alles gehört den sieben Divs; auch wir gehören ihnen, und sie haben jede von uns aus einem anderen Teil der Welt geholt. Wenn sie dich finden, fressen sie dich auf." „Wo sind sie denn?" fragte der Diener. „In jenem Zimmer." Der Diener ging hinein, hieb die sieben Divs in Stücke und legte ihre Ohren in ein Tuch. Dann nahm er die Mädchen mit sich, band sie eine nach der anderen an den Strick und der Prinz zog sie hinauf. Dann sammelte der Diener alles Gold und Silber und was er sonst noch fand, band alles an den Strick und der Prinz zog alles hinauf. Und alles, was die Divs hatten, das hatten sie denen abgenommen, die auf jenem kurzen Wege gereist waren, und die Leute selbst hatten sie immer umgebracht.

Als er alles nach oben befördert hatte, band er sich selbst an den Strick und ließ sich hinaufbefördern. Dann machte sich die ganze Karawane auf den Heimweg, nachdem sie ihre Kamele mit dem gefundenen Gut und den drei Mädchen beladen hatte.

Zu Hause fand der Prinz seinen Vater erblindet vor, seine Schwester war wahnsinnig geworden. Und all das kam daher, weil die zu Hause erfahren hatten, daß ihr jüngster Sohn und Bruder den kurzen Weg gewählt hatte und sie ihn deshalb für verloren ansehen mußten. Von dem vielen Weinen waren des Vaters Augen erblindet und von dem großen Kummer war der Verstand der Schwester zusammengebrochen.

Nach einiger Zeit aber lud der Diener den Prinzen ein, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Den ganzen Tag wanderten

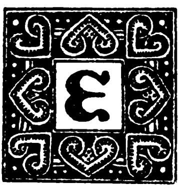
sie, konnten aber gar nichts finden. Als sie in tiefer Nacht auf dem Heimweg waren, tötete der Diener den Jagdhund, zog sein Taschentuch hervor und tauchte es in das Blut des Tieres. Dann aber sagte er zum Prinzen: „Sei nicht traurig wegen des Hundes. Was geschehen ist, ist geschehen, ein Unglück ist schnell vorbei.“ Der Prinz schwieg aus Liebe zu seinem Diener still und sie machten sich auf den Heimweg.

Zwei, drei Tage danach kam der Diener zu seinem Herrn und sagte; „Meine Zeit ist bald um. Ihr drei Brüder müßt jetzt die drei Mädchen heiraten, die wir aus der Divgrube geholt haben.“ So geschah es denn auch: der älteste Sohn bekam die älteste der drei, der mittlere die mittlere und der jüngste die jüngste.

Kurze Zeit darauf war das Jahr zu Ende, für das sich der Diener dem Prinzen verdingt hatte. Dieser bat ihn zwar inständig, er möge doch bleiben, der Diener aber willigte nicht ein, nahm seinen Lohn und sagte: „Komm, wir wollen ein wenig spazierengehen, denn ich will dir ein wahres Wort sagen.“ Sie gingen fort und der Diener lenkte seine Schritte nach jenem Friedhof, wo damals der Mann das Grab geschändet hatte. Als sie näher kamen, sahen sie, daß aus einem Grabe Licht hervorkam; es war ein frisches, fertiges Grab. Der Diener stieg hinein mit den Worten: „Ich will sehen, ob es für mich paßt“, legte sich nieder, und es paßte ganz genau. Der Prinz sagte sogar: „Es ist, als ob dieses Grab für dich bestimmt wäre.“ „Reich’ mir die Hand und hilf mir heraus“, sagte der Diener, und als der Prinz die Hand ausstreckte, legte ihm der Diener die siebzig Rubel Lohn und das blutgetränkte Taschentuch hinein und sagte: „Schmiere das Blut auf deines Vaters Augen und die Ohren der Divs koche in Wasser und gib es deiner Schwester zu trinken, dann wird dein Vater wieder sehend und deine Schwester wieder gesund. Dein Vater soll dir den Thron abtreten.“ Und als er dies gesagt hatte, schloß sich das Grab.

Dem Prinzen tat sein Diener sehr leid und er kehrte ganz betrübt nach Hause zurück. Die Befehle seines Dieners aber führte er gleich aus, und in seines Vaters Augen kam das Gesicht, in seiner Schwester Kopf der Verstand zurück. Und dann stieg der alte König vom Thron und sein jüngster Sohn setzte sich an seine Stelle und regierte zum Wohle seiner Untertanen.

18. DER ROTE FISCH



Ein Märchen ist dies: Es war einmal ein König, der war vom Alter blind geworden. Die Ärzte sagten ihm, im Weißen Meere sei ein bunter Fisch, der habe ein Horn auf dem Kopfe und er heiße „Der Rote Fisch". Wenn man ihn fangen und mit seinem Blute des Königs Augen bestreichen könnte, käme das Augenlicht wieder. Der König schickte seinen Sohn mit den Fischern aus, um den Fisch zu fangen. Der Königssohn holte sich die Fischer zusammen und ging auf den Fang aus.

Zwei Tage lang warfen sie ihre Netze vergebens aus, erst am dritten Tage fingen sie den Roten Fisch. Aber so schön war er, daß es ihnen leid tat, ihn zu töten, und sie warfen ihn ins Meer zurück. Den Fischern aber nahm der Königssohn einen Eid ab, sie dürften von dem Fang nichts sagen. Dann kehrten sie nach Hause zurück.

Da geschah es eines Tages, daß der Königssohn einen Neger, den Diener seines Vaters, prügelte. Der Neger aber lief zu seinem Herrn und erzählte ihm die Geschichte vom Roten Fisch. Da wurde der König furchtbar zornig und verwies seinen Sohn des Landes. Als dieser von seiner Mutter Abschied nahm, sagte sie zu ihm: „Wenn dir auf dem Wege ein Mann nachgeht, so bleib stehen und tu, als ob du pissen wolltest; kommt er doch auf dich zu, so nimm ihn zum Gefährten; wenn er dir beim Essen mehr

gibt, als er sich nimmt, so werdet Freunde; wenn er nachts, wenn du schlafen gehst, die Wache auf sich nimmt, so tu zuerst, als ob du schliefest, bleibt er wach, so bleib sein Freund!"

Der Königssohn nahm Abschied von seiner Mutter und ging in die Fremde. Unterwegs sah er einen Unbekannten auf sich zukommen; er tat, wie seine Mutter ihn geheißen, und der Fremde blieb in einiger Entfernung stehen. Nachts blieben sie im freien Feld; der Königssohn tat, als ob er schliefe, der Fremde aber wachte die ganze Nacht. Am Morgen, als sie ihren Imbiß zu sich nahmen, legte der Fremde dem Königssohn mehr als sich selber vor, so daß dieser sich sagte, aus dem Fremden wird mir ein guter Freund.

Bald kamen sie in eine Stadt, wo sie bei einer alten Frau einkehrten. „Was gibt's denn Neues in eurer Stadt", frugen sie die Alte.

„Was es Neues gibt? Unser König hat eine Tochter, die sprach bis zum siebenten Lebensjahr; von da an hörte sie auf zu sprechen. Der König hat gelobt, sie dem zur Frau zu geben, der sie wieder zum Sprechen bringt; wer's aber versucht und es gelingt ihm nicht, dem wird der Hals abgeschnitten. Viele haben's schon probiert und aus ihren Schädeln hat man ein Haus errichtet." Als der Königssohn und sein Gefährte dies gehört hatten, beschlossen sie, das Wagnis zu versuchen.

Viele Menschen versammelten sich da am Königshofe, um Zeugen des Versuches zu sein. Der Freund des Königssohnes bat sie, dreimal auf seine Fragen nicht zu antworten. Dann gingen sie alle, die sich da versammelt hatten, in das Zimmer, in dem die Königstochter hinter einem Vorhang saß. Dann fing der Freund des Königssohnes an zu erzählen.

„Ein Schneider ging einmal seines Weges. Zu ihm gesellte sich ein Zimmermann und später noch ein Mullah. Sie übernachteten in einem dunklen Wald. Der Zimmer-

mann hatte die erste Wache. Als ihn der Schlaf ankam, nahm er ein Stück Holz und schnitzte einen Jungen daraus. Die zweite Wache hatte der Schneider; als es ihn zu schläfern anfing, nähte er Kleider für den hölzernen Jungen und zog sie ihm an. Die dritte Wache hatte der Mullah. Als er nun den hölzernen Jungen erblickte und sah, daß er Kleider anhatte, da flehte er zu Gott, daß er dem Jungen eine Seele geben möge. Der Allmächtige erhörte sein Gebet und aus dem hölzernen wurde ein lebendiger Knabe. Am Morgen aber fingen die drei zu streiten an; jeder wollte den Jungen für sich haben. „Mir gehört er!“ sagte der Zimmermann. „Nein mir!“ rief der Schneider. „Was fällt euch ein, mein ist er! der Mullah. Was meint nun ihr, liebe Leute, die ihr hier versammelt seid, sagt, wem soll der Junge gehören?“

Aber niemand antwortete, auch als der Erzähler seine Frage wiederholte, blieb alles stumm. Nur die Königstochter hielt es nicht länger aus. „Warum antwortet ihr denn nicht?“ rief sie hinter dem Vorhang hervor, „der Junge gehört doch dem Mullah!“ Gleich stand alles ganz erfreut auf. „Gut, schön, sie hat gesprochen!“ riefen sie alle durcheinander. Der König aber gab dem Königssohn seine Tochter zur Frau.

Abends, als der Neuvermählte sich zu seiner Braut begeben wollte, sagte ihm sein Gefährte, er solle das Brautgemach nicht verschließen. Und als die beiden jungen Eheleute schliefen, trat der Freund ins Zimmer und sah, wie zum Fenster eine ungeheure Schlange hereinkroch. Die zerhieb er mit seinem diamantenen Säbel und als der Tag gekommen war, konnten alle sehen, was da nachts sich ereignet hatte.

Zehn Tage später entließ der König seinen Schwiegersohn nach Hause und gab ihm zehn Diener; seiner Tochter aber zehn Sklavinnen, sowie zehn Kamele mit zehn Lasten kostbarer Sachen.

Als sie wieder an den Ort kamen, wo der Unbekannte

sich zum Königssohn gesellt hatte, sagte jener zu diesem: „Nun wollen wir alle diese Sachen teilen." Der Königssohn war's zufrieden und sie teilten alles, die Kostbarkeiten, die Diener, die Sklavinnen. Blieb nur die Königstochter übrig. „Die müssen wir in zwei Hälften spalten", sagte der Freund. „Nein, töte sie nicht, nimm sie lieber ganz!" bat der Königssohn. Aber umsonst; der andere wollte davon nichts hören. Sie banden also die Königstochter an einen Baum, der Freund zog sein diamantenes Schwert und tat, als wolle er ihr den Kopf spalten; die Königstochter aber erbrach sich vor Angst und ... es waren kleine Schlangen, die aus ihrem Munde kamen. Ein zweites und ein drittes Mal schwang der Freund sein Schwert, dann aber dankte er Gott und band die Königstochter los.

„Eine Schlange hat sich verliebt in sie," sagte er dann zum Königssohn, „und hat jede Nacht bei ihr geschlafen. Von der Schlange Atem ist die Königstochter schwanger und stumm geworden. Jetzt muß ich dich verlassen. Meinen Anteil schenke ich dir. Dein Vater ist blind; nimm ein wenig Erde vom Hufe meines Pferdes und bestreiche damit die Augen deines Vaters, dann kehrt das Licht in sie zurück. Du wirst mich nicht mehr sehen; ich bin jener Fisch, den du nicht töten lassen wolltest." Kaum hatte er's gesagt, da war er auch schon verschwunden.

Der Königssohn aber kehrte mit allem, was er hatte, mit Dienern, Sklavinnen, Kamelen, Kostbarkeiten und seiner jungen Frau nach Hause zurück. Mit ein wenig Erde vom Hufe des Pferdes seines Gefährten beschmierte er die Augen seines Vaters, der auch gleich wieder sehend wurde.

Und ... das Märchen ist zu Ende.

19. SARTANKI



Es war einmal, es war einmal, es war einmal ein König, der hatte einen Sohn. Nun, dieser Königssohn ging eines Tages mit seinen Dienern auf die Jagd. Als ihnen ein Hirsch in die Quere kam, jagte der Prinz ihm nach so schnell ihn sein Pferd trug; die Diener aber blieben einer nach dem andern zurück. Plötzlich verschwand der Hirsch in einer Höhle. Da es inzwischen dunkel geworden war, legte sich der Prinz schlafen. Während er schlief, stahl sich der Hirsch aus der Höhle und legte dem Prinzen Zucker und Stroh in den Rand des Hutes. Am Morgen stand der Prinz auf, stieg auf sein Pferd und machte sich auf den Rückweg. Einen nach dem andern traf er seine Diener; sie ritten nach Hause, wo der Prinz sich gleich legen mußte, weil er plötzlich erkrankt war.

So schwer krank, daß es nach einiger Zeit den Anschein hatte, daß er sterben müsse. Umsonst schickte sein Vater überall hin nach Ärzten, niemand konnte ihn heilen. Als der Prinz sein Ende herannahen fühlte, bat er seinen Vater, er möchte ihn auf den Bazar tragen lassen. Man legte ihn also auf sein Bett, deckte ihn mit einer Decke aus Schemachaseide zu und trug ihn ans Ufer des kleinen Sees neben dem Bazar[1]. Als er da so lag, kam ein Kahlkopf vorbei, sah den Prinzen an und sagte: „Da seht mal, da ist er ja, der sich so in die Sartanki verliebt hat!“

Die Begleiter des Prinzen aber fragten den Kahlkopf, ob er nicht den Prinzen heilen könne. „Freilich kann ich das, warum sollte ich es denn nicht können?“ antwortete der Kahlkopf. Gleich liefen sie zum König und brachten ihm die freudige Nachricht. Der ließ den Kahlen zu sich

[1] In Kumuch, wo mir das Stück erzählt wurde, ist tatsächlich in der Nähe des Bazars ein sehr großer Teich.



rufen und frug ihn, wie er es anstellen wolle, um den Prinzen zu heilen. „Zuerst," sagte der Kahlkopf, „seht euch den Zucker und das Stroh an, das sich im Hute des Prinzen befindet!" Man suchte also nach und war nicht wenig erstaunt, als man die erwähnten Sachen fand. Wieder frug der König den Kahlkopf, was nun weiter zu tun wäre. „Wenn ihr ihn mit Sartanki verheiratet, wird er gesund, war die Antwort, „wenn nicht, so stirbt er. Gebt mir die Sachen, die ich von euch verlange und laßt den Prinzen mit mir gehen; ich führe ihn zu der, die er liebt." Der König ließ ihm die verlangten Sachen ausliefern. Der Kahlkopf nahm sie und verschwand. Nach einer Woche kam er mit zwei Pferden wieder; auf das eine setzte er sich selbst, auf das andere den Prinzen und ritt mit diesem davon. So ritten sie bis zum Ufer eines gewissen Meeres. „Was tun?" sprach der Prinz, „wie kommen wir da hinüber?" „Mach' dir keine Sorge", antwortete der Kahlkopf, zog ein Netz hervor und gab es dem Prinzen. „Tu dir das auf deine Augen, Prinz! Wir reiten jetzt durch sieben Meere. Auf dem Grunde dieser Meere wirst du wunderbare Sachen schauen, Perlen, Diamanten, Korallen, Gold und Silber. Aber, rühr' nichts an! Laß alles liegen und stehn, wie es ist!"

So durchschritten sie das erste Meer, und das zweite und das dritte, das vierte, fünfte, sechste und das siebente, letzte. Dann nahm der Kahlkopf das Netz vom Auge des Prinzen und steckte es in die Tasche. Weiter gingen sie, immer weiter, bis sie in eine Stadt kamen, wo sie bei einer alten Frau einkehrten.

„Willst du, Alte, von Gott gesandte Gäste bei dir aufnehmen?" frug der Kahlkopf.

„Wenn ihr von Gott gesandt seid, so möge ich euch zum Opfer dienen," sagte die Alte, „warum sollte ich euch denn nicht aufnehmen? Aber zu essen und zu trinken habe ich nichts; alles, was ich euch geben kann, ist ein leeres Zimmer. Wenn's euch paßt, so kommt herein!"

Der Kahlkopf aber griff in die Tasche, holte eine Hand voll Gold heraus und gab es der Alten. Hei! wie die sich freute und im Zimmer herumsprang! Und gleich führte sie ihre Gäste in ein anderes Zimmer, das schön ausgestattet war und tischte ihnen einen Haufen Pilaw auf, daß die beiden gar nicht darüber hinwegsehen konnten. Nach dem Essen aber holte sie der Kahlkopf aus: „Nun, Alte, wie geht's zu in eurer Stadt? Gibt es Recht hier und Gericht?"

„Beides gibt es," antwortete die Alte, „aber eines gibt's, und das ist nicht gut. Unser König hat eine Tochter, Sartanki heißt sie, die kann sich in alles verwandeln, was ihr nur paßt, aber heiraten will sie nicht."

„Kannst du uns zu ihr führen?" frug der Kahlkopf.

„Warum nicht?" antwortete die Alte, „ich gehe ja jeden Tag zu ihr, um sie zu kämmen und zu frisieren."

Wieder holte der Kahlkopf eine Hand voll Gold aus der Tasche und gab es der Alten, die auch gleich Rat wußte wie die Sache anzufangen wäre. „Morgen," sagte sie zum Königssohn, „morgen gehe ich zu der Prinzessin. Du aber nimm einen goldenen Samowar auf die Schulter und folge mir. Und wenn du vors Schloß kommst, ruf' den Samowar aus, als wärst du ein Händler."

So geschah es denn auch. Die Alte ging ins Schloß und kämmte und frisierte die Prinzessin, der Königssohn aber nahm einen goldenen Samowar und bot ihn vor dem Schlosse zum Kauf aus. Als die Alte seine Stimme unten hörte, schaute sie zum Fenster hinunter und rief die Prinzessin zu sich: „Sieh mal, Sartanki, sieh mal den Jungen da unten an, wie schön er ist! Wie schad, wenn du ihn nicht bekämst, wenn ihn eine andere nähme!" Da befahl die Prinzessin, den Jungen heraufzurufen und kaum hatte sie ihn vor sich, als sie in ihm auch gleich jenen Jäger erkannte, der sie damals, als sie sich in einen Hirsch verwandelt hatte, in die Höhle trieb. Die Alte aber verschwand sofort aus dem Zimmer.

„Höre," sagte der Königssohn zu der an seiner Brust liegenden Prinzessin, „dein Vater gibt dich mir ja doch gutwillig nicht zur Frau. Am besten wird es sein, wir fliehen." Das Mädchen willigte ein und erbat sich nach einiger Zeit von ihrem Vater die Erlaubnis, drei Tage auf die Jagd gehen zu dürfen. Der Vater hatte nichts dagegen, und so traf sie sich denn auch im Walde, wo sie jagen zu wollen vorgab, mit ihrem Geliebten und dem Kahlkopf und gleich ritten alle drei auf ihren guten Pferden der Heimat des Königssohnes zu.

Als aber die drei Tage um waren und die Prinzessin nicht nach Hause kam, schöpfte ihr Vater Verdacht. Zuerst suchte er sie in ihrem Zimmer auf; das war jedoch verschlossen und als man es aufgebrochen hatte, fand man es leer. „Da steckt sicher die Alte dahinter!" sagte der König, ließ sie auf der Stelle rufen und frug sie aus, ob sie wisse, wo seine Tochter sei. Die Alte wollte von nichts wissen, und erst als der König sie mit seiner Reitpeitsche braun und blau schlug, rückte sie mit der Wahrheit heraus. Schrecklich zornig ward da der König und beschloß, keinen Stein mehr auf dem andern zu lassen in der Stadt des Entführers. Er versammelte sein Heer und zog aus, seine Tochter zurückzuholen und den Königssohn, sowie dessen ganzes Haus zu züchtigen.

Inzwischen war der Königssohn mit seiner Braut und dem Kahlkopf in die Nähe seiner Vaterstadt gekommen. Da traf er auf dem Wege einen Mann, der auf und ab ging und bald weinte, bald lachte. „Was soll das?" frug der Königssohn, „was läufst du da hin und her und lachst und weinst?"

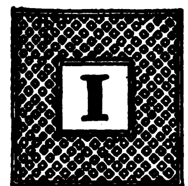
„Herr, unser Königssohn ist in der Fremde gestorben und heute ist Gedenkfeier. Darum weine ich, weil unsers Königs Sohn gestorben ist und darum lache ich, weil ich an die Geschenke denke, die man austeilen wird."

„So, so? Nun, der Königssohn, der totgesagte, der bin ich selber. Jetzt lauf hin ins Schloß und sag' meinem Vater,

daß ich lebe und komme. Lauf schnell, er wird dir eine gute Belohnung geben."

Der ließ sich's nicht zweimal sagen und lief, was er konnte, um die Botschaft zu überbringen. Der König zog seinem Sohne mit allen seinen Vezieren und Ministern entgegen und richtete eine herrliche Hochzeit aus für seinen Sohn und Sartanki. Als aber nach einiger Zeit der Vater der Braut mit seinem Heere ankam, ließ ihm der König sagen, es sei gar nicht nötig, Krieg zu führen, er habe Sartanki nach den Vorschriften des Islam mit seinem Sohne verheiratet und wenn er wolle, möge er als Gast kommen. Das geschah denn auch; drei Tage blieb er im Hause seiner Tochter und nahm versöhnt und fröhlich von ihr Abschied.

20. WEM GEHÖRT DIE BRAUT?



In alten Zeiten lebte in Tiflis ein Kaufmann. Der hatte eine Tochter, Mariat mit Namen. Ein sehr schönes, sehr gescheites und sehr gelehrtes Mädchen war sie. Ihr Vater wollte sie nur dem zur Frau geben, der ihm ein ganz besonderes Kunststück würde vorführen können. Die Kunde von dem Mädchen aber und von dem Entschlusse ihres Vaters war in die ganze Welt hinausgegangen.

Nun lebte da in Erzerum ein Mann; wenn der die Hand an die Augen tat und sich niederlegte, so sah er alles, was auf der ganzen Welt vor sich ging. Und in der Stadt Buchara lebte ein Mann, der hatte eine Flinte, die nie ihr Ziel verfehlte. Und in Afghanistan war einer, der verfertigte aus Holz verschiedene Sachen; wenn man sich daraufsetzte, konnte man in einer Stunde einen monatelangen Weg zurücklegen.

Alle drei machten sie sich auf die Suche nach der Kaufmannstochter. Sie kamen nach Tiflis und baten dort um ihre Hand.

„Ja, so geht das nicht,“ sagte der Kaufmann, „zuerst will ich wissen, was ihr könnt.“

„Ich kann alles sehen, was auf der Welt vorgeht“, antwortete der Erzerumer.

„Ich habe eine Flinte, die nie ihr Ziel verfehlt“ sagte der aus Buchara.

„Und ich kann Dinge aus Holz schnitzen, mit denen man in einer Stunde einen monatelangen Weg zurücklegen kann“, fügte der aus Afghanistan hinzu.

„Danke schön!“ sagte der Kaufmann, „ich sehe schon, ich darf keinen von euch ohne weiteres wegschicken. Jetzt laßt mich nur nachdenken, wem ich sie geben soll.“

„Gut, wir erwarten deine Entscheidung“, sagten die drei.

Am Morgen kam der Kaufmann zu den drei Bewerbern und teilte ihnen mit, seine Tochter sei in der Nacht spurlos verschwunden. „Jetzt ist es Zeit, eure Künste zu zeigen,“ setzte er hinzu, „macht euch bereit sie zu suchen und sie mir zurückzubringen.“

Da schauten sich die drei an. „Du,“ sagte einer von ihnen zum Erzerumer, „schau nach, wo sie ist.“ Der legte sich auch gleich nieder, tat die Hand an die Augen, suchte und sprach dann: „Im Schwarzen Meer ist eine Insel; auf der Insel eine Djinnfestung, in dieser Festung sitzt das Mädchen gefangen.“

„Gleich werd' ich dort sein“, sagte der Afghane, und der aus Buchara setzte hinzu: „Ich gehe mit, und bringe sie zurück und wenn's mich das Leben kostet!“

Der Afghane machte sich ein Reitzeug, setzte sich darauf und nahm den Bucharer mit. Bald waren sie auf der Insel der Djinnen, die der Bucharer mit seinem nie fehlenden Gewehr einen nach dem andern abschoß. Dann holten sie das Mädchen und brachten es zu ihrem Vater zurück.

Zu Hause aber brach ein Streit aus zwischen den dreien. Jeder wollte sie haben, denn jeder hatte ein Recht darauf.

„Wenn ich sie nicht gesehen hätte ...“ sagte der Erzerumer.

„Wenn ich das Reitzeug nicht gemacht hätte . . .“ der Afghane und „Wenn ich die Djinnen nicht totgeschossen hätte . . .“ der Bucharer.

So stritten sie.

21. DER TAPFERE NÄSNI



Es war einmal einer, der hieß Näsni. Der war so feig, daß er kaum aus dem Hause sich traute und wenn eine Fliege vorbeiflog, kroch er unter seine Bettdecke. Als er aber einmal Bauchweh hatte, mußte er hinaus, doch vergaß er nicht seinen Säbel mitzunehmen, mit dem er in der Luft herumfuchtelte, so daß er zufällig drei Fliegen traf. So stolz war er darüber, daß er dies Ereignis auf seinen Säbel schreiben ließ: „Das ist der Säbel Näsnis, mit dem er dreiundsechzig Erchustojer Narten[1] erschlagen hat“. Dann gürtete er sich den Säbel um, nahm ein Säckchen mit Mehl auf den Rücken und ging auf die Wanderschaft.

Ob er weit ging oder nicht, wer weiß es? Er ging und fand in einer Schlucht einen Birnbaum, hielt an, begrub den Sack mit Mehl in der Erde, hing seinen Säbel am Baume auf und legte sich zum Schlafen nieder. Auf einmal aber standen wie aus der Erde gewachsen, sieben Brüder von den Erchustojer Narten in einiger Entfernung von ihm. Die berieten sich, wer der Fremdling wohl sein könne, der da bei ihnen eingedrungen wäre, bei ihnen, denen selbst ein über ihre Ländereien fliegender Vogel eine Feder abwirft als Wegzoll, und vierfüßige Tiere einen Huf! Dann stahl sich der jüngste von ihnen an den Schlafenden heran, besah sich den Säbel, kehrte dann zu seinen Brüdern zurück und berichtete ihnen, was da drauf stand: „Das ist der Säbel Näsnis, mit dem er dreiundsechzig Erchustojer Narten erschlagen hat“.

[1] Über „Narten“ s. den Abschnitt v. den Nartensagen.

In dem Augenblick wachte Näsni auf. Er sah die sieben auf sich zukommen und hörte sie sagen, er solle ihnen seine Künste zeigen. Er zeigte ihnen seinen Säbel und trat mit dem Fuße heftig auf die Stelle, wo er seinen Sack vergraben hatte, so daß sich eine Mehlwolke erhob. „Seht nur, so bin ich! Wenn ich auf die Erde trete, erhebt sich der Staub in ganzen Wolken“, sagte er. Da baten ihn die Narten, er solle mit ihnen wohnen bleiben, denn sie hätten niemals einen solchen Menschen gesehen, wie er einer sei, sie wollten ihm ihre Schwester zur Frau geben und als Mitgift die Hälfte ihrer ganzen Besitzungen. Näsni wagte es nicht, ihnen zu widerstehen und ging mit. Sie bauten ihm ein Haus, gaben ihm ihre Schwester zur Frau und Näsni lebte mit den Narten.

Nach einiger Zeit erschien im Walde ein Nashorn[1], das von Zeit zu Zeit sogar in den Aul kam und dort Leute fraß. Die Narten schickten sich an, Jagd auf das Ungetüm zu machen und schickten zu Näsni mit der Aufforderung, mitzumachen. Das paßte ihm aber gar nicht und der Bote kam zurück mit der Botschaft, Näsni denke gar nicht daran, auf die Jagd mitzugehen. Aber... Frau Näsni zwang ihren Mann dazu; sie jagte ihn einfach aus dem Hause. Näsni lief in den Wald und kletterte auf einen großen Birnbaum, um sich da zu verstecken. Zu seinem Unglück nächtigte aber das Nashorn gerade unter diesem Baume. Die Erchustojer Narten aber glaubten, Näsni sei schon auf die Jagd gegangen, gingen selbst in den Wald, trafen das Nashorn und verwundeten es. Das Tier lief in sein Lager unter dem Birnbaum, auf dem Näsni immer noch saß. Vor Schrecken wurde Held Näsni ohnmächtig, fiel herunter, gerade auf den Rücken des Nashorns, kam wieder zur Besinnung und hielt sich an der Wolle des Tieres fest. Das Nashorn erschrak gleichfalls, als es eine ungewohnte Berührung auf seinem Rücken spürte und lief

[1] So übersetzt Gren das Wort bira-nal. Ob die Übersetzung richtig ist, kann ich jetzt nicht entscheiden.

davon, geradewegs in den Aul der Narten. Die holten ihre Gewehre und schossen es tot. Näsni aber tat, als wäre er ungehalten darüber und rief: „Warum habt ihr es totgeschossen? Es wäre gescheiter gewesen, ihr hättet zugeschaut, wie ich es gezähmt habe.“ Und die Narten glaubten wirklich, er habe die Wahrheit gesagt.

Bald darauf kam ein feindliches Heer und wollte die Narten bekämpfen. Man schickte wieder zu Näsni, aber der Bote kam wieder mit einer Ablehnung zurück. Frau Näsni aber holte sich einen langen Stock und jagte ihren Mann wieder aus dem Hause. Näsni ging zu der Pferdeherde der Narten, um sich das friedfertigste Tier herauszusuchen und darauf zu fliehen. Aber keines ließ ihn herankommen, alle schlugen nach ihm aus. Schließlich fand er doch eine alte Stute mit Fesseln an den Füßen. Er drückte ihr zwei Stöckchen in die Weichen, sie duldete es und rührte sich nicht. „Das ist mein Fall!“ rief Näsni, setzte sich darauf und ritt weg, aber nicht in der Richtung, von wo der Feind kam. Als die Narten davon hörten, dachten sie, es sei wieder so, wie bei der Nashorngeschichte, er würde schon noch kommen und griffen im Vertrauen darauf den Feind an. Als Näsnis Stute das Schießen hörte, war sie wie verwandelt. Sie kehrte um wie der Blitz und rannte in vollem Lauf der Richtung zu, aus der das Schießen kam. Näsni hatte längst alle Macht über sie verloren. In seiner Angst faßte er nach den Zweigen einer großen Platane, aber die Stute lief mit solcher Gewalt, daß der ganze Baum in Näsnis Händen blieb. Und mitten ins Gemenge hinein rannte das Tier, zerstampfte die Feinde mit den Hufen und was es übrig ließ, erschlug Näsni mit seiner Platane, oder die Narten machten es nieder. Als alles vorüber war, faßten die Narten Näsnis Stute am Zügel und führten ihn mit Siegesgesängen heim. Dann machten sie ihn zu ihrem Obersten und heute noch lebt er bei ihnen.

22. DAS VÄTERLICHE ERBE



In einem Dorf, das fünfundzwanzigtausend Seelen zählte, lebte einst ein Mann, Namens Tschnara aus dem Geschlecht der Nelbi; der war so arm, daß er fast Hungers starb. Eines Tages sagte er zu seiner Mutter: „Ich habe weder ein Pferd, um darauf zu reiten, noch ein ordentliches Gewand, um es anzuziehen, noch Waffen anzulegen. Der mich in die Welt gesetzt hat, muß schon sehr arm gewesen sein und ich komme aus meinem Elend doch nie heraus.“ „Nein,“ antwortete seine Mutter, „dein Vater war nicht arm. Ein Pferd hat er hinterlassen, das steht jetzt seit fünfzehn Jahren im dunklen Stall und nährt sich bloß von Kieseln und Eisen; es ist furchtbar böse und wenn du Mut genug hast, ihm einen Sattel aufzulegen, so gehört es dir. Ein Panzer ist auch noch da; der ist so schwer, daß ihn nur fünfzehn Jungfrauen von der Stelle bringen; er gehört dir, wenn du ihn tragen kannst. Und ein Säbel ist noch da; nimm ihn dir, wenn du ihn handhaben kannst.“

Tschnara holte sich seines Vaters Pferd aus dem Stall und sattelte es; mit Leichtigkeit zog er den Panzer an, gürtete sich den Säbel um, bestieg sein Pferd, setzte damit über drei Zäune und ritt ins Blaue hinein. Lange, lange war er auf dem Weg, bis ihm jemand begegnete. Und das waren die sieben Nartenbrüder, die Erchustojer, die da am Wege in festen Schlaf versunken lagen. Als Tschnara an ihnen vorbeiritt, sagten ihre Pferde zu dem seinigen: „Wohin des Wegs in solchem Ungestüm, daß du die Erde aufreißest wie mit einem Pflug und aufwirfst, wie ein Maulwurf? Wenn wir uns nicht scheuten, unsere Herren zu wecken, wäre der heutige Tag sicher dein letzter.“ „Und ich, wenn ich nicht einen so weiten Weg vor mir hätte, ich würde euch wegwischen von der Oberfläche der Erde, wie den Tau vom Gras“, antwortete Tschnaras Pferd und stürmte weiter.

Lange ritt Tschnara, kurze Zeit ritt er, wer weiß es? Schließlich kam er in eine große Stadt. Er ließ seinem Pferde die Zügel nach, damit es selbst in das Haus einkehre, in dem es ihnen beiden wohl sein würde. Am anderen Ende der Stadt stand ein einzelnes Haus, in dem eine Witwe wohnte. In den Hof dieses Hauses lenkte das Pferd seine Schritte. Die Witwe nahm den Unbekannten mit Freuden auf. Tschnara, der sehr müde war, legte sich schlafen. Mitten in der Nacht sah er es blitzen, obwohl der Himmel ganz heiter war. Davon erzählte er am folgenden Morgen der Witwe und diese erklärte ihm, es blitze jedesmal, wenn die Königstochter sich im Schlafe umdrehe. Als er von der Witwe nun noch erfuhr, daß die Königstochter sehr schön sei, schickte er sie zum König, mit dem Auftrag, für ihn um die Hand der Prinzessin anzuhalten. Die Witwe richtete ihren Auftrag aus und erhielt vom Könige die Antwort, er habe kein Recht über seine Tochter zu verfügen, denn er wisse, es sei ein Königssohn mit hundertundzwanzig Reitern auf dem Weg, um sich die Prinzessin mit Gewalt anzueignen. Als Tschnara das hörte, setzte er sich sofort aufs Pferd und ritt dem Königssohn entgegen. Kaum sah dieser Tschnara vor sich, als er sein Gefolge in verächtlichem Tone fragte: „Was kommt uns denn da entgegen?“ „Du siehst vor dir Tschnara aus dem Geschlechte der Nelbi, dem selbst ein vorüberfliegender Vogel eine Feder zuwirft als Gabe und ein vierfüßiges Tier einen Huf. Wer ich aber weiter bin, sollt ihr gleich sehen.“ Sprach's, gab seinem Pferd einen Hieb mit der Peitsche und griff die Schar des Königs an. Sein Pferd zertrat die, welche ihm unter die Hufe gerieten und über wem Tschnaras Säbel blitzte, der verlor sein Leben.

Alle hieb er nieder, kehrte dann in die Stadt zurück und schickte die Witwe von neuem zum König und ließ ihn wissen, mit ihm werde dasselbe geschehen wie mit jenem Prinzen, wenn er ihm seine Tochter nicht gebe. Der

König aber gab eiligst seine Einwilligung und Tschnara setzte seine schöne Braut in einen Wagen und fuhr nach Hause. Unterwegs traf er wieder die Erchustojer Narten. Sie betrogen ihn, indem sie ihm versicherten, sie seien seine besten Freunde; so kam es, daß Tschnara ohne Waffen zu ihnen ging. Das benützten die sieben; sie stiegen in seinen Wagen und entführten ihm seine Braut. Aber Tschnaras Pferd kam zufällig vom Wagen[1], in den es eingespannt war, los; Tschnara rief es zu sich und jagte den Narten nach. Als er sie eingeholt hatte, wußte er doch nicht recht, was er tun solle, denn er hatte ja keine Waffen. Aber seine Braut kam ihm zu Hilfe: im günstigen Augenblicke warf sie ihm seinen Säbel zu. Kaum hatte er ihn, da flogen auch schon die Köpfe der Narten von ihren Schultern herunter.

Ohne weitere Abenteuer kam Tschnara nach Hause. Dort heiratete er, aber in der Brautnacht wurde ihm seine Frau gestohlen. Niemand wußte von wem. Fenster und Türe des Brautgemachs waren geschlossen. In bittere Tränen brach Tschnara da aus und als er keine Tränen mehr hatte, weinte er Blut. Aber das Weinen nützte ja nichts. Er machte sich also auf die Suche. Weit, weit weg wanderte er und traf eines Tages abseits vom Wege einen Hirten. Der vertrieb sich die Zeit damit, daß er auf einen Hügel hinauf- und dann wieder herunterlief. Aufwärts lachte er, abwärts weinte er. Das sonderbare Benehmen des Hirten fiel Tschnara auf, er ritt an ihn heran und frug ihn, was er da treibe. „Ich weine, wenn ich vom Hügel herabsteige, weil mir Tschnara aus dem Geschlechte der Nelbi leid tut, und ich lache beim Aufstieg, weil ich zu Hause Fleisch und Brot bekomme“, antwortete der Hirt. „Weißt du etwa, wer Tschnaras Frau geraubt hat? Und wo der Räuber wohnt?“ frug Tschnara wieder. „Ja, das weiß

[1] Die ganze Episode mit dem Wagen ist spätere Zutat. Die Kaukasier kennen keine „Wagen“ und haben in ihre „Arben“ nie Pferde eingespannt.

ich, es ist ein Nogaier[1] aus dem Dorf in der Nähe." Tschnara gestand ihm nun, wer er sei und bat ihn um Rat, wie er seine Frau aus den Krallen des Nogaiers befreien könne. „Das will ich dir sagen," sagte der Hirt, „das mußt du so anstellen: Heute Nacht will der Nogaier zum erstenmal mit deiner Frau schlafen; ziehe mein Gewand an und verstecke deinen Säbel darunter, dann gehst du heute Abend mit den Kälbern in jenes Dorf; die Tiere werden dich in den Hof des Nogaiers führen; dort wird man dir Brot und Fleisch geben und dann mußt du ihn bitten, er möge dich mit diesen Geschenken (dem Brot und dem Fleisch) zu seiner Braut lassen, du wolltest sie beglückwünschen. Das wird er dir erlauben. Alles übrige ist deine Sache."

Tschnara führte alles genau so aus, wie der Hirte ihm geraten hatte. Er konnte in der Tat im Zimmer seiner Frau die Ankunft des Nogaiers abwarten. Als es Nacht wurde, ließ der auch nicht lange auf sich warten; er trat ein und das erste, was er tat, war, vor seiner Braut die Geschicklichkeit zu rühmen, mit der er sich aufs Stehlen verstehe. „Ich stehle Kinder aus den Armen ihrer Mütter, ohne daß sie es merken, ich stehle junge Frauen aus dem Bett von der Seite ihres Mannes weg." „Das glaub' ich dir schon," versetzte Tschnaras Frau, „aber den Säbel führt niemand so geschickt als der, dem du mich gestohlen hast." Der Nogaier war wütend ob dieser Entgegnung, schimpfte sie „Hündin", schlug sie mit der Peitsche und nannte Tschnara einen Feigling. In diesem Augenblick sprang Tschnara hervor und hieb dem Nogaier mit einem einzigen Hieb den Kopf ab. Dann nahm er alles Hab und Gut des Toten, gab einen Teil davon dem Hirten ab und kehrte mit seiner Frau nach Hause zurück.

[1] Nogaier, ein tatarisches Volk, das in der Nachbarschaft der Tschetschenen und der Tscherkessen wohnt.

23. DIE TAPFERE TOCHTER.



in alter Adliger hatte drei Töchter, aber keine Söhne. Eines Tages fiel es ihm ein, daß er eigentlich die Tapferkeit seiner Töchter erproben könnte und zu diesem Zwecke befahl er der ältesten Männerkleider anzulegen, ein Pferd zu besteigen und auf Abenteuer auszuziehen. Er selbst aber lauerte ihr unter einer Brücke auf, über die sie kommen mußte. Als nun seine Tochter gerade über diese Brücke ritt, sprang der Alte hervor und tat, als ob er sie angreifen wollte; sie erschrak aber so heftig, daß sie ohnmächtig vom Pferde fiel.

Am folgenden Tage schickte er seine zweite Tochter aus. Auch der lauerte er wieder auf und als er sie angriff, brannte ihr Pferd durch und sie fiel, wie die erste, in Ohnmacht. Der Alte hob seine Tochter auf und trug sie nach Hause.

Dann schickte er seine Jüngste auf Abenteuer. Wieder lauerte ihr Vater unter der Brücke, sprang plötzlich hervor und griff seine Tochter an. Das Pferd tat erschreckt einen Seitensprung; die Reiterin aber hielt es mit starker Hand zurück und gab ihm einen Schlag mit der Reitpeitsche, der auch noch ihren Vater den einen kleinen Finger kostete. Trotz des Schmerzes freute sich der Vater über den Mut seiner Jüngsten, ließ sie weiterreiten und kehrte nach Hause zurück. Das Mädchen aber ritt, als es über die Brücke war, geradeaus. Ob sie lange so weiterritt, oder nicht, wer weiß es? Aber schließlich kam sie in einen Ort. „Was gibts Neues bei euch?“ frug sie den ersten besten. „Bloß dies eine,“ antwortete man ihr, „daß unser Chan für seinen Sohn ein Mädchen freien will, das von vielen Wächtern und Geistern bewacht wird, und daß sich niemand findet, der den Auftrag ausführen will.“ Der unbekannte Ritter aber gefiel durch sein Benehmen allen so sehr, daß sie ihn baten, doch diese schwierige Sache

auf sich zu nehmen. Nach vielen Bitten willigte das Mädchen endlich ein.

Sie machte sich also auf die Suche. Unterwegs kam sie durch eine brennende Steppe und fand drei junge Schlangen, die dem Feuer zu entkommen suchten. Sie hob sie mit ihrer Reitpeitsche auf und rettete sie so. Als sie die brennende Steppe hinter sich hatte, setzte sie die Tierchen wieder auf den Boden und ritt ihnen dann nach, ohne sie aus dem Auge zu verlieren. Die Schlangen aber krochen auf einen großen Kurgan[1] zu. Als sie näher kamen, öffnete sich dieser und hinter den Schlangen trat auch das Mädchen ein. In dem Kurgan aber hauste ein guter Geist, die Mutter der drei jungen Schlangen. „Jedes Jahr bekomme ich drei Junge," sagte diese, „aber jedesmal kommen sie mir im Steppenbrande um; wärest du nicht dagewesen, hätte ich auch diese drei verloren. Es gibt nichts, was ich für dich nicht tun würde. Sag, was wünschest du?" „Für mich persönlich will ich nichts. Aber ich bin auf der Suche nach einem gewissen Mädchen. Hilf mir dabei." „Das ist nicht schwer," entgegnete die Schlangenmutter, „nur kannst du auf diesem Pferd nicht dahinkommen. Setz' dich lieber auf einen Rappen. Wenn du an Ort und Stelle bist, verstecke dich hinter dem Haus und lauere auf sie, wenn sie ausgeht; dann springe mit deinem Rappen über den Zaun und wenn er dann niederkniet, packe das Mädchen und reite, was dein Pferd nur hergeben kann; niemand wird dich einholen und du kannst wohlbehalten heimkehren."

Also setzte sich das Mädchen auf den Rappen und machte sich auf den Weg. Sie tat alles so, wie ihr geheißen worden war; trotz allem Geschrei der Wächter brachte sie das geraubte Mädchen glücklich fort. Als sie in die Stadt des Chans, für den sie den Auftrag ausführte, kam, sagte das geraubte Mädchen zu ihr: „Ich werde die Heiratsurkunde erst unterzeichnen, wenn man mir den Koffer

[1] Künstlicher Grabhügel.

mit sieben Schlössern bringt, der in ein Hundefell eingewickelt in einem geheimen Zimmer steht". Unsere Heldin wandte sich also wieder an die Schlangenmutter um Rat. „Wenn du das ausführen willst," sagte diese, „so mußt du auf einem Grauen hinreiten. Wenn du an ihr Haus kommst, ahme den Hundegang nach, und niemand wird dich stören. Wenn du drin bist, rühre die Türen mit diesem Stöckchen an; sie werden sich dann von selbst öffnen, und wenn du das Hundefell anfaßt, geht es gleichfalls von selbst auf; nimm dann den Koffer und reite zurück."

Die Heldin führte alles so aus, wie ihr geraten worden war. Aber die Braut wollte, obgleich sie jetzt ihren Koffer hatte, von einer Heirat nichts wissen. „Im Meere leben ein Büffelstier und sieben Büffelkühe," sagte diese, „die führe mir zuerst her und melke die Kühe. Die Milch mußt du dann kochen und heiß in einen Trog gießen. Da werde ich dann von der einen Seite hineinspringen und durchschwimmen, von der anderen Seite soll der hineinspringen, der mich heiraten will. Schwimmt er auch durch, so bin ich einverstanden, wenn nicht, heirate ich ihn nicht."

Wieder mußte unsere Heldin sich auf den Weg machen. Die Schlangenmutter sagte ihr: „Setze dich diesmal auf einen Falben und reite ans Meer. Wenn du dort bist, wälze dich mit deinem Pferd in schwarzem Sande und reite dann ins Meer hinein. Wo die Büffel auch sein mögen, dein Falber findet sie. Gib nur acht, daß du nicht vom Pferd fällst, wenn der Stier dich anfällt." Alles führte die Heldin getreulich aus. Der Büffel griff sie an, aber sie trieb ihn ans Ufer. Der Büffel aber verfluchte sie — und die Verwünschungen dieses Büffels gingen immer in Erfüllung. „Wer uns aus dem Meere jagt, soll ein Weib werden, wenn es ein Mann ist und ein Mann, wenn es ein Weib ist", brüllte er. Und in der Tat, unsere Heldin verwandelte sich sofort in einen Mann. Als er nun die Büffelkühe heimgetrieben hatte, ließ er sie melken und die Milch kochen. Die Milch wurde dann in einen Trog getan und die Braut

warf sich von der einen, der Sohn des Chans von der andern Seite hinein. Der aber wurde in der heißen Milch zerkocht und man mußte seinen Körper herausfischen; die Braut aber schwamm durch.

„Der Sohn des Chans ist tot!" riefen alle, „der soll jetzt die Braut haben, der sie geholt hat!"

So geschah es denn auch und sie lebten glücklich und zufrieden miteinander.

24. DIE STIEFTOCHTER



Es war einmal ein alter Mann, der nahm sich nach dem Tode seiner Frau eine andere. Die gebar ihm eine Tochter, und eine hatte er von seiner ersten Frau. Nun haßte aber die Frau ihre Stieftochter aus ganzem Herzen und sie brachte es fertig, daß ihr Mann seine Tochter in einem leeren Hause im Walde aussetzte, damit sie von den wilden Tieren gefressen werde.

Da saß nun das Mädchen ganz allein. Als es Abend geworden war, tat sie ein wenig Grütze in ein Kesselchen, das sie mitgebracht hatte, um sich einen Brei zu kochen. Da kam ein Mäuschen aus einem Loch und bat sie um ein bißchen von der Grütze. Das Mädchen gab ihr etwas und die Maus aß es auf. Als sie satt war, sagte sie zu dem Mädchen: „Heute nacht kommt ein Bär, der wird dir ein Glöckchen geben und zu dir sagen: ‚Nimm das Glöckchen und lauf dreimal um das Haus; wenn ich dich nicht fangen kann, bekommst du von mir einen silbernen Wagen mit drei Pferden, fang' ich dich aber, dann freß' ich dich auf.' Du mußt einwilligen und das Glöckchen annehmen. Dann komm' ich und du gibst es mir; ich laufe dann dreimal um das Haus, du aber kletterst auf das Dach und wartest ruhig, was weiter kommen wird."

Wirklich, um Mitternacht kam der Bär mit dem Glöckchen. „He, Mädchen," sagte er, „nimm das Glöckchen,

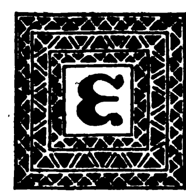
läute es und lauf damit dreimal um das Haus; wenn ich dich nicht erwische, bekommst du von mir einen silbernen Wagen mit drei Pferden; wenn ich dich aber einhole, fresse ich dich." „Gut", sagte das Mädchen, nahm das Glöckchen, lief hinaus, gab es der Maus, die damit dreimal ums Haus lief, es dann dem Mädchen wieder zurückgab und in ihr Loch schlüpfte. „Du hast gewonnen", sagte der Bär und brachte ihr das Versprochene.

Nach einiger Zeit sagte die Stiefmutter des Mädchens zu ihrem Manne: „Hol' jetzt die Knochen deiner Tochter." Der Alte ging fort in den Wald. Plötzlich aber fing der alte Hofhund an zu sprechen: „Unser Alter kommt zurück mit seiner Tochter. In einem silbernen Wagen sitzen sie und ein Dreigespann zieht diesen. Ich höre das Gebimmel der Glocken." Erbost fuhr ihn die Alte an: „Was Glocken? Das sind ja doch bloß die Knochen seiner Tochter. Räudig sollst du werden!" Und schlug den Hund und jagte ihn hinaus. Aber nach einigen Augenblicken kam er schon wieder und meldete, der Alte sei jetzt da, und er sitze mit seiner Tochter wirklich in einem silbernen Wagen. Aus Wut und Ärger stach sich da die Stiefmutter ein Auge aus. Bald aber befahl sie ihrem Manne, auch ihre Tochter in den Wald zu führen, damit sie auch einen silbernen Wagen bekäme. Der Alte führte also seine Stieftochter hinaus in den Wald und ließ sie in dem Hause allein. Wieder kam die Maus und bat um ein weniges zu essen. Aber das Mädchen war hartherzig, schlug die Maus auf den Kopf und verjagte sie. Um Mitternacht kam der Bär mit dem Glöckchen, aber da diesmal keine Maus da war, konnte das Mädchen auch nicht einen einzigen Schritt tun und schon hatte sie der Bär und fraß sie auf.

Am folgenden Morgen jagte die böse Frau ihren Mann wieder in den Wald: „Geh, hol' meine Tochter und den silbernen Wagen." Der Alte suchte und suchte, fand aber bloß die Knochen seiner Tochter, tat sie in einen Sack und machte sich auf den Heimweg. Schon von weitem

hörte ihn der Hund kommen, lief zu der Frau und meldete ihr: „Die Knochen deiner Tochter kommen!" „Was Knochen!" brüllte die Frau. „Der silberne Wagen ist's!" Sprach's und hieb dem Hunde eins über und jagte ihn aus dem Hause. Aber es war doch so, wie der Hund gesagt hatte. Der Alte trat ein und hatte weiter nichts mitgebracht als einen Sack voll Knochen. Die Frau wurde so wütend, daß sie sich auch das andere Auge ausstach. Und von der Zeit an war ihr das Leben nur eine Qual; der Alte aber lebte mit seiner Tochter glücklich und zufrieden.

25. DIE WUNDERTIERE UND DER WUNDERKNÜPPEL



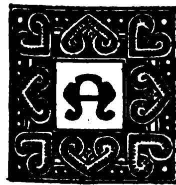
s war einmal ein sehr armes Ehepaar, alte Leutchen, deren ganze Habe aus einer einzigen Henne bestand. Eines Tages wollten sie die Henne schlachten, aber als sie sie gefangen hatten, legte sie ein goldenes Ei. „Warum sollten wir das Tier schlachten, wenn es uns jeden Tag ein goldenes Ei legt", sagten die beiden zueinander und ließen sie laufen. Als sie die Henne aber am folgenden Tag wieder fangen wollten, war sie verschwunden. Da nahm der Alte seinen Stab und ging auf die Suche. „Ohne die Henne komm' ich nicht heim", sagte er zu seiner Frau. Lange wanderte er — schnell ist ein Märchen erzählt, aber lange braucht es, bis es geschieht — endlich aber kam er zu der Hütte einer ganz alten Frau. Der erzählte er von seiner Henne und frug sie, ob sie diese nicht gesehen habe. „Nein, gesehen hab' ich sie nicht, aber ich gebe dir dafür ein Pferd; wenn du wieherst, gibt es dir jedes Gericht, das du nur haben willst." Und mit diesen Worten schenkte sie ihm einen unscheinbaren Gaul. Mit vieler Mühe bestieg der Alte das Tier und machte sich auf den Weg. Als er durch einen Ort kam, lachten ihn die Leute wegen seines elenden Kleppers aus. „Lacht, soviel ihr

wollt," sagte er, „bloß wiehert nicht; wenn ihr wiehert, gibt's zu essen, was ihr nur wollt." Niemand glaubte ihm, die Jungen aber lachten ihn noch mehr aus und wieherten zum Scherz: auf einmal aber waren die verschiedensten Gerichte da, so viel, daß das ganze Dorf sich davon satt essen konnte. Den Alten luden sie mit viel Ehrerbietung in das Gastzimmer, und als er sich niederlegte, um auszuruhen, tauschten sie ihm sein Pferd gegen ein anderes, ebenso unscheinbares aus. Nachdem der Alte sich nun ausgeruht hatte, eilte er heim zu seiner Frau, ohne es zu bemerken, daß er auf einem andern Pferde saß. Zu Hause wollte er sein Kunststück gleich seiner Frau zeigen, aber soviel diese auch wieherte, das Pferd gab gar nichts von sich. Dann führte der Alte das Tier zu der Alten zurück, die es ihm geschenkt hatte und machte ihr Vorwürfe, daß sie ihn betrogen habe. „Nein, ich habe dich nicht betrogen," sagte diese, „aber ich gebe dir dafür eine Ziege; wenn du ‚mää' sagst, so fallen aus ihrer Nase und ihrem Maule Goldstücke." Der Alte nahm seine Ziege, ging weg und kam auf seinem Weg durch denselben Ort, wo sie ihm sein Pferd ausgetauscht hatten. Dasselbe taten sie dort auch mit seiner Ziege, und als der Alte nach Hause kam und seiner Frau die Ziege vorführen wollte, nutzte wieder alles Määrufen nichts; die Ziege gab kein Gold von sich. „Was das für ein gottloses Weib ist," sagte der Alte, „warum betrügt sie mich denn immer?" Und ging wieder zu der Alten und machte ihr bittere Vorwürfe. Die gab ihm, um ihn loszubringen, einen Knüppel und sagte: „Da hast du einen Knüppel; wenn dir jemand Unrecht tut und du sagst ‚dom, dom', dann wird er alle so lange prügeln, bis du ihm befiehlst aufzuhören oder bis dir die Geprügelten deinen Willen tun." Mit dem Knüppel bewaffnet, ging der Alte wieder in jenen Ort, wo sie ihm Pferd und Ziege ausgetauscht hatten. Als die Leute da wieder sich um ihn versammelten, warnte er sie: „Gebt acht, sagt ja nicht ‚dom, dom' zu meinem Knüppel, sonst

kriegt ihr Prügel." Aber niemand glaubte ihm, und um sich über ihn lustig zu machen, sagten sie das Zauberwort, und gleich fuhr der Knüppel unter sie und prügelte sie ganz fürchterlich, bis sie baten, er solle seinem Knüppel Ruhe gebieten, sie wollten ihm auch sein Pferd und seine Ziege wiedergeben. Als er die beiden wiederhatte, gebot er seinem Knüppel aufzuhören.

Und dann kehrte er mit Pferd, Ziege und Knüppel nach Hause zurück und lebte herrlich und in Freuden mit seiner Alten.

26. DIE SCHÖNE HELENA UND DAS HELDENWEIB



m Meeresufer stand eine befestigte Stadt, deren Fürst ein gewisser Sane war, ein schöner, stattlicher Jüngling von scharfem Verstand und heldenhafter Kraft des Körpers. Als er volljährig wurde, beschlossen die Alten der Stadt ihn zu verheiraten und teilten ihm ihren Entschluß mit. Sane hatte nichts dagegen, aber ... es fehlte an einer passenden Braut. Er befahl deshalb, sein Pferd zu satteln, warf sich in seine Rüstung und begab sich in die Nachbarreiche, um sich eine Braut zu suchen. Von einem Land ins andere kam er; in den Schlössern der Könige hielt er Umschau und in den strohbedachten Hütten der Bauern suchte er; er ließ durch andere Erkundigungen einziehen, aber umsonst, er fand die nicht, die er wollte. Schließlich fand er in einem weitentfernten Land in einem Schloß, wo er zu Gast war, ein Mädchen, so schön, wie es nirgends eine gab. Sie hieß Helena. Kaum hatte er sie gesehen, als sein Herz in Liebe zu ihr entbrannte. Er frug sie, ob sie seine Frau werden wolle, und sie willigte ein. Nach der Hochzeit führte er seine junge Frau in seine Heimat. Als sie angekommen waren, lud Sane seine Freunde und Verwandten zu einem großen Feste ein.

Ein Tag um den andern verging in Festlichkeiten. Das Ehepaar merkte es gar nicht, daß darüber zwei Wochen dahingingen. Nun herrschte in jenem Lande der Brauch, daß jeder junge Ehemann nach vierzehn Tagen seine Frau auf ein ganzes Jahr verlassen und auf Reisen in fremde Länder gehen mußte[1].

Auch Sane mußte sich dieser Sitte fügen, so schwer es ihn auch ankam.

Einen Monat, vielleicht zwei Monate nach seiner Abreise kam in Sanes Stadt ein Kaufmann aus Schahar[2], das in der Nähe des jetzigen Stambul liegt, an. Er war von ungewöhnlicher Schönheit. Er lud Waren aus, wie man in Sanes Heimat noch keine gesehen hatte: Seide, wertvolle Gefäße, farbige Steine. Als er alles ausgeladen hatte, erkundigte er sich, wo er sich einrichten könne. Man wies ihn ans Haus des Fürsten. Er ging hin und ließ sich bei der Fürstin anmelden. Diese erlaubte ihm, in ihrem Hause als Gast zu bleiben. „Der Fürst ist zwar nicht zu Hause, aber sein Haus steht da und sein Tor ist jedem Gaste offen; er möge kommen", ließ sie ihm sagen. Der Kaufmann brachte seine Waren her, stellte sie zum Verkauf aus und von allen Seiten strömte das Volk herzu, um die Kostbarkeiten zu bewundern. In der ganzen Stadt sprach man nur mehr von dem schönen Kaufmann und seinen seltenen Schätzen. Die Fürstin selbst konnte der Höflichkeit und Schönheit ihres Gastes gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Sie lud ihn in ihre Gemächer ein, frug ihn über fremde Länder aus und fand Vergnügen an seiner Unterhaltung.

Seinerseits empfand der Kaufmann eine starke Neigung zu der einsamen Frau; er verbrachte seine ganze freie Zeit bei ihr und es ist weiter nicht wunderlich, daß er sie durch seine Schönheit und einschmeichelnde Rede

[1] Der Brauch besteht auch bei gewissen Kaukasiern, u. a. bei den Tscherkessen. Es ist üblich, daß der jungverheiratete Ehemann bis zur Geburt des ersten Sohnes oder jedenfalls in der ersten Zeit der Ehe seine Frau nur heimlich besucht. [2] Schahar, persisch, = die Stadt.

ganz für sich einnahm. Immer näher kamen sich die beiden und schließlich kam es zum Ehebruch. Schon war ein halbes Jahr verflossen, seit der fremde Gast im Hause des Fürsten weilte, ohne daß die beiden Verliebten es bemerkten, und schon nahte allmählich der Tag, an dem der Fürst zurückkommen mußte. Mit Angst und Bangen erwarteten sie diesen Zeitpunkt, der Kaufmann versicherte Helenen, daß er ohne sie nicht leben könne und diese teilte seine Gefühle. Vergebens dachten sie darüber nach, wie sie es anstellen könnten, um sich nicht trennen zu müssen .... es fiel ihnen nichts ein. Aber was sie nicht fertigbrachten, das konnte eine der Dienerinnen der Fürstin. Einmal war sie eben damit beschäftigt, das Bett des Gastes zu machen, als dieser, der früher immer so fröhlich gewesen war, jetzt aber in tiefe Gedanken versunken schien, statt wie sonst ein Gespräch mit ihr anzufangen, schweigend dabeistand.

„Was ist dir, lieber Gast," fragte die Dienerin, „warum bist du so traurig und läßt den Kopf hangen?"

„Du weißt es ja, warum," antwortete der Kaufmann, „du weißt, wie sehr ich die Fürstin liebe, ohne sie kann ich nicht leben. Hilf mir!" Die Dienerin dachte eine Zeitlang nach und sagte dann ängstlich: „Wie soll ich dir helfen und was wird aus mir, wenn der Fürst zurückkommt?"

„Hilf mir, Liebe! Ich gebe dir alles, was ich habe, Edelsteine und kostbare Gewebe."

„Was nützen mir deine Schätze, wenn mich der Fürst tötet?"

„Ich werde es so machen, daß niemand davon weiß, daß ich dich reich gemacht habe, ich lasse auf dem Hof eine Grube graben und lege alles dahinein, was du bekommen sollst, und von der Grube lasse ich einen geheimen Gang in dein Zimmer machen. Niemand kann dich dann im Verdacht haben."

Die Dienerin gab nach und versprach ihm zu helfen, wenn er die Fürstin entführen würde. Sie machten aus,



der Kaufmann solle in einem Boot warten, an einer bestimmten Stelle, da, wo das Ufer des Meeres mit dichten Büschen bestanden ist; dorthin würde sie dann die Fürstin zum Baden führen, er solle dann zufällig dahergefahren kommen und diese zu einer Spazierfahrt einladen, das übrige aber sei dann seine Sache ...

Am ausgemachten Tage ging die Fürstin mit ihrer Dienerin ans Meeresufer, entkleidete sich und stieg ins Wasser. Da sie von der Abmachung der beiden nichts wußte, ergab sie sich sorglos dem Genusse des Bades, als plötzlich ihr Geliebter in seinem kleinen Boote neben ihr auftauchte. Die Fürstin war furchtbar erschrocken und wollte ans Ufer eilen, er aber fesselte sie mit schmeichelnden Worten an die Stelle: „Komm, liebe Helena, wir wollen im Schatten des Uferwaldes dahinfahren.“

Sie war des zufrieden und setzte sich ins Boot, das aber mit Windeseile nicht dem Uferwald, sondern dem unter Segel stehenden Schiffe des Kaufmanns zueilte. Jetzt erst verstand sie die Absichten ihres Geliebten, aber nur kurze Zeit schwankte ihr Herz zwischen ihrer Heimat, ihren Angehörigen und ihrem Geliebten, dann warf sie sich in seine Arme.

Die Dienerin sah all dem zu; da sie aber mit dem Kaufmann alles verabredet hatte, hütete sie sich wohl, um Hilfe zu rufen. Sie ging nach Hause und sperrte sich in dem Zimmer der Fürstin ein. Auf die Frage, wie es dieser gehe, antwortete sie, die Fürstin sei unwohl und könne ihre Gemächer nicht verlassen; alles Essen, was man für die Fürstin schickte, aß sie selbst auf. Auf diese Weise gelang es ihr, drei Tage die Entführung ihrer Herrin zu verheimlichen. Am vierten aber erhob sie ein fürchterliches Geschrei, rang die Hände, schlug sich auf die Brust und rief, ihre Herrin sei verschwunden, ob sie nicht vielleicht mit dem Fremden entflohen sei. Jetzt erst errieten alle, daß die Fürstin in der Tat fort war. Viele hatten zwar die Abfahrt des Schiffes gesehen, aber niemand hatte

besonders darauf geachtet, denn es war ja ein alltägliches Ereignis, daß Schiffe ankamen und abfuhren.

Alles war in furchtbarer Erregung, denn binnen kurzem mußte der Fürst nach Hause kommen und was sollte man ihm dann berichten. Zuerst wollte niemand glauben, daß ihre stolze Fürstin mit einem Fremden geflohen war, und man dachte eher, sie habe sich verirrt. Man suchte überall, auf dem Lande und auf dem Meere, aber vergebens. Nach langem Suchen erst begriffen alle den Grund des Verschwindens der Fürstin.

Endlich brach der längst erwartete Tag an, an dem Sane zurückkehren sollte. Zu seinem Empfange versammelten sich seine Getreuen; sie führten ihn in den Gastraum und labten ihn mit Speise und Trank. Aber Sane hatte gleich bemerkt, daß etwas nicht in Ordnung war, denn statt der Freudenrufe und fröhlichen Gesichter, die er erwartete, sah er nur niedergeschlagene, traurige Mienen. Ihm ahnte Böses, aber der Brauch verbot ihm, zuallererst die Gemächer der Fürstin aufzusuchen, wohin es ihn doch mit aller Kraft zog. Erst bei Sonnenuntergang befahl er seinen Leuten, ihn zu seiner Gemahlin zu führen, aber niemand rührte sich. Sane wiederholte seinen Befehl und ... erfuhr von dem Vorgefallenen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die Nachricht, und ohne erst in sein verödetes Haus zurückzukehren, beschloß er, sich gleich auf die Suche nach der Verlorenen zu machen.

Alle Winkel seines Landes durchsuchte er, aber umsonst. Schon wollte er nach Hause zurückkehren, als er sich daran erinnerte, daß in der Nachbarschaft der Atalyk[1] seines Vaters lebte. Diesen suchte er auf und fand einen hochbetagten Greis, der ihn sofort erkannte, ehrfurchtsvoll grüßte und bewirtete. Im Laufe des Gesprächs

[1] = Erzieher. Es war bei Tscherkessen, Abchasen und andern kaukasischen Stämmen üblich, Kinder nicht zu Hause zu erziehen, sondern andern zur Erziehung zu übergeben. Zwischen Zögling und Erzieher entwickelte sich natürlich ein dauerndes Verhältnis von Freundschaft, Vertrauen und gegenseitiger Hilfsbereitschaft.

bemerkte Sane, daß der Greis bereits vom Verschwinden Helenas wußte und so beschloß er, ihm gleich von seinen nutzlosen Nachforschungen zu erzählen.

„Das war ganz vergebens, Pschy (Fürst)," sagte der Greis, „man hält dich doch für einen klugen Menschen, aber dein Verstand scheint nicht so groß zu sein wie deine Tapferkeit. Warum suchst du deine Frau in deinem eigenen Lande? Da konnte sie sich doch nicht verstecken? Verliere deine Zeit nicht und suche jenseits des Meeres! Horch überall hin; je schöner ein Weib ist, desto mehr spricht man von ihr. Such' ein Jahr, zwei Jahre; du wirst sie schon finden!"

Sane verstand, kehrte nach Hause zurück und traf seine Vorbereitungen, um Helena, wenn es sein müßte, vom Meeresgrund heraufzuholen.

Er rüstete ein Schiff aus und segelte ab. Nach einer langen Fahrt zeigten sich in der Ferne Berge. Schon freute sich Sane im voraus der Auskünfte, die er in diesem unbekannten Land erhalten würde, als er ein Schiff erblickte, das dem seinen entgegenfuhr. Und auf dem Deck dieses Schiffes stand ein Jüngling, der sah aus wie ein schönes Mädchen; aber er hatte einen Panzer an, einen Köcher auf der Schulter, einen Bogen in der Hand und ein Schwert an der Seite; auf seinem Haupte glänzte ein stählerner Helm. Auch Sane stand so ausgerüstet auf dem Deck seines Schiffes; auf seiner Brust glänzte das Abzeichen des Fürsten. Als der schöne Jüngling an diesem Zeichen erkannte, daß ein Fürst sich auf dem Schiffe befand, bestieg er rasch einen Kahn und war mit ein paar Ruderschlägen an Sanes Schiff. Nach gegenseitiger Begrüßung frug der Jüngling den Fürsten, wohin er wolle. Dieser antwortete, er fahre aufs Gerate wohl in der Welt umher. „Wenn dem so ist, warum hast du denn keinen Freund, o Fürst, der die Gefahren der Reise mit dir teilt und mit dem du die Zeit im Gespräch verkürzen kannst? Wenn du willst, will ich dein Freund sein", schlug ihm der schöne Jüngling vor.

Sane willigte mit Freuden ein. Zuerst aber fuhr er mit seinem neuen Freunde ans Land. Das erste, was sie dort sahen, waren die Mauern einer Stadt. Sie beschlossen, sofort hineinzugehen und konnten ungehindert die Tore durchschreiten. Dann bogen sie in die erste Querstraße links ein, wo sie ins zweite Haus eintraten. Dort erzählte der Fürst seinem neuen Gefährten von den Zielen seiner Fahrt, wie ihm seine Frau geraubt worden sei und wie er durch beständiges Suchen und Fragen sie wiederzufinden hoffe.

„Auf diese Weise wirst du sie nicht finden!" sagte der Freund. „Es ist besser, du verkleidest dich als Bettler, da kommst du überall hinein, wo man sonst nicht hinein darf; niemand schämt sich vor dir und du erfährst Dinge, die ein anderer nie erfährt."

Der Rat schien dem Fürsten gut und er beschloß, ihn sogleich zu befolgen. Sein Freund besorgte ihm einen Bettelsack, ein zerlumptes Gewand und einen Wanderstab, und bald verwandelte sich der stattliche Fürst in einen buckligen Bettler. Sofort machte er sich auf den Weg, drang in die Paläste der Großen und in die Hütten der Armen, schnüffelte überall umher, aber es war alles umsonst. Ganz verzweifelt kehrte er zu seinem Freund zurück und erzählte ihm von seinen vergeblichen Nachforschungen.

„Warst du auch in dem reichen Hause hier gleich daneben?" fragte der Freund. Nein, da war er nicht gewesen. Aber dem war abzuhelfen. Sofort ging er hinüber, wurde vom Torwächter durchgelassen und bettelte ein Zimmer nach dem andern ab. Überall bekam er reichlich. Im zweiten Stock fand er in einem besonderen Raum die Herrin des Hauses, die auf einem Ruhebette lag und ... es war Helena. Auch sie erkannte ihn sofort. Doch keine Freude blitzte aus ihren Augen, sondern heller Zorn; mit keifender Stimme befahl sie ihren Leuten, den frechen Bettler hinauszuwerfen und schmiß ihm selbst einen Besen nach.

„Was soll ich jetzt tun?“ frug er seinen Freund, als er ihm alles genau erzählt hatte. „Rate mir, vielleicht findest du ein anderes Mittel.“

„Wirf das Zeug weg, das du anhast, jetzt gilt es mit dem Schwerte deine Helena wiederzuerlangen“, gab dieser zur Antwort.

Das war Sane ganz nach dem Herzen. Schneller als er sich in einen Bettler verwandelt hatte, stand er wieder als junger, kriegerischer Fürst da.

„So, nun wollen wir keine Zeit verlieren,“ sagte der Freund, „hol' du dir deine Frau, ich werde die Wache bemeistern und deinen Rückzug decken. Gleich, heute noch muß es geschehen.“

Mit Ungestüm drangen sie in das Nachbarhaus ein. Die Wache wagte keinen Widerstand. Sane stürmte die Treppe hinauf, schlug die ihm sich widersetzenden Krieger nieder, warf drei davon die Treppe hinunter, packte die in Ohnmacht gefallene Helena und trug sie hinunter. Aber unten hatte sich viel Volk versammelt, denn die Nachricht von dem kühnen Überfall hatte sich blitzschnell durch die Stadt verbreitet. Doch verloren Sane und sein Freund die Geistesgegenwart nicht. Sane schlug sich durch die Menge und sein Freund deckte ihm den Rücken. Langsam fochten sie sich durch die Hunderte von Feinden zum Meeresufer, wo ihr Schiff sie erwartete. Sie erreichten es glücklich und lichteten sofort den Anker. Der Wind war günstig und trug das Schiff schnell davon. Von Deck aus aber sandten die beiden einen tödlichen Pfeil nach dem andern in die dichte Menge der Feinde am Ufer.

Nun segelte Sane mit seiner in blutigem Kampf zurückeroberten Gattin und seinem Freunde der Heimat zu. Als diese in Sicht kam, sagte Sane zu seinem Freunde: „Da ist schon das Ufer. Ich hoffe, du wirst mein Gast sein, damit ich dir für deine Dienste danken kann.“

„Nein, ich kann nicht," erwiderte dieser, „wichtige Geschäfte rufen mich nach Hause zurück. Danken kannst du mir nur dadurch, daß du deine Beute mit mir teilst."

„Warum teilen? Nimm sie dir ganz; ich werde ja doch nicht mit ihr leben können."

„Nein, wir müssen sie teilen." Sprach's und spaltete sie mit dem Säbel in zwei Hälften; Kopf und Brust fielen auf die eine Seite, der übrige Körper auf die andere.

Im ersten Augenblick war Sane wie versteinert vor Schrecken, einen solchen Ausgang hatte er nicht erwartet. Und trotzdem tat ihm die Tote, die seine geliebte Frau einst gewesen, nicht leid, so sehr hatte ihr Verrat seinen Stolz beleidigt.

„Ich nehme ihren Kopf", sagte er, „und zeige ihn meinen Leuten. Alle sollen wissen, daß ich nicht mit leeren Händen zurückgekommen bin, und daß Untreue den verdienten Lohn gefunden hat!"

Der Freund aber hob den toten Körper auf und warf ihn ins Meer. Dann stieg er auf sein Schiff und verabschiedete sich von Sane: „Leb wohl! Du hast zwar deine Frau verloren, aber sie wäre dir doch nicht treu geblieben. Wisse zu deinem Trost, daß die sieben Brüder Baraghun eine Schwester haben; die soll dir Lebensgefährtin sein!"

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte Sane von dem Vorgefallenen und befahl, dem Volke Helenas Kopf zu zeigen. Dann beschloß er die Brüder Baraghun aufzusuchen. Überall suchte er auf dem Festlande, überall vergebens. Überzeugt, daß sie da nicht zu finden wären, setzte er sich aufs Schiff und suchte die Meere nach ihnen ab. Kreuz und quer durchsegelte er das Schwarze Meer, dann das Mittelländische. Dort fand er eine große Insel, wo er landete und nach den Brüdern Baraghun forschte. Wirklich lebten diese auf dieser Insel. Sane bestieg ein Pferd und ritt zur nächsten Stadt. Als er durch das Tor kam, frug er den ersten besten nach den Gesuchten. Der wies

ihn an das Schloß. Er ritt sogleich hin, klopfte und wurde eingelassen. Die Brüder Baraghun nahmen ihn freundlich auf, obwohl sie nicht wußten, wer er war und was er wollte, aber an dem Abzeichen auf seiner Brust erkannten sie einen Fürsten.

Nach dem Abendessen brachte man ihn zu Bette. Am folgenden Morgen stellten sich ihm die sieben Brüder feierlich vor und frugen ihn, wie es Brauch und Sitte in ihrem Lande war, nach seinem Begehr. Sane nannte seinen Namen und gab Aufschluß über den Zweck seiner Reise. Traurig ließen da die sechs ältesten Brüder ihre Köpfe hängen, nur der jüngste blickte Sane lustig ins Gesicht und frug nach einigen Augenblicken seine Brüder, warum sie schwiegen, der Gast warte doch auf Antwort. Dann sagte der älteste: „Unsere Schwester ist stark wie ein Recke; sie ist nicht nur stolz, sondern auch grausam. Keiner von uns wird sich getrauen, sie von deiner Werbung zu benachrichtigen; ja keiner von uns wagt es, die Schwelle ihres Gemaches zu überschreiten.“ Da rief der Jüngste: „Möge ich umkommen, aber ich bin bereit, mich für unsern teuren Gast zu opfern. Ich will ihr gleich von deinem Anliegen melden!“ Sprach's und ging, seine Schwester aufzusuchen; Sane aber rief ihm nach: „Sag deiner Schwester nur, ich möchte sie sehen, um ihr persönlich meine Bitte vorzutragen.“

Der Jüngste trat keck ins Zimmer seiner Schwester und sagte: „Seit gestern Abend ist Fürst Sane unser Gast; er wünscht dich zu sehen. Welche Antwort soll ich ihm überbringen?“

„Er möge kommen“, antwortete sie. Ungemein erfreut flog der Bote zu Sane zurück und mit vor Freude glänzendem Gesicht überbrachte er die Botschaft. Auch die andern Brüder freuten sich darüber, daß ihre Schwester sanftmütiger geworden war.

Sane folgte der Einladung sofort. Als er unter der Tür stand, erhob sich die Schwester, die sonst niemandem je

eine solche Ehre erwiesen hatte und zu der sich niemand hineintraute, von ihrem Ruhebette und streckte dem Gast sogar die Hand entgegen. Dann faßte sich Sane ein Herz und sagte:

„Fürstin, ich habe von deiner Schönheit gehört und komme, um dir mein Herz und meine Hand anzubieten. Willst du mein Weib werden?"

Ohne ein Wort zu sagen, wandte sich die Fürstin ab. Sane wiederholte seine Werbung; sie wandte sich noch mehr ab von ihm. Erst nachdem er ein drittes Mal seine Bitte wiederholt hatte, sagte sie: „Ich bin mit allem einverstanden."

Außer sich vor Freude ging Sane eilends zu den Brüdern zurück. Als diese von der Einwilligung der Fürstin erfuhren, befahlen sie, sogleich dem ganzen Volke die frohe Botschaft kundzugeben.

Der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Jeder der sieben Baraghun ließ dafür einen Ochsen, eine Kuh und einen Hammel schlachten. Es war eine Riesenhochzeit; so viel Volk war da, daß es gar nicht zu übersehen war. Ein Barde kam, nahm sein Instrument zur Hand und sang Lieder vom alten Ruhm des Volkes. Dann aber fuhr er über die Saiten und stimmte ein anderes Lied an; davon sang er, wie ein Kaufmann aus den Ländern jenseits der See in die Gemächer eines Fürsten eingedrungen war und dessen Frau entführt hatte.

Sane erriet sofort, von wem da die Rede war; aber die Baraghun und der Sänger selbst wußten nicht, daß sich dieses Lied auf ihn bezog. Traurig ließ er den Kopf hängen und dicke Tränen rollten ihm über die Wangen. Als die Schwäger Sanes das bemerkten, befahlen sie dem Sänger, ein anderes Lied zu singen.

Von neuem griff der in die Saiten und sang davon, wieviel Blut wegen Helena geflossen sei, als der verratene Ehemann sie sich im Kampfe zurückholte.



Noch tiefer ließ Sane den Kopf hängen, noch schwerer wurde ihm zumute, als er sah, daß sein Schicksal schon im Munde der Leute war.

Als die Baraghun sahen, daß auch dieses Lied ihrem Schwager weh tat, schlugen sie vor, sich nach Landesbrauch mit Wettkämpfen und Spielen zu unterhalten. Alles drängte aus der Halle auf den Hof. Die Jugend ergötzte sich mit Spielen und maß ihre Kräfte in Ringkämpfen und andern Übungen. Dann fingen sie an, mit Pfeil und Bogen nach der Scheibe zu schießen, schließlich wetteiferten sie im Steinwerfen. Sane sah alle dem schweigend zu, nahm aber nicht Teil daran. Das mißfiel den Gästen und sie wandten sich an ihn mit der Frage, warum er denn nicht mittue. Einer reichte ihm sogar einen Stein und forderte ihn auf, seine Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen.

„Dem allgemeinen Wunsch will ich mich nicht entziehen“, sagte Sane. „Ich will's probieren.“

Sprach's, hob den schweren Stein und warf ihn dreimal weiter als irgendeiner. Alle wunderten sich und versicherten, daß sie das nicht fertig brächten, wenn sie sich auch hundert Jahre üben würden.

Damit war die Hochzeit zu Ende. Als die Gäste auseinandergegangen waren, sprach man in der ganzen Stadt bald nur von Sanes Reckenkraft. Und als am Himmel die Sterne funkelten und es dunkel geworden war, führte man Sane ins Brautgemach.

Tiefe Nacht war es schon, aber Sane konnte nicht einschlafen. Er bemerkte in seiner jungen Frau eine sonderbare Unruhe. Um der Ursache davon auf den Grund zu kommen, tat er, als ob er schliefe. Da erhob sie sich, schritt in den Saal, der neben dem Schlafzimmer lag, öffnete eine Truhe, entnahm dieser eine volle Rüstung und legte sie an. Dann stieg sie in den Hof hinunter, zog ihr Pferd aus dem Stall, sattelte es, bestieg es und flog wie ein Pfeil durch das offene Tor ins Freie.

Sane sprang auf, zog sich an, gürtete sich seine Waffen um, holte sein Pferd und jagte seiner Frau nach. Da es sehr dunkel war, bemerkte diese nicht, daß ihr jemand nachgaloppierte. Bald kamen sie beide zu einer tiefen Schlucht, wo eine größere Anzahl Bewaffneter versammelt war. Sane mischte sich unter sie, ohne bemerkt zu werden, und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit dem, was da vorging. Die Leute hatten sich versammelt, um unter der Führung der Frau Sanes die benachbarte Stadt anzugreifen. Sollte das Unternehmen glücken, so wollten sie das geraubte Gut auf ihre Pferde laden und zurückgehen, während ihre Führerin die Verfolgung aufzuhalten hatte.

So geschah es denn auch. Zur festgesetzten Zeit drangen sie in die Stadt, mordeten mitleidslos die schlafenden Einwohner, raubten, was ihnen kostbar schien, und beluden ihre Pferde damit. Die Einwohner der Stadt, die völlig unvorbereitet überfallen worden waren, verloren zuerst den Kopf, sammelten sich dann aber doch und griffen die Räuber an. Sanes Frau warf sich ihnen entgegen; er selbst aber bemerkte bald mit Schrecken, daß ihre Kraft nachließ. Er eilte ihr zu Hilfe und sie vollbrachten zu zweit Wunder der Tapferkeit. Als sie sah, daß ihr ein Recke beistand, der noch stärker war als sie selbst, wunderte sie sich über seine Riesenkraft und seinen Heldenmut. Plötzlich bemerkte sie, daß die Hand des Unbekannten blutete; ein Pfeil hatte ihn getroffen. Schnell eilte sie zu ihm und verband ihm die Wunde mit ihrem seidenen Tuch. Der Kampf näherte sich aber jetzt seinem Ende; die Feinde zogen sich zurück und die Angreifer machten sich mit reicher Beute auf den Heimweg.

Die Räuber waren noch am Verteilen der Beute, als Sane auf sein Pferd sprang und verschwand. Seine Frau suchte mit den Augen ihren Retter, konnte ihn aber nirgends erblicken. Dann warf sie sich gleichfalls aufs Pferd

und ritt in der Richtung auf ihr Schloß davon. Vor Sonnenaufgang kam sie noch nach Hause und legte sich ins Bett an die Seite ihres Mannes. Da bemerkte sie, daß seine Hand mit einem Seidentuch verbunden war. Als sie näher zusah, erkannte sie es und erriet, wer ihr Retter war. Ihr Erstaunen verwandelte sich rasch in Leidenschaft, sie warf sich an die Brust ihres Mannes und sagte: „Wisse, daß ich bis jetzt andern Frauen nicht glich. Nachts ritt ich immer heimlich weg und nahm Teil an Überfällen. Ganze Wochen und Monate war ich von Hause weg und führte an verschiedenen Orten Heldentaten aus. Einmal traf ich, als Mann verkleidet, auf offenem Meere einen Ritter, der seine Frau suchte, und ich half ihm dabei. Als wir sie mit bewaffneter Hand zurückgenommen hatten, zerhieb ich die Treulose mit meinem Säbel und warf ihren Körper ins Meer . . .'"

Jetzt war die Reihe, sich zu verwundern, an Sane: er erkannte den Freund und Helfer von damals wieder in den Zügen seiner Frau. Er wollte sich ihr in die Arme werfen, sie aber schob ihn zurück und sagte: „Bis jetzt war ich ein Heldenweib; jetzt aber habe ich einen Helden gefunden, der stärker ist als ich. Ich ergebe mich ihm, entsage meinen Gewohnheiten und nehme die Pflichten eines Weibes auf mich. Ich will ein schwaches Weib sein in Zukunft; das wird besser sein für dich und für mich."

Als diese Umwandlung in ihrem Wesen bekannt wurde, freuten sich alle, ihre sieben Brüder nicht weniger als das ganze Volk. Alles eilte, Sane und seine unvergleichliche Frau zu beglückwünschen. In Festen und Schmausereien vergingen einige Tage, dann aber begab sich das junge Paar mit reichen Geschenken versehen in Sanes Heimat.

27. KITSCHÜW



In Schurá[1] war ein König, in Petrowsk ein anderer. Der in Schurá hatte fünf Söhne, der in Petrowsk hatte keinen. Beide Könige waren große Freunde; immer sah man sie beisammen. Eines Tages nun waren beide in Schurá auf der Hochzeit eines Edelmannes. Da kam plötzlich ein Bote aus Petrowsk mit der Nachricht, die Königin sei schwanger und bitte ihren Mann nach Hause zu kommen. Der König zog hundert Rubel aus der Tasche und gab sie dem Boten, und nach einer halben Stunde war er schon mit seinem Freund in Petrowsk. Noch waren sie nicht lange dort, als aus Schurá ein Bote angeflogen kam mit der Nachricht, die Königin sei schwanger und ihr Mann möge gleich nach Hause kommen. Auch dieser Bote bekam hundert Rubel Lohn und beide Könige reisten nach Schurá zurück. Dort schworen sie einander, daß, wenn der eine von ihnen Vater eines Sohnes und der andere Vater einer Tochter würde, die beiden Kinder ein Paar werden sollten und daß man sie gleich nach der Geburt verloben müsse.

Wirklich gebar die Königin von Schurá ihren sechsten Sohn und die von Petrowsk eine Tochter. Die beiden Kinder wuchsen sehr schnell; wie sie noch ganz klein war, verstand die Prinzessin es schon, in den Spiegel zu schauen, und der Prinz konnte schon reiten. Als sie dreizehn Jahre alt war, war sie bereits so schön, daß die Königin sie nicht auf die Straße lassen wollte, und der Prinz ging in diesem Alter schon auf die Jagd.

Nun, was soll ich dir jetzt erzählen? Soll ich vom dreiköpfigen Ajdaha[2] Nachricht geben?

Ja, dieser Ajdaha hatte erfahren, wie schön die Prinzessin sei, und darum fragte er seine Mutter, die zaubern

[1] Gemeint ist Temir-Chan-Schurá in Daghestan, das von dem am Ufer des Kaspischen Meeres gelegenen Petrowsk etwa 46 km entfernt liegt. [2] Ein Fabelwesen ähnlich den pers. Divs. (j wie im Französ.)

konnte, wie er es anstellen solle, um jene für sich zu gewinnen. Die Mutter verwandelte ihn in ein goldenes Vögelchen und sagte: „Flieg auf das Dach des Königs!" So tat er, und gerade als er angeflogen kam, stand die Prinzessin am Fenster. Der goldene Vogel flog zu ihr hin und die Prinzessin, die noch nie so einen Vogel gesehen hatte, fing ihn sogleich. Aber der Vogel, der sich wieder in einen Ajdaha verwandelt hatte, packte sie und flog mit ihr davon.

Nun, von wem erzähl' ich dir jetzt? Von der Königin, der Mutter der geraubten Prinzessin?

Ja, die Königin kam bald darauf ins Zimmer ihrer Tochter und sah, daß es leer war. Gleich ließ sie die ganze Stadt durchsuchen, aber vergebens ... nirgends war die Prinzessin zu finden. Man schickte nach Schurá, auch dort war sie nicht. Die fünf ältesten Söhne des Königs von Schurá machten sich auf die Suche, und als sie an einem Wald vorbeikamen, sahen sie ihren jüngsten Bruder, Kitschüw, unter einem Baume liegen. „He, Bruder," riefen sie ihm zu, „was liegst du da? Weißt du denn nicht, was für ein Unglück dich betroffen hat? Deine Braut ist verschwunden." „Oho! Ich aber weiß besser als ihr, wer Altuntschatschä[1] entführt hat. Der dreiköpfige Ajdaha hat es getan." Die Brüder schlugen ihm vor, als sie dies gehört hatten, sie wollten alle zusammen ausziehen, um die Prinzessin zu retten. Zuerst aber gingen sie nach Hause, um alles vorzubereiten.

In Schurá waren gerade beide Könige anwesend. „He, Vater, he, Schwiegervater, hört mich an!" sagte der Jüngste, „Du, Schwiegervater, was gedenkst du zu tun, um Altuntschatschä wieder zu finden?" „Ich gebe euch sieben Tulpanpferde", antwortete dieser. „Und du Vater, was gedenkst du zu tun?" „Ich gebe euch Waffen und Proviant." „Und du, ältester Bruder, was ist deine Absicht?" „Ich werde Gott bitten, das Meer zu teilen, damit wir

[1] Goldzopf.

sehen, in welchem Teile des Meeres der Ajdaha ist." „Und du, mein zweiter Bruder, was willst du tun?" „Ich werde Gott bitten, uns einen Turm zu bauen, um uns darin zu verbergen, wenn der Div uns verfolgt." „Und ich," sagte Kitschüw, „ich schneide dem Ajdaha seine Köpfe ab!"

Am folgenden Tag zog Kitschüw mit seinen fünf Brüdern und seinem Freund Aslanä aus. Auf den Tulpanpferden, die ihnen Kitschüws Schwiegervater gegeben hatte, legten sie in sieben Tagen einen siebenjährigen Weg zurück und kamen an ein sehr großes Meer. „Nun, mein ältester Bruder, mache deine Worte jetzt wahr!" sagte Kitschüw. Der hielt auch sein Versprechen; auf sein Gebet hin teilte sich das Meer und sie konnten den Ort sehen, wo der dreiköpfige Ajdaha war. Er lag am Grunde des Meeres und schlief; den einen Kopf hatte Altuntschatschä auf ihrem Schoß. Kitschüw zog seinen Säbel und ging auf den Ajdaha los, um ihn zu töten. „Warte ein wenig, Kitschüw," sagte Altuntschatschä, „so geht das nicht. Siehst du den Fisch dort? Den töte zuerst; du findest in seinem Innern eine Schachtel, in der sich die Seele des Ajdaha befindet, die nimm heraus und wirf sie weg; dann kann er nicht mehr aufstehen und du kannst ihm seine Köpfe abschneiden und mich befreien." Kitschüw befolgte den Rat seiner Braut, fing den Fisch, schnitt ihn auf, zog die Schachtel heraus, zerschnitt die Seele in Stücke, hieb dem Ajdaha seine drei Köpfe ab, nahm Altuntschatschä mit und floh.

Was soll ich dir jetzt erzählen? Von Enäj, der Mutter des Ajdaha?

Die kam einige Zeit danach, um ihren Sohn zu besuchen. Als sie diesen in Stücke zerhauen fand, wurde sie furchtbar zornig und fing an, die Fische im Meere umzubringen. Da kam ein großer Fisch herbeigeschwommen und sagte: „Enäj, was bist du auf uns böse? Sieh dort, der große Fisch, der hat die Seele deines Sohnes gefressen, den töte! Und ziehe deines

Sohnes Seele aus ihm heraus!" Enäj tat, was ihr geraten worden war und gab auf diese Weise ihrem Sohn das Leben wieder. Der weinte erst, als er wieder lebendig wurde, dann aber machte er sich sofort daran, Kitschüw zu verfolgen.

„Brüder!" rief dieser, „Brüder, wißt ihr nicht, woher der feine Regen auf einmal kommt? Ich weiß es. Der Ajdaha ist hinter uns her. Nun ist die Reihe an dir, mein zweiter Bruder, jetzt halte Wort!" Und der zweite Bruder betete zu Gott, und Gott ließ sogleich einen hohen Turm entstehen, in dem sich die Brüder mit Altuntschatschă versteckten. Als der Ajdaha den Turm erreicht hatte, sprang er daran empor, konnte sie aber nicht erreichen. Er sprang ein zweites Mal, und es gelang Kitschüw, ihm mit einem Hieb alle drei Köpfe abzuschlagen.

Sieben Tage später war Kitschüw mit seiner Braut und seinen Brüdern zu Hause. Wie freuten sich da die Könige und was für ein frohes Fest veranstalteten sie da!

Kitschüw aber legte sich eine Zeitlang ins Bett und Altuntschatschă saß neben ihm. Plötzlich sprang er auf und sagte: „Ich muß sofort aufbrechen." „Wohin denn auf einmal?" frug ihn seine Braut. „Warte auf mich, drei Jahre, drei Tage, drei Stunden und drei Minuten lang, wenn ich dann nicht zurück bin, kannst du tun, was dir beliebt." Dasselbe sagte er zu seiner Mutter, die bitter weinte, als sie von der Absicht ihres Sohnes erfuhr. Aslanä wollte ihn begleiten, aber Kitschüw ließ es nicht zu, er machte sich ganz allein auf den Weg. Am neunten oder zehnten Tage kam er an einen Ort, wo drei Wege auseinandergingen. Und drei Tafeln waren da; auf der ersten stand: Wenn du auf mir gehst, kehrst du nicht zurück; auf der zweiten: Wenn du auf mir gehst, kehrst du zurück oder nicht, und auf der dritten: Wenn du auf mir gehst, kehrst du zurück.

Kitschüw wählte den ersten Weg. Nach einiger Zeit kam er an ein Wasserbecken. Da sagte plötzlich sein Pferd in menschlicher Sprache: „Kitschüw, steig ab und bade dich

in diesem Becken." „Warum?" frug Kitschüw. „Darum," antwortete das Pferd, „das brauchst du jetzt noch nicht zu wissen." Kitschüw stieg ab und badete sich. Nach einer Weile hub sein Pferd wieder an zu reden: „Kitschüw, ich will dir etwas sagen. In dem Lande, in dem wir uns jetzt befinden, sind zwei Könige, zwei Brüder; der ältere ist sehr bös, der jüngere weniger; ich werde dich in einen goldenen Vogel verwandeln. Bald werden die beiden Brüder hier vorbeikommen; ich verschwinde jetzt, gebe dir aber drei Haare aus meinem Schweif und sage dir zwei Wörter, die du gut im Gedächtnis behalten mußt. Wenn du das erste aussprichst, verwandelst du dich in Sand, wenn das zweite, so wirst du zu Getreidekörnern. Und wenn dir große Gefahr droht, so zünde eines der Haare an!" Als das Pferd dies gesagt hatte, verschwand es und Kitschüw setzte sich in Gestalt eines Vogels auf den Rand des Beckens.

Bald darauf sah er zwei Reiter herankommen; es waren die beiden Könige. Der jüngere war ein großer Jäger; wo er einen schönen Vogel sah, fing er ihn entweder oder tötete ihn, um ihn zu essen. Diesmal aber warnte ihn sein Bruder: „Laß diesen Vogel in Ruhe! Fang ihn nicht und tue ihm kein Leid an!" Der goldene Vogel aber flog immer um den jüngeren herum und dieser sagte zu sich selbst: „Wie kann ich an einem so schönen Tier vorbeigehen ohne es zu fangen", streckte die Hand aus und der Vogel flog ihm geradezu in die ausgestreckte Hand hinein. Gleich steckte der Jäger sich das Tierchen in den Busen, ohne daß der ältere Bruder es sah. Als sie nach Hause kamen, gab er den Vogel einer seiner Schwestern. Nachts spielte diese mit dem Vogel und dieser sprang ihr auf die Schulter und zwickte sie zuerst in die Wange und dann in die Brust. „He, he," sagte sie, „meine Brust ist nicht für dich, die gehört Kitschüw." Kaum hatte sie's gesagt, als der Vogel menschliche Gestalt annahm; da stand er nun vor dem Mädchen, derselbe Kitschüw, von dem sie gesprochen hatte. „Ich bin Kitschüw", sagte er. „Gut," antwortete

sie, „aber ehe ich dir gehören kann, mußt du drei Dinge vollbringen. Zuerst mußt du mit mir ringen, dann dich in Sand verwandeln und dann mit siebzig Ajdahas kämpfen.“ Kitschüw zwang das Mädchen nieder und verwandelte sich in Sand; ehe er sich aber in den Kampf mit den siebzig Ajadhas einließ, verbrannte er ein Haar aus dem Schweife seines Pferdes. Das erschien sofort, und zu zweit wurden sie mit den Siebzig fertig und erschlugen sie alle. Dann stieg er auf sein Pferd, setzte das Mädchen vor sich und ritt nach Hause, wo man, um seine Rückkehr zu feiern, ein großes Fest veranstaltete.

Als er aber zu seinen Frauen wollte — er hatte ja jetzt zwei — ließen ihn diese nicht ein; er solle zuvor für seinen Freund die Schwester der drei Ajdahas holen. Kitschüw machte sich gleich auf den Weg. Er erschlug zuerst die drei Ajdahas. Die Schwester derselben aber saß mitten in einem großen Baum. Den mußte er erst ausreißen. Das tat er auch, wurde aber dabei sehr müde und legte sich deshalb nieder, um ein wenig zu schlafen. Inzwischen kam sein Freund des Wegs. Der nahm sich den Baum mit und ritt damit davon. Kitschüw aber erwachte sofort und lief ihm nach. Als er aber den Freund erkannte, traten sie beiden zusammen friedlich den Heimweg an.

Und zu Hause feierten sie ein noch viel größeres Fest, als sie je eins veranstaltet hatten.

28. DER REICHE UND DER ARME



Es war einmal ein armer Mann und seine Frau. Dem sagte eines Tages ein Reicher: „Komm, armer Schlucker, ich nehm' dich mit auf die Jagd.“ „Wie soll ich denn mit dir auf die Jagd gehen, wenn ich nichts zu essen mitzunehmen habe?“ antwortete der Arme. „Sag' deiner Frau, sie soll im Aul um eine Schüssel Mehl betteln und dir Wegkost daraus backen.“

Der Arme ging also zu seiner Frau und setzte ihr die Sache auseinander; sie ging betteln, brachte eine Schüssel Mehl und buk ihrem Mann Brot.

Am folgenden Tag gingen der Reiche und der Arme zusammen auf die Jagd. Den ganzen Tag wanderten sie herum und fanden kein Wild. Abends suchten sie sich einen Ort zum Übernachten aus, zündeten ein Feuer an und setzten sich nieder. Lange saßen sie da; schließlich sagte der Arme, es wäre wohl Zeit, Abendbrot zu essen. „Ja, du hast recht", antwortete der Reiche. Sie holten hervor, was sie hatten, aßen und legten sich dann schlafen. Auch am folgenden Tag bekamen sie kein Wild zu Gesicht und kehrten müde zu ihrem vorigen Nachtlager zurück. Wieder saßen sie eine Weile da, bis der Arme endlich wieder ans Essen dachte. „Was sollen wir denn essen? Hast du vielleicht noch etwas?" antwortete der Reiche, zog seinen Vorrat hervor und aß, gab aber dem Armen nichts davon ab. Der schaute zu, wie der andre sich sättigte, und als er sah, daß für ihn gar nichts abfallen wollte, bat er um eine Kleinigkeit. „Wenn du mich eines deiner Augen ausstechen läßt, geb' ich dir zu essen", antwortete der Reiche. Was sollte der Arme auch tun? Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als ein Auge zu opfern, wofür er ein Stückchen Brot erhielt. Kaum aber hatte er dies verzehrt, als der Reiche ihn mit den Worten „Mach, daß du fortkommst. Dein Unglück hat auch mich angesteckt", fortjagte. Er erlaubte ihm nicht einmal, über Nacht dazubleiben.

Der Arme tappte sich in der Nacht durch den Wald hindurch und kam endlich ins freie Feld, wo er am Fuße eines kleinen Hügels ein Licht sah, auf das er nun auch zuging. Als er näher kam, sah er ein Haus vor sich. Er schaute hinein, und als er fand, daß es leer war, kroch er in den Dachstuhl und versteckte sich da.

Bald darauf kamen ein Wolf, ein Bär und ein Fuchs und traten ins Haus. Der Bär sagte zu den andern: „Wir

wohnen doch zusammen und schlafen zusammen, warum sollten wir nicht auch zusammen essen? Also raus mit dem, was jeder von euch hat.“ „Was ich habe,“ sagte der Fuchs, „ist ein Stück Goldstoff; das ist meine ganze Habe, davon lebe ich, davon esse ich und trinke ich: ich brauch' ihn bloß ein paarmal zu schütteln und gleich fällt allerlei zu essen und zu trinken heraus.“ „Das ist doch eine äußerst wertvolle Sache, Fuchs,“ meinte der Bär, „ich aber habe eine ganze Grube voll Geld, ja, die hab' ich, kommt nur mit, ich zeige sie euch.“ Und der Wolf zeigte auf einen Baum und sagte: „Wenn ich ein Schaf raube und werde dabei verwundet, dann lauf' ich zu diesem Baum und reibe mich daran und gleich heilt die Wunde zu, als ob mir gar nichts geschehen wäre.“

Auf diese Weise taten die dreie ihre ganze Habe und ihre ganze Macht zusammen. Aber der Bär war ein kluges Tier: „Wenn wir alles das aufbrauchen, was wir jetzt haben,“ sagte er, „so taugt das nichts; wir wollen doch lieber arbeiten. Was werdet ihr tun?“ „Ich gehe auf die Hühnerjagd,“ sagte der Fuchs, und „Ich geh' und hol' ein Schaf“, der Wolf, und der Bär: „Ich will mal Hafer fressen.“

Das hatten sie also nachts ausgemacht und als es Morgen wurde, tat jeder, was er sich vorgenommen hatte. Unser Armer war aber immer noch auf seinem Dachboden. Als die drei fort waren, kletterte er herunter, nahm alles, was dem Bären und dem Fuchs gehörte, nämlich den Goldstoff und das Geld mit, ging zu dem Baume, von dem der Wolf gesprochen hatte, und rieb daran sein ausgestochenes Auge: gleich sah er wieder so gut wie früher. Dann ging er weiter und kam zu den Hirten, die ihn frugen, was er auf dem Rücken trage. „Nichts Besonderes,“ antwortete er, „ich war mit einem Reichen auf der Jagd, und was kann ich wohl anders haben jetzt als Kohlen?“

Inzwischen war auch der Wolf angekommen und rief den Hirten zu, sie sollten ihm den schuldigen Tribut

abliefern. „Komm nur her!" riefen ihm die Hirten zu, und der Wolf schlich sich an die Herde heran, näher und immer näher. Die Hirten aber schossen auf ihn und trafen so gut, daß ihm das Hirn aus dem Schädel fiel. Der Arme holte sich das Hirn — zu den Hirten sagte er, es sei eine Arznei — und steckte es in seinen Sack. Der Wolf lief zu seinem Baum und rieb sich daran — aber diesmal half es ihm nichts mehr; der Baum hatte alle seine Wunderkraft an den Armen abgegeben. Dieser aber ging weiter und kam in ein Dorf, das einem Fürsten gehörte.

Nun war dieser Fürst sehr krank und von allen Seiten kamen, wie dies der Brauch ist, Leute, um ihn zu besuchen. Der Arme fragte sie, warum sie alle hergekommen wären, und als er den Grund davon erfuhr, drückte er den Wunsch aus, den Fürsten besuchen zu dürfen. Zuerst wollten sie es ihm nicht erlauben, aber der Fürst hatte von seinem Wunsche gehört und befahl, ihn vorzulassen. Der Arme trat ins Zimmer des Fürsten, setzte sich und sagte dem Brauche gemäß: „Möge dir die Kraft eines Lebendigen zuteil werden!" Dann aber frug er den Kranken, wie es bei ihm mit den Arzneien stünde. „Ach," antwortete dieser, „hätt' ich nur einen, der mir ein gutes Heilmittel brächte, ich würde ihm geben, was er nur wollte." Der Arme ließ nun Milch bringen, kochte darin das Wolfshirn und gab dem Kranken etwas davon zu trinken. Gleich wurde der Fürst gesund, wie ein Hirsch[1], so gesund fühlte er sich. Und mit dem Danke geizte er nicht: er ließ seine Pferde von der Weide holen, wählte das beste aus, sattelte es und tat dazu noch den besten Säbel, den besten Dolch, das beste Gewehr und die beste Pistole, die er hatte, und schenkte alles dem Armen. Als dieser schon auf dem Pferde saß, bekam er vom Fürsten noch eine ganze Schafherde mitsamt ihrem Hirten geschenkt. Schnell wie der Wind ritt unser Armer davon.

[1] sadji-chuzän = wie ein Hirsch; ein Ausdruck, um vollkommene Gesundheit des Körpers und des Geistes zu bezeichnen.

Als der Reiche von all dem erfahren hatte, ging er dem Armen entgegen und frug ihn, woher er denn alle die Reichtümer habe. „Nur schnell heraus mit der Sprache, sonst nehm' ich dir die Hälfte weg davon; wir waren doch zusammen", drohte er. „Wenn du dir ein Auge ausstechen läßt, sag' ich's dir", antwortete der Arme. Nun, da war weiter nichts zu machen; der Reiche hielt sein Auge hin und der Arme stach es ihm mit demselben Dolche aus, den er von dem Fürsten bekommen hatte. Dann sagte er: „Als ich damals nachts von dir weg ging, sah ich ein Licht, ging ihm nach und kam zu einem Hügel, wo ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs wohnten, von denen hab' ich alles bekommen." Der Reiche machte sich auf den Weg, fand das Haus und versteckte sich auf dem Dachboden. Die drei kamen abends nach Hause; zuerst der Wolf, der ein wenig krank war. Als sie alle drei versammelt waren und sich ein wenig ausgeruht hatten, frug der Bär: „Nun, wer von euch hat etwas mitgebracht?" „Ich bin zu den Hirten gegangen", sagte der Wolf, „und bin verwundet worden; dann bin ich zu meinem Baum gelaufen und habe mich gerieben und gerieben, aber umsonst — darum bin ich jetzt krank." „Und ich," sagte der Fuchs, „ich war an allen Hühnerställen, konnte aber nichts finden." „Und ich," fügte der Bär hinzu, „ich wollte Hafer fressen, aber er war noch grün und darum bin ich auch leer nach Hause gekommen." Lange saßen sie noch so, bis es Zeit zum Abendessen wurde. Da sagte der Bär zum Fuchs, er solle etwas zu essen und zu trinken schaffen. Der Fuchs zündete ein Licht an und suchte nach seinem Goldstoff, konnte ihn aber nirgends finden. „Was sollen wir essen, wenn ich meinen Goldstoff nicht finde", sagte er. „Ach du neckst uns nur," sagte der Bär, „ich will mal einen Rubel holen aus meiner Grube." Aber die Grube war leer. „Das hat der Wolf getan", meinte der Bär, „der hat alles versteckt." „Ich bin krank und weiß von nichts", antwortete der Wolf. „Nein, nein, du warst es;

du stellst dich bloß krank, damit man dich nicht im Verdacht haben soll, aber damit kannst du uns nicht betrügen", rief der Bär und warf sich mit dem Fuchs auf den Wolf. Sie brachten ihn um und fraßen ihn auf.

Als sie damit fertig waren, sprang der Fuchs auf den Dachboden und fand da einen Menschen, den Reichen. „Da ist ein Mensch," rief er dem Bären zu, „der hat sich hier versteckt. Das ist der Dieb! Und wir haben unseren Gefährten umsonst umgebracht!"

Und dann zogen sie den Reichen herunter und fraßen ihn trotz seiner Versicherungen, er sei nicht der Dieb, auf.

Dem Armen aber hat Gott ein schönes Leben beschieden; er lebt heute noch.

29. DER HILFREICHE WIDDER

Es war einmal ein Mann, der hatte eine zweite Frau genommen. Der Mann hatte eine Tochter, und die Frau auch eine. Die Frau aber liebte ihre eigene Tochter mehr als die ihres Mannes.

Jeden Tag gingen die beiden Mädchen mit ihren Schafen auf die Weide. Die Mutter gab ihrer Tochter ein Säckchen mit guten Sachen mit, der Tochter ihres Mannes aber nur altbackenes Brot. Und darum sang die eine den ganzen Tag, während die andere den ganzen Tag weinte.

Da kam eines Tages ein Widder zu der Tochter des Mannes und sagte: „Sei so gut, Mädchen, sag' mir doch, warum du den ganzen Tag weinst."

„Wie soll ich nicht weinen, komm mal, ich zeig' dir, was ich zu essen habe." Und führte ihn zu dem Baume, in dessen Höhlung sie ihr Brot versteckt hielt.

„Siehst du, das ist mein ganzes Essen, aber ihrer Tochter gibt sie immer einen ganzen Sack voll guter Sachen mit."

Dem Widder tat das arme Mädchen herzlich leid. „Sieh' mal," sagte er zu ihr, „zieh' mal mein rechtes Horn heraus,

schüttle es und iß, was du willst. Was übrig bleibt, tu' wieder ins Horn und stecke dies wieder an seinen Platz!"

Das Mädchen zog ihm das rechte Horn heraus, schüttelte es und sieh', es füllte sich vor ihr mit allerhand guten Speisen und Getränken. Sie aß nach Herzenslust, tat die Reste ins Horn und steckte es dem Widder wieder anf.

„Wenn du Lust hast zu essen, weine nur und ich komme gleich", sagte der Widder zu ihr und ging zu der Herde zurück. So konnte das Mädchen sich jeden Tag satt essen und wurde so fröhlich, daß sie den ganzen Tag bis zum Abend sang.

Eines Abends aber frug die Mutter ihre eigene Tochter: „Was treibt denn deine Freundin den ganzen Tag?" „Singen tut sie", antwortete diese. Das war der Frau aber sehr zuwider und sie lernte ihre Tochter an, daß sie das Mädchen von einem Felsen hinunterstoßen solle.

Aber die hatte das gehört und erzählte es ihrem Widder. Der fand ein Mittel.

„Locke sie morgen an den Rand des Felsens dort," sagte er, „das andere laß mich machen." Und als die beiden Mädchen am folgenden Tage ihre Schafe auf die Weide getrieben hatten, lockte das Mädchen ihre Genossin an die Stelle, die ihr der Widder angegeben hatte.

Der aber stieß die Tochter der Frau hinab, daß sie zerschellte.

30. DAS FEUERPFERD



Ein alter Mann hatte drei Söhne; zwei gescheite, der dritte aber war dumm und schmutzig. Tag und Nacht faulenzte der Dumme zu Hause und tat rein gar nichts. Der Vater hatte ein Tagewerk Ackerland besät und der Same war gut gekeimt, gewachsen und hatte schöne Ähren angesetzt. Aber jede Nacht kam jemand und richtete Schaden im Felde an.

Um dem abzuhelfen, sagte der Vater zu seinen Söhnen: „Liebe Kinder, geht nachts der Reihe nach aufs Feld, bewacht es und versucht, den Dieb abzufassen!"

Die erste Nacht ging der älteste Sohn hinaus. Aber um Mitternacht kam ihm der Schlaf und er nickte ein. Am Morgen kehrte er nach Hause zurück und sagte: „Die ganze Nacht habe ich kein Auge zugemacht, von der Kälte bin ich steif geworden wie ein Stück Holz, den Dieb aber habe ich nicht gesehen. Die folgende Nacht ging der mittlere Sohn hinaus, schlief die ganze Nacht und erzählte zu Haus dann dieselbe Geschichte. Die dritte Nacht war die Reihe an dem Dummen. Er nahm einen Strick mit, setzte sich am Feldrain nieder und wartete. Als Mitternacht sich näherte, kam ihm der Schlaf. Er nahm sein Messer her, schnitt sich ein wenig in den Finger und streute Salz in die Wunde. So verging ihm das Schlafen. Genau um die Mitte der Nacht aber erbebte plötzlich der Boden; es erhob sich ein Wind und vom Himmel herab kam ein Pferd geflogen mit feurigen Flügeln und ließ sich auf das Feld nieder. Wolken erhoben sich aus seinen Nüstern und Blitze schienen aus seinen Augen zu leuchten. Und das Pferd fing an zu fressen, zerstampfte aber noch viel mehr, als es in Wirklichkeit fraß.

Der Dumme aber näherte sich kriechend ganz langsam dem Pferde, sprang dann plötzlich auf und warf ihm den Strick um den Hals. Das Pferd zog mit aller Kraft, stellte sich auf die Hinterfüße, tobte und stampfte, konnte sich aber doch nicht losreißen. Der Dumme hielt es fest. Als es müde geworden war, verlegte es sich aufs Bitten: „Johannes, Freundchen, lasse mich los, ich will dir dafür einen großen Dienst erweisen."

„Gut," sagte Johannes, „aber wie soll ich dich denn später finden?"

„Wenn du mich brauchst, komm' heraus aufs Feld, pfeife dreimal und rufe: ‚Feuerpferd, Feuerpferd! Komm' schnell!' Gleich werde ich dann bei dir sein." Johannes

ließ das Pferd los und befahl ihm, sein Feld von nun an in Ruhe zu lassen.

Dann ging er heim.

„Was hast du gesehen, was hast du getrieben?" frugen ihn seine Brüder.

„Ein Feuerpferd habe ich gesehen. Ich habe es gefangen und mir versprechen lassen, daß es unser Feld jetzt in Ruhe lassen werde." Das übrige aber erzählte er nicht. Viel lachten die Brüder über ihren Dummen, aber von diesem Tage an geschah dem Felde wirklich nichts mehr.

Einen oder zwei Tage danach schickte der König Boten in alle Städte und Dörfer seines Reiches, mit dem Auftrage, zu verkünden: „Ihr Herren, Städter, Adlige und Bauern! Unser großer König veranstaltet ein Fest und lädt euch alle ein. Drei Tage soll Freude herrschen. Nehmt eure besten Pferde mit. Des Königs einzig Töchterlein, schöner als die Sonne, wird auf dem Balkon eines Turmes sitzen. Wer mit seinem Pferde so hoch springt, daß er die Prinzessin erreichen und ihr den Ring vom Finger ziehen kann, dem gibt der König sie zur Frau."

Johannes Brüder gingen auch auf das Fest, aber nicht, um selber ihr Glück zu versuchen, sondern bloß, um zuzuschauen. Johannes bat sie, ihn auch mitzunehmen. „Wozu, Dummer," sagten sie, „willst du den Leuten Angst machen mit deinem Aussehen? Bleib' zu Hause!"

Die Brüder setzten sich also aufs Pferd und machten sich auf den Weg. Johannes aber ging aufs Feld und rief sein Feuerpferd. Woher kam es doch plötzlich gelaufen, daß es mit einemmal vor ihm stand! Johannes aber sprang ihm über den Kopf, wonach sich sein Gesicht ganz veränderte und er ein so schmucker Bursche wurde, daß keiner geglaubt hätte, das sei der dumme Schmutzjohannes.

Hierauf bestieg er sein Pferd und jagte zum Fest. Dort sah er, daß vor dem Hause des Königs, auf dem weiten Platze, eine zahllose Menschenmenge sich versammelt

hatte. Und auf dem Balkone des hohen Turmes saß des Königs Töchterlein, schön wie der Mond, und ihr Ring glänzte gleich der Sonne. Aber niemand erkühnte sich, den Sprung nach oben zu wagen. Wer aber hob seine Hand? Unser Johannes. Er faßte sein Feuerpferd fest zwischen die Schenkel; das Tier wieherte, tat einen ungeheuren Sprung, sprang aber doch drei Stufen zu kurz. Die Leute bissen sich in die Zunge und wunderten sich. Johannes aber wandte sein Pferd um und floh. Auf dem Weg traf er seine Brüder; da sie ihm nicht schnell genug auswichen, hieb er ihnen tüchtig eins über und verschwand. Als er sein Feld erreichte, stieg er ab und wurde wieder der frühere Johannes. Das Pferd ließ er laufen und kehrte nach Hause zurück. Abends kamen auch seine Brüder heim und erzählten ihrem Vater voll Verwunderung, was sie gesehen hatten. Johannes aber hörte ihnen zu und lachte still in sich hinein.

Auch am folgenden Tag nahmen die beiden ältesten Brüder den jüngsten nicht mit aufs Fest. Johannes aber ging wieder aufs Feld, rief sein Feuerpferd, saß auf und jagte davon. Als er sich dem Palaste des Königs näherte, sah er dort mehr Menschen als das vorige Mal. Alle betrachteten des Königs Tochter, aber wieder wagte niemand den Sprung. Johannes faßte sein Pferd wieder fest zwischen die Schenkel und ließ es springen. Diesmal fehlten bloß zwei Stufen. Noch mehr wunderten sich die Leute, noch schneller verschwand Johannes und noch kräftiger hieb er seinen Brüdern eins über ...

Auch am dritten Tag kam er wieder. Diesmal aber gab er seinem Pferd einen solchen Hieb mit der Peitsche, daß sich von dessen Schenkeln ein ganzes Stück Haut ablöste. Das Tier sprang mit furchtbarer Kraft empor und erreichte den Balkon. Johannes zog der Prinzessin den Ring ab und wandte sich zur Flucht. „Hallo, haltet ihn auf, haltet ...“ riefen alle, der König, die Königin und die vielen Menschen. Aber ... weg war er.

Johannes kam nach Hause und hatte sich die Hand mit einem Lappen verbunden. „Was ist denn mit deiner Hand geschehen?“ frugen ihn die Frauen im Hause. „Beim Beerenpflücken habe ich mich gestoßen, das macht aber nichts,“ antwortete Johannes und streckte sich vor dem Feuer aus.

Die Brüder kamen zurück und erzählten ihrem Vater alles, was in der Stadt geschehen war. Inzwischen wollte sich Johannes den Ring wieder einmal besehen, aber kaum hatte er den Lappen aufgewickelt, als die ganze Hütte zu leuchten anfing. „Dummer! Mit dem Feuer spielt man nicht“, schrien ihn seine Brüder an, „du bist schon zu gar nichts nütze, fast hättest du das Haus angesteckt. Du gehörst schon lang hinausgeworfen.“

Drei Tage später kamen wieder Boten und befahlen allen Leuten, die im Lande waren, sich auf ein neues Fest zu begeben, das der König geben wollte. Wer nicht komme, dem würde der Kopf abgeschnitten.

Was war da zu machen? Der Alte begab sich mit seiner ganzen Familie aufs Fest. Man aß, trank und war fröhlich und guter Dinge. Am Ende des Schmauses teilte die Prinzessin eigenhändig Honigwasser aus. Auch Johannes kam an die Reihe. Und an diesem Tage sah er aus, daß ich dir nicht wünsche, einen solchen Feind zu haben: in zerrissenen Kleidern, mit schmutzigen, wirren Haaren stand er da und um die eine Hand hatte er einen schmierigen Fetzen gebunden; rein zum Ekelerregen war es. „Junge, warum hast du deine Hand verbunden?“ frug die Prinzessin, „laß sehen, was los ist!“

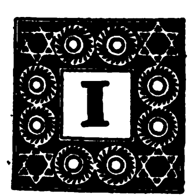
Johannes nahm den Verband ab und an seinem Finger glänzte der Ring. Die Prinzessin zog ihn ihm ab, führte Johannes zu ihrem Vater und sagte: „Papachen, das ist mein Bräutigam.“

Den Johannes aber führte man ins Bad, kämmte ihn,

salbte ihn, zog ihm andere Kleider an und er wurde ein so feiner Kerl, daß ihn die Seinen kaum wiedererkannten.

Dann wurde Hochzeit gemacht. Sieben Tage und sieben Nächte lang.

31. DER GETREUE SOHN



n einem gewissen Dorfe lebte einst ein Kaufmann mit seinem Sohne; sonst hatte er niemanden auf der Welt. Denn seine Frau war schon längst gestorben. Nach ihrem Tode hatte sich eine Djinn in ihn verliebt und er hatte sie zu sich genommen. Nun wollte die Djinnfrau den Sohn ihres Geliebten gerne sehen. Aber das war auf dieser Welt nicht möglich. Nun wurde der Kaufmann krank und vor seinem Tode befahl er seinem Sohne, ihm, wenn er einmal gestorben wäre, jeden Abend eine Schüssel voll Pilaw zu kochen und sie im Stalle in einen Winkel, den er ihm näher bezeichnete, zu stellen.

Der Kaufmann starb, und am dritten Tage nach seinem Tode mietete der Sohn einen Koch, ließ jeden Abend eine Schüssel Pilaw herrichten und stellte sie an den angegebenen Ort. Das tat er, bis alles Geld, das er hatte, ausgegeben war und ihm nur sein Land und sein Haus blieben. Der Sohn verkaufte zuerst sein Land, dann sein Haus und wandte alles Geld auf den täglichen Pilaw an. Als ihm nur mehr so viel geblieben war, um noch einmal Pilaw zu kochen, dachte er nach: „Was tu' ich jetzt? Ich will doch heute nacht einmal wachen und sehen, wo der Pilaw hinkommt." Und er sah, wie aus einem Winkel des Stalles ein Weib hervorkam, die Schüssel nahm und wegging. Er folgte ihr und kam zu einem Ort, wo es lauter Djinnen gab. Da bekam er Angst und wollte zurückkehren, das Weib aber sagte: „He, Junge, fürchte dich nicht! Geh mir nach und niemand wird dich anrühren." Er ging ihr also nach und wurde von ihr in ein wunderschönes Schloß

geführt, das in einem paradiesähnlichen Garten stand. Eine Frau kam herbeigelaufen, umarmte und begrüßte ihn: „Sei willkommen, mein Sohn!" Sehr wunderte sich der junge Mann darüber. „Wer mag sie nur sein?" dachte er, „meine Mutter war doch nicht so jung, als sie starb." Dann kamen noch zwei Knaben herbeigesprungen und begrüßten ihn als ihren Bruder und hängten sich an seine Arme. Noch mehr wunderte er sich: „Das können doch meine Brüder nicht sein! Wer sind sie wohl? Sind es Djinnen?" Und fürehtete sich noch mehr. Aber die Frau, die sich seine Mutter nannte, sagte: „Komm, Kind, komm herein ins Haus und setze dich!" Und als er eingetreten war und sich gesetzt hatte, fuhr sie fort: „Du kennst mich nicht. Aber nur, weil du mich auf jener Welt nie gesehen hast. Als deine Mutter starb, kam ich zu deinem Vater. Ich bin eine Djinn. Die beiden Knaben sind deine Brüder. Fürchte dich nicht, als dein Vater im Sterben lag, kamen wir überein über eine Sache. Ich wünschte nämlich sehr, dich zu sehen und da sagte mir dein Vater, daß er dir aufgetragen habe, vom dritten Tage nach seinem Tode an jede Nacht eine Schüssel Pilaw in den Stall zu stellen und wir Djinne sollten jemanden schicken, um den Pilaw zu holen. Der ganze Pilaw liegt jetzt hier bei uns; ich werde ihn dir zeigen." Und sie führte ihn in ein Nebenhaus und zeigte ihm da einen großen Haufen Geld. „Siehst du," sagte sie, „du hast deinem Vater treulich Wort gehalten. Das ist das Geld, das du für den Pilaw ausgegeben hast; es gehört dir. Beruhige dich also."

Als er einige Tage dagewesen war, wurde seine Mutter zu Gaste gebeten. Als sie sich anschickte, wegzugehen, sagte sie zu ihrem Sohne: „Bleib du in diesem Zimmer und gehe nicht in die andern." „Gut", antwortete er; als seine Mutter aber fort war, überlegte er sich's und dachte so bei sich: „Was weiß meine Mutter davon, wenn ich doch in das andere Zimmer gehe und hineinschaue." Er ging also hinüber und fand einen ganz leeren Raum. Als er aber wieder hinaus wollte, sah er über der Türe ein Bild hängen, und so

schön war es, daß er in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich kam, schaute er wieder auf das Bild und sagte: „Das Mädchen, das dieses Bild vorstellt, muß ich unbedingt finden; ohne sie geh' ich nicht von hier weg.“ Dann ging er in sein Zimmer zurück und fiel wieder ohnmächtig nieder. Als seine Mutter zurückkam und ihn auf den Boden liegen sah, frug sie ihn: „Kind, was ist mit dir? Es ist dir doch nichts passiert? Bist du vielleicht doch in jenes Zimmer eingetreten, das ich dir verboten habe?“ „Ja“, antwortete er. „Nun, wenn Gott will, so bekommst du sie, jetzt beruhige dich aber!“

Dann gaben sie ihm ein neues Gewand und ein Kissen, riefen jene Frau, die abends immer den Pilaw aus dem Stall geholt hatte und sagten zu ihr: „Im Lande so und so lebt die Tochter eines Chans. Zu der führst du unsern Jungen.“ „Sehr gerne,“ sagte sie, „nur muß er unbedingt meinen Worten folgen.“ „Was du auch befiehlst, ich werde alles getreulich ausführen“, entgegnete der Sohn. Dann versahen sie ihn mit Geld; es wurde ein Pferd vorgeführt, die Frau setzte sich darauf und nahm auch den Jungen noch hinter sich auf den Sattel.

In der Nähe des Ortes, wo jene Schöne lebte, deren Bild der Junge gesehen hatte, hielten sie an. „Geh jetzt,“ sagte die Frau zu ihrem Begleiter, „geh' in das Dorf und bleibe dort und bleibe bei irgendeinem zu Gaste. Gib ihm Geld für die Auslagen, die er deinetwegen haben wird. Dann wirst du abends zu dem Mädchen gehen, das du haben möchtest und ich werde auch dort sein, hinter dem Leuchter versteckt. Wenn du sie grüßen wirst, wird sie dir nicht antworten. Nimm dein Kissen mit und setze dich darauf, denn sie wird dich auch nicht einladen, dich zu setzen. Dann wirst du mit ihr sprechen, sie wird dir aber nicht Red' und Antwort stehen. Wenn es dann Zeit wird, daß du wieder gehst, dann wende dich an den Leuchter und sprich: ‚He, Leuchter, ich bin zu diesem Mädchen auf Besuch gekommen und sie hat auf meinen Gruß nicht geantwortet. Sie ist wohl keine Muselmanin, sonst hätte sie es

doch getan. Ich habe mit ihr gesprochen, sie hat geschwiegen, ist sie stumm? He, Leuchter, erzähl du etwas, mir ist's langweilig hier und außerdem ist es bald Zeit, heimzugehen.' Dann werde ich, hinter dem Leuchter versteckt, sagen: O, Junge, was soll ich dir sagen? Schämst du dich nicht, daß du zu diesem Mädchen auf Besuch gekommen bist? Die ist ja kein Menschenkind; wenn sie eines wäre, hätte sie dir geantwortet. Aber ich will dir eine Geschichte erzählen; darin ist eine Streitfrage, die sollst du lösen. Also höre!

Es waren einmal drei gute Freunde und die liebten alle drei ein und dasselbe Mädchen; doch wußte keiner von ihnen, daß sie dasselbe Mädchen gern hatten. Als sie dies aber erfuhren, sagten sie zueinander: ‚Wir wollen zu ihr gehen und sie fragen, welchen von uns sie will. Sie wird dann den beiden andern eine gute Freundin[1] sein.' Sie schickten also einen Boten zu ihr und ließen sie fragen. Ihr Vater aber wußte nicht recht, wie er es machen sollte. ‚Wenn ich sie dem einen gebe, was werden dann die andern sagen? Ich habe ja nur eine Tochter. Das beste ist, ich gebe den jungen Leuten dreitausend Rubel; sie sollen damit Handel treiben, und wer am meisten verdient, der kann meine Tochter haben.' Er schlug den Dreien diese Lösung vor und sie willigten ein, gab jedem tausend Rubel und sie gingen damit Einkäufe machen. Und zwar in ein sehr entferntes Land, wo sie sich dann trennten. Der erste fand auf einem Basar ein Pferd, das gerade tausend Rubel kostete. Aber es war ein ganz besonderes Pferd; einen Weg von drei Monaten konnte es in drei Stunden zurücklegen. Der zweite fand auf einem andern Basar ein Fernrohr, das auch tausend Rubel kostete. Aber es war wiederum ein ganz besonderes Fernrohr: wer durchsah, der sah überall in der Welt, was er nur sehen wollte. Und der dritte erstand um seine tausend Rubel eine Flasche Medizin, eine ganz besondere Medizin: ein Tropfen genügte, um einen Sterbenden wieder zum Leben zu erwecken.

[1] Im Original: Schwägerin.

Dann trafen sich die drei wieder an einem bestimmten Orte und berichteten einander, was sie für ihr Geld erstanden hätten. Und am folgenden Morgen beschlossen sie, ihre Einkäufe zu erproben. Zuerst schaute der eine durch sein Fernrohr und sah, daß jenes Mädchen, um das sie gefreit hatten, im Sterben lag. ‚Ach,' sagte der mit der Arznei, ‚wenn ich nur jemand hätte, der die Arznei dem Mädchen hinschaffen könnte!' „Das kann ich tun", sagte der mit dem Pferde. Sprach's, stieg auf, nahm die Arznei und war in einer Stunde bei der Sterbenden. Man tat ihr einen Tropfen davon in den Mund und sie sprang auf und war gesund. ‚Du sollst mein Schwiegersohn sein', sagte der Vater des Mädchens zu dem, der die Arznei gebracht hatte. Als aber später die beiden andern ankamen, gab es Streit zwischen ihnen, denn jeder wollte das Mädchen haben und jeder hatte ja ein Recht darauf. ‚Mir gehört sie', sagte der mit der Arznei, ‚nein, mir!' behauptete der Besitzer des Pferdes, und der mit dem Fernrohr sagte: ‚Wenn ich nicht gesehen hätte, daß sie im Sterben liegt, wären euer Pferd und eure Arznei nutzlos gewesen.' Und was meinst du dazu?" sagte der Leuchter zu dem jungen Mann.[1] „Ich meine, sie gehört dem mit der Arznei", antwortete dieser. „Nein", sagte das Mädchen, das bisher so hartnäckig geschwiegen hatte, „wenn du lügst, soll dir der Bauch platzen, sie gehört dem mit dem Pferde." Der Junge aber stand auf, klopfte das Mädchen auf die Schulter und sagte: „Und du gehörst mir! Und morgen abend komm' ich wieder." Mit diesen Worten stand er auf und ging weg.

Die Djinnfrau aber, die hinter dem Leuchter gestanden hatte, sagte zu ihm: „Wenn du morgen abend wieder zu ihr gehst, sprich mit ihrer Tachta.[2] Ich werde daruntersteckten und dir antworten.

[1] Der Erzähler hat hier bereits vergessen, daß dies alles nur Vorhersagung der Djinnfrau ist u. diese als bereits eingetroffen angenommen.
[2] So nennt man im Kaukasus ein niedriges Holzgestell, das, mit Teppichen und Kissen versehen, als Sofa dient.

Am folgenden Abend ging der Junge wieder zu dem Mädchen, grüßte sie und erhielt wiederum keine Antwort. Dann fing er an zu erzählen; das Mädchen schwieg. „Du, Tachta," sagte er dann, „ich habe das Mädchen gegrüßt und sie hat mir nicht geantwortet. Das ist doch keine Muselmanin! Ich habe mit ihr gesprochen; sie schweigt. Sie ist wohl stumm. Geh', sprich du mit mir!" Und die Tachta hub an: „Ja, Junge, ich will dir etwas sagen. Schämst du dich nicht, zu einem solchen Mädchen zu kommen. Dies Mädchen ist ja kein menschliches Wesen. Aber ich will dir was erzählen. Es waren einmal drei Kameraden auf dem Wege. Einer davon war ein Schneider, der zweite ein Zimmermann, der dritte ein Gelehrter. Eines Abends hielten sie an, um im Walde zu übernachten. Zuerst mußte der Zimmermann auf Wache ziehen. Um sich die Zeit zu vertreiben, schnitzte er aus einem Holzstück einen Menschen. Dann, als seine Zeit um war, legte er sich schlafen und der Schneider übernahm die Wache. Um der Langeweile zu entgehen, machte er für die Holzfigur Kleider. Als er damit fertig war, war auch seine Wache zu Ende und es kam der Gelehrte daran. Als der die Figur in Kleidern dastehen sah, betete er zu Gott: „Herr, ich bitte dich, gib diesem Menschen eine Seele." Ehe er mit seinem Gebet zu Ende war, stand das Mädchen — denn es war ein Mädchen, was der Zimmermann gemacht hatte — schon da und zündete ein Feuer an. Als die drei am Morgen aufstanden, wollte jeder das Mädchen haben. „Ich habe sie gemacht", sagte der Zimmermann, und „ich habe sie angekleidet", der Schneider, der Gelehrte aber „ich habe von Gott eine Seele für sie erbeten." „Nun, mein Junge," fuhr die Tachta fort, entscheide du, wer in dem Streit Recht hat." „Dem Schneider gehört sie", sagte der Junge. „Nein," meinte die Tachta, „nein, dem Zimmermann." Da aber mischte sich das schweigsame Mädchen ein: „Wenn du wieder lügst, soll dir dein Bauch platzen. Wenn der Gelehrte nicht um eine Seele gebeten

hätte, wäre sie der Holzblock geblieben, der sie war. Dem Gelehrten allein kann sie also gehören." Da stand der Junge auf, klopfte sie auf die Schulter und sagte: „Und du sollst mir gehören!" Da nahm ihn das Mädchen bei der Hand und führte ihn zu ihrem Vater, dem Chan, und sagte „Vater, das ist mein Bräutigam." Der Chan wurde schrecklich zornig und schrie seine Tochter an: „Was soll das bedeuten?" „Vater, so war die Sache," sagte sie, und erzählte ihm, wie es gekommen war. Dann nahm der Chan selbst den Jungen bei der Hand, begrüßte ihn als seinen Schwiegersohn und veranstaltete ein großes Hochzeitsfest.

Als dieses zu Ende war, sagte der junge Mann, er müsse jetzt abreisen. „Wozu das?" sagte der Chan, „bleib' doch; du wirst nach meinem Tode Chan; es wird dir hier gut gehen." „Nein, nein," antwortete der junge Ehemann, „mir ist es hier langweilig; ich muß zu meinen Eltern." Da war nun weiter nichts zu machen, der Chan gab den jungen Leuten eine große Menge Geld und Gut mit und entließ sie. Als der junge Ehemann nun zu seiner Mutter kam, freute sich diese ungemein: O, mein lieber Sohn, hast du nun dein Ziel erreicht? Bleib jetzt nicht hier, gehe in den Wohnort deines Vaters, vergiß uns aber nicht! Und noch eins. Komm mit in das andere Zimmer. Dort liegt das Geld, das du ausgegeben hast, um deines Vaters letzten Willen zu erfüllen. Sieh, hier ist es, nimm es, es gehört dir." „Gut," sagte er, „ich nehme es und gehe dann." Er lud das Geld einem Djinn auf, setzte sich selbst auf einen zweiten und kam bald in den Ort, wo sein Vater gelebt hatte und gestorben war. Dort wurde er Chan, und Gott schenkte ihm auch einen Sohn, und er lebte zufrieden und glücklich mit Frau und Kind.

„Gott sei Dank," pflegte er zu sagen, „daß ich meines Vaters Willen getreulich erfüllt habe. Gott hat mir mein ganzes Geld zurückgegeben. Ihm sei Preis und Dank."

TIERFABELN

32. DAS FÜLLEN, DIE ZIEGE UND DAS SCHWEIN

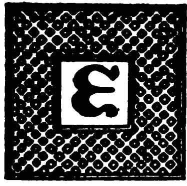


in Füllen, eine Ziege und ein Schwein schlossen Freundschaft. Dann gingen sie auf die Suche nach einem Ort, wo sich's gut leben ließe. Da gerieten sie denn an eine Höhle, wo die Wölfe gerade ein Gelage abhielten. Sie waren zuerst nicht wenig erschrocken, aber die Wölfe luden sie ein, näherzutreten, tranken auf ihre Gesundheit und forderten sie auf „Hurra“ zu schreien.

Das Schwein grunzte gho gho! Die Ziege meckerte mää mää und das Füllen wieherte ya ya! Und so laut und mächtig, daß die Wölfe Angst bekamen und davonliefen.

Die drei aber blieben, weil es ihnen da gefiel. Nach einiger Zeit verfielen sie wieder in ihre alten Gewohnheiten. Die Ziege knabberte die Zweige der Bäume an, das Schwein wühlte den Boden auf und das Füllen ließ seinen Schweif nach allen Seiten fliegen. Inzwischen hatten aber die Wölfe wieder Mut bekommen und schlichen sich heran, um die dreie zu fressen. Als sie aber sahen, wie Ziege, Schwein und Füllen sich die Zeit vertrieben, sank ihr Mut wieder. „Die Ziege,“ sagten sie zueinander, „bricht Zweige ab, um uns damit zu schlagen; das Schwein sucht uns sicher in der Erde, „wo sind denn die Wölfe hingekommen?“ sagt es, „sind sie in die Erde gekrochen?“, und das Füllen denkt sich sicher, „könnt ich nur die Wölfe auch so peitschen, wie ich mir meine Weichen peitsche. Wenn sie nur kämen!“ Und die Wölfe erschraken heftig und trauten sich nicht näher.

33. DER GEPRELLTE FUCHS



s war einmal ein Fuchs, der mit seinen Jungen fast vor Hunger starb. Eines Tages ging er auf die Suche nach etwas Eßbarem. Da begegnete er einem Schafe. Flugs packte er es.

„Was willst du von mir?" frug das Schaf.

„Fressen will ich dich."

„O," entgegnete das Schaf, „roh hat mein Fleisch ja doch keinen Geschmack. Geh, hol' einen Kessel und koche mich; ich warte schon, bis du zurückkommst."

Der Fuchs lief auch wirklich nach Hause, um einen Kessel zu holen. Als er aber zurückkam, konnte er das Schaf nicht wiederfinden. Am nächsten Tag zog er wieder auf die Suche aus und fing auch glücklich eine Ziege.

„Was willst du denn von mir?" frug diese den Fuchs.

„Fressen will ich dich!"

„So? Mit allen Haaren? Hol' doch eine Schere und schere mich zuerst. Ich warte schon, bis du zurückkommst!"

Der Fuchs lief heim, um die Schere zu holen; die Ziege aber machte sich gleich aus dem Staube.

Am folgenden Tag trieb der Hunger den Fuchs wieder aus seiner Höhle in den Wald. Bald kam ihm ein Wolf entgegen.

„Wohin des Wegs?" frug der Wolf.

„Ich sterbe Hungers mit meinen Kindern," sagte der Fuchs, „und suche nach Futter.

„Komm mit!"

Ein Stück Wegs weiter trafen sie einen Hengst. Der Wolf stellte sich ihm entgegen, schüttelte sich und frug den Fuchs:

„Rollen meine Augen? Sträuben sich die Haare auf meinen Rücken?"

„Ja", sagte der Fuchs. Kaum hatte er geantwortet, so saß der Wolf schon an der Kehle des Hengstes und erwürgte ihn. Dann teilten sie sich in die Beute; der Fuchs nahm auch etwas für seine Jungen mit. Lange aber reichte das nicht, der Hunger hielt bald wieder Einzug in der Höhle des Fuchses und trieb ihn wieder hinaus auf die Suche. Da begegnete ihm ein Hase.

„Wohin gehst du?" frug der Fuchs.

„Futter such' ich", antwortete der Hase.

„Komm mit!" sagte der Fuchs, denn er hatte eine Idee im Kopfe. Er wollte es nämlich bei der nächsten Gelegenheit geradeso machen wie der Wolf. Es dauerte auch nicht lange, da trafen sie ein Pferd. Der Fuchs stellte sich davor, schüttelte sich und frug den Hasen:

„Rollen meine Augen?"

„Nein!"

„So sag' doch ja!" herrschte der Fuchs ihn an, „sonst schlag' ich dich tot."

„Nun gut, ja."

Hupp, sprang der Fuchs dem Pferde an die Kehle.

„Was willst du?" frug dieses.

„Dich fressen."

„Das wird dir nicht viel nützen," antwortete das Pferd, „hol' dir lieber das Gold heraus, das in meinem Hufe verborgen ist und kauf dir was!"

Das leuchtete dem Fuchse ein. Kaum aber hatte er unter den Huf geschaut, als ein furchtbarer Schlag ihn in die Luft schleuderte.

Arg zerschlagen verkroch er sich in einen Graben und hielt Zwiegespräch mit sich: „Ein Schaf hab' ich gefangen und es nicht gleich gefressen. Recht geschieht mir! Wozu brauch' ich einen Kessel. Bin auch der rechte Koch! Und die Ziege! Zu dumm! Als ob ich hätte Stricke drehen können aus ihrer Wolle. Und das Gold im Pferdehufe! Was soll ein Fuchs mit Gold anfangen?"

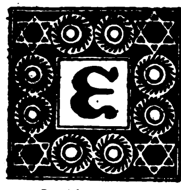
Oben aber am Graben stand ein Hirt, den der Fuchs

nicht gesehen hatte. Der schleuderte ihm auch noch einen tüchtigen Stein auf den Pelz.

„Unglück über Unglück!" sagte der Fuchs. „Sogar da, wo gar keine Menschen sind, kriege ich Steinwürfe ab."

Sprachs und lief davon.

34. FÜR ANDERE GESCHEIT



s war einmal eine Taube, die jedes Jahr Junge ausbrütete. Und jedes Jahr kam ein Fuchs zu dem Baume, auf dem sie nistete, und forderte eines der Jungen. „Und wenn du mir keines gibst," drohte er, „dann klettere ich hinauf und fresse dich auch noch."

Traurig saß die Taube eines Tages neben ihrem Nest. Sie hatte eben wieder Junge ausgebrütet und wußte, der Fuchs würde bald kommen. Da flog der Vogel Malik Ulhazin auf den Baum, wo die Taube saß und fragte sie, warum sie so traurig sei. Die Taube erzählte ihm alles.

„Wie dumm du bist," meinte Malik Ulhazin, „wenn er wiederkommt, fürchte dich nicht und sag' ihm, er solle nur zu dir heraufklettern, wenn er könne."

Tags darauf kam der Fuchs.

„Ein Junges wirf herunter oder ich komm hinauf und freß dich mitsamt deiner Brut!"

„Komm nur herauf und hol' dir's selber!" entgegnete die Taube.

„Sieh mal! Wer hat dich denn das gelehrt?" forschte der Fuchs.

„Malik Ulhazin", gestand die Taube.

Der Fuchs sagte kein Wörtchen, machte Kehrt und verschwand. Schnurstracks lief er zu Malik Ulhazin, den er an einem Flusse fand, begrüßte ihn und sagte:

„Ihr seid Gott teure Geschöpfe. Ihr könnt in einer Stunde einen Weg zurücklegen, zu dem wir einen ganzen

Monat brauchen. Aber sag einmal: Wenn der Wind von rechts weht, nach welcher Seite tut ihr dann den Kopf?"

„Nach der linken!" antwortete Malik Ulhazin.

„Und wenn der Wind von links weht?" frug der Fuchs weiter.

„Dann nach der rechten!"

„Wenn er aber von beiden Seiten zugleich weht?"

„Ja, dann stecken wir den Kopf unter den Flügel!"

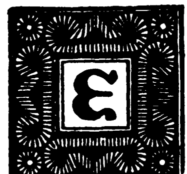
„Gottes Wunder," rief der Fuchs, „das möchte ich einmal sehen! Bitte, zeig' es mir!"

Malik Ulhazin erfüllte sofort seine Bitte. Kaum aber hatte er den Kopf unter den Flügel gesteckt, als ihn der Fuchs auch schon im Rachen hatte.

„Siehst du," sagte der Fuchs, „es wäre gescheiter gewesen, du hättest deine guten Ratschläge auf dich selber angewendet."

Sprach's und ließ sich den Vogel schmecken.[1]

35. DER ESEL UND DAS KAMEL



in Esel und ein Kamel lebten auf einem Feld, wo es ihnen sehr gefiel und sehr gut ging. Eines Tages, als sich der Esel satt gefressen hatte, wurde er ungemein lustig, und er bekam Lust zu singen. „Ich möchte gern ein Lied singen," sagte er zum Kamel, „ich habe ungeheuer Lust ein Lied zu singen." Das Kamel erschrak. „Tu's lieber nicht," bat es, „es kommt gewiß ein Unglück, wenn du singst." Aber der Esel hörte nicht darauf und ließ seinen Gesang erschallen. Eine Karawane, die nicht weit davon ihres Weges zog, hörte den

[1] In einer georgischen Variante rächt sich der Vogel an dem Fuchs, der ihm jedesmal alle seine Jungen wegfrißt, indem er sich an einen Jäger wendet, der den Fuchs totschießt. Die Episode Malik Ulhazin fehlt hier ganz. In einer hürkanischen Variante ist es der Wolf, der die Jungen des Vogels Kuklachai frißt. Der Fuchs hilft letzterem sich zu rächen, frißt aber später die jungen Kuklachais selbst.

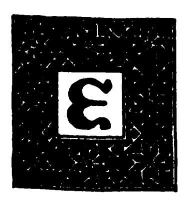
Gesang, fing Esel und Kamel, lud ihnen Lasten auf und trieb sie weiter.

Der Esel aber wurde bald furchtbar müde. Als die Kaufleute sahen, daß er nicht mehr weiter konnte, legten sie ihn mitsamt seiner Last auf das Kamel. Kurz darauf kamen sie in den Bergen an einen Pfad, der an einem stei len Abgrund dahinführte. „So," dachte da das Kamel „jetzt kommt die Abrechnung", und laut fügte es hinzu: „Ich habe Lust zu tanzen, ja, wirklich, ich kann gar nicht anders."

„Um Gottes willen! Du wirst doch hier nicht tanzen, ich falle ja 'runter."

Aber das Kamel hatte taube Ohren. Und kaum hatte es die ersten Schritte getanzt, als der Esel herunterflog in den Abgrund hinab.

36. DER FUCHS UND DER KRANICH



in Fuchs und ein Kranich hatten Freundschaft geschlossen. Jeder hatte drei Junge. Eines Tages, als der Kranich auf der Jagd war, brachte der Fuchs eines der Kranichjungen um. Dann wartete er die Rückkehr seines Freundes ab und ging ihm weinend entgegen.

„Warum weinst du?" frug der Kranich.

„Unser bestes Kind ist tot," antwortete der Fuchs, „darum weine ich."

„Eins von den meinen oder eines von den deinen?"

„Eines von den langhalsigen ist es", antwortete der Fuchs. Der Kranich sagte weiter nichts als „Gut", der Fuchs aber brachte im Laufe dieser einen Woche alle drei Jungen des Kranichs um.

„Wie kommt es doch," sagte der Kranich, „daß meine Kinder alle drei sterben mußten und von den deinen nicht eines? Geh' zu Gott und frage ihn!"

„Ich habe aber doch keine Flügel," antwortete der Fuchs. Da nahm ihn der Kranich auf seinen Rücken und flog mit ihm gen Himmel; als er aber hübsch weit oben war, warf er ihn ab. Und wie er so herunterfiel, rief der Kranich ihm zu: „Was ist denn mit dir?"

„Ja, ich hätte dir schon etwas zu sagen," antwortete der Fuchs, „aber ich finde keinen Ort, wo ich stehen könnte."

Sprachs und zerschlug sich am Boden.

37. DER BÄR, DER WOLF UND DER FUCHS



Ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs hausten zusammen. Als nun einmal tiefer Schnee fiel, wurden sie hungrig. Der Bär suchte sich verfaulte Holzstücke und fraß sie; der Fuchs aber riet dem Wolf, den Bären aufzufressen.

„Schweig!" antwortete der Wolf, „wenn er dich hört, schlägt er uns beide tot und frißt uns."

„Laß das meine Sorge sein," sagte der Fuchs, „tu du nur, was ich dir sage. Leg' dich jetzt hin und stelle dich tot. Und wenn wir dich nachher ins Wasser werfen, wirst du wieder lebendig."

Der Wolf war's zufrieden, legte sich hin und spielte den Toten. Als der Bär nach Hause kam und den toten Gefährten sah, weinte er und wehklagte. Der Fuchs aber tröstete ihn: „Ich weiß ein Wasser, das macht Tote lebendig; dahin tragen wir unsern Freund." So taten sie denn auch, und der Wolf wurde gleich wieder lebendig. Dann wandte sich der Fuchs an den Bären und schlug ihm einen Handel vor: „Wir wollen dich jetzt auffressen, dafür bekommst du nächsten Herbst fünfundzwanzig Schafe und wir werfen dich gleich, wenn wir dich gegessen haben, in jenes Wasser."

Der Bär war damit einverstanden und wurde von seinen Gefährten aufgefressen.

38. DER HASE UND DER LÖWE



Im Lande Hindustan gab es einen Ort, wo viel Gras wuchs, und Quellen sprudelten. Ein Wald war auch dort, von dem die Menschen nichts wußten. In diesem Walde lebten die wilden Tiere. Ihr König aber war der Löwe. So oft er wollte, ging er auf die Jagd, aber jedesmal erschraken dabei alle Tiere furchtbar und hatten keine Ruhe. Da versammelten sie sich nun eines Tages und hielten Rat miteinander. Und eines sagte zum andern: „Brüder, dieser Löwe ist nun einmal unser König und er frißt den von uns, der ihm gerade paßt. Es wäre wohl besser, wenn wir durchs Los bestimmen würden, wer zum König geschickt werden soll, dann sind wenigstens die andern frei von Furcht und Sorge." Dieser Rat gefiel allen; man schrieb also eine Bittschrift an den Löwen und bat um seine gnädige Entscheidung. Dem Löwen gefiel die Sache; er ließ die Tiere wissen, er wolle ja nur seine tägliche Nahrung und hätte gar nichts davon, wenn alle seine Untertanen sich jeden Tag ängstigten.

Man bestimmte also durch das Los, wer zum König zu gehen hatte, um gefressen zu werden. Das dauerte so eine Zeitlang, bis die Reihe an den Hasen kam.

Dem paßte aber das Gefressenwerden gar nicht und er versuchte darum seine Leidensgefährten aufzustacheln. „Brüder," sagte er, „wie dumm sind wir doch, daß wir uns freiwillig fressen lassen; wir wollen versuchen, den Löwen zu übertölpeln und seine Herrschaft loszuwerden." Als die Tiere diese Rede des Hasen gehört hatten, lachten ihn die einen aus, die andern aber meinten, er sei wohl ganz übermütig geworden, daß er bei seinem kleinen Wuchse es wagen wolle, sich mit dem Löwen zu messen. Der Hase aber gab keine Antwort; er ging einfach nicht, als am nächsten Tag die Reihe, gefressen zu werden, an ihn kam. Der Löwe wurde furchtbar böse und wollte schon

den ganzen Vertrag zerreißen, überlegte es sich aber doch noch, weil er fürchtete, daß die anderen Könige ihn der Übereilung zeihen könnten.

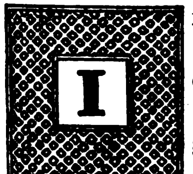
Erst spät, gegen Mittag erschien der Hase. Er kreuzte ehrerbietig die Pfoten auf der Brust, wünschte dem Herrscher guten Tag und flehte zu Gott, er möge dem mächtigen König der Tiere ein langes Leben schenken. Der Löwe frug ihn, wie es seinen Untertanen gehe. „Heil dir, o König der Tiere!“ antwortete der Hase, „heute früh, als man mit mir noch einen Hasen dir zum Frühstück wegschickte, begegnete uns ein Löwe, der uns frug, wohin wir gingen. Wir antworteten ihm der Wahrheit gemäß, wir gingen um dir zum Frühstück zu dienen. ‚Ja, gibt es denn hier noch einen Höhern als mich?‘ frug uns der Löwe, ‚dieses Land gehört doch mir, und niemand soll es wagen, meine Untertanen anzurühren‘. Nachdem er so gesagt hatte, nahm er den andern Hasen mit; ich aber getraue mir nicht, die Beschimpfungen zu wiederholen, die er gegen dich ausgestoßen hat.“

Das war Feuer in das Herz des Löwen. „Kannst du mir ihn zeigen?“ frug er. „Ja,“ antwortete der Hase und führte ihn zu einem tiefen, tiefen Brunnen. „Herr König,“ sagte der Hase, „näher traue ich mich nicht, so bin ich heute Morgen erschrocken, als der Löwe uns traf. Denn da drinnen wohnt er. Wenn du mich aber unter deine Achsel nehmen willst, so will ich ihn dir schon zeigen.“

Der Löwe nahm also den Hasen unter die Achsel und setzte die Vorderfüße auf den Rand des Brunnens. Als er im Wasser nun sein Bild erblickte, glaubte er, das sei sein Nebenbuhler mit dem Hasen, den er ihm gestohlen hatte, ließ seine Beute unter der Achsel fahren, sprang hinunter und ertrank.

Das ist ein Beispiel für diejenigen, die alle Vorsicht außer acht lassen, weil sie zu sehr auf ihre Kraft vertrauen.

39. DER FUCHS, DER WOLF UND DER MAULESEL



n Daghestan war einmal eine große Hungersnot. Da war auch ein Fuchs, der hatte gar nichts zu essen. „Was soll ich hier?“ dachte er, „es ist besser, ich gehe nach Schirwan.“

Auf dem Wege dahin traf er einen Wolf. „Wohin geht die Reise?“ frug der Wolf.

„Nach Schirwan“, antwortete der Fuchs.

„Warum gerade nach Schirwan?“ meinte der Wolf.

„O, dort gibt es eine Menge Schafe und keinen Hirten dabei; da kann man essen und sich einen guten Tag machen; niemand stört einen dort,“ sagte der Fuchs.

„Na, da geh' ich auch mit dir“, meinte der Wolf.

Ein Stück Weges weiter trafen sie einen Maulesel, der sie frug, wohin sie gingen.

„Wir? Nach Schirwan.“

„Was ist denn in Schirwan los?“ erkundigte sich der Maulesel.

„Was dort los ist? Mein Lieber, dort wächst das Gras so hoch, daß du dich gar nicht zu bücken brauchst.“

„Na, wenn's so ist, dann geh' ich mit,“ sagte der Maulesel und schloß sich den beiden an.

Als die drei aber an die Grenze Daghestans gekommen waren, stiegen sie auf einen Hügel. Der Fuchs hielt Umschau und sagte dann: „Nach Schirwan sind es immer noch zehn Tagereisen. Zu essen haben wir nichts. Was tun? Es bleibt uns nichts übrig, als den Jüngsten von uns aufzuessen. Jeder von euch soll jetzt gleich sagen, wie alt er ist.“

„Ich,“ sagte der Wolf, „ich bin zur Zeit des Propheten Noe geboren.“

„Du lügst,“ antwortete der Fuchs, „aber das nützt dir nichts. Was mich anbetrifft, so hatte ich schon einen weißen Bart, als Gott die Menschen erschuf.“

„Ich aber, ich weiß gar nicht, wie alt ich bin," sagte der Maulesel. „Aber ihr könnt's leicht erfahren, seht nur auf meinem rechten Hinterhuf nach, da hat mir mein Herr mein Geburtsjahr hinaufgeschrieben."

„Ich bin ein wenig kurzsichtig," log der Fuchs, „schau du nach, Wolf, du hast bessere Augen!"

Der Wolf näherte auch gleich seinen Kopf dem einen Hinterfuß des Maulesels, erhielt aber einen so fürchterlichen Tritt, daß er gleich das Bewußtsein verlor. „Hab' ich dir nicht gesagt, daß das Lügen nichts nützt?" sagte der Fuchs zum Wolf. Dann aber machte er mit dem Maulesel aus, daß sie beide an diesem Orte, wo sie waren, bleiben wollten; für sich aber nahm er den Leichnam des toten Wolfes und fraß ihn auf.

40. DER WOLF, DER BÄR, DER FUCHS UND DER ESEL



Ein Wolf, ein Bär und ein Fuchs hatten Freundschaft geschlossen. Eines Tages erfuhren sie, daß an einem gewissen Ort ein Esel wäre und beschlossen, ihn mit List herbeizulocken, um ihn aufzuessen. Darum suchten sie ihn auf und versprachen ihm, sie wollten ihm zur Erntezeit sechs Pud Gerste geben, wenn er sich jetzt von ihnen fressen lasse.

„Gut," sagte der Esel, „ich bin's zufrieden, aber ihr dürft mich nicht anlügen und müßt mir gewiß meine Gerste geben, wenn die Zeit kommt."

Vor der Fuchshöhle brachten sie den Esel um und der Fuchs ging mit dem Bären an den Fluß, um das Herz und die Lungen zu waschen. Der Wolf blieb zurück.

„Weißt du was?" sagte der Fuchs zum Bären, „wir essen jetzt das Herz und die Lungen, und wenn der Wolf fragt, was wir damit getan haben, dann sagst du nichts und schaust nur mich an, ich werde schon antworten."

Sie aßen also Herz und Lungen auf und kehrten dann zum Wolfe zurück.

„Wo ist denn das Herz? Und wo sind die Lungen?" frug der Wolf. Der Bär aber schwieg still und schaute den Fuchs an, wie es abgemacht war.

„Jetzt seht nur den unverschämten Kerl an," sagte der Fuchs, „selber hat er alles aufgegessen, und jetzt steht er da und schaut mich an, als ob ich . . ."

Kaum hatte der Wolf das gehört, als er sich auch schon auf den Bären stürzte. Der rannte davon und der Wolf hinterdrein. Der Fuchs aber schleppte den ganzen Esel in seine Höhle.

Nach einer Zeit kamen Wolf und Bär wieder und wollten ihren Teil vom Esel haben. „Nichts da," sagte der Fuchs, „jetzt habt ihr euch gestritten und wahrscheinlich abgemacht, daß ihr mir die Gerste nicht geben wollt. Packt euch!"

Betrübt zogen Wolf und Bär ab, weil sie der Fuchs so elend betrogen hatte und sie gar nichts dagegen machen konnten.

41. DER FUCHS UND DAS REBHUHN



Ein hungriger Fuchs lief einst im Walde umher und erblickte auf einem Baum ein Rebhuhn. Als dieses den Fuchs herankommen sah, erschrak es und stieß einen Schrei aus. Der Fuchs setzte sich unter den Baum, sah das Rebhuhn ganz gerührt an und sprach: „Wunderbar! Bis heute hab' ich geglaubt, ihr Rebhühner schreit mit der Kehle; nun zeigt es sich, daß ihr mit den Augen schreit." „Nein, Fuchs, du täuschst dich," entgegnete das Rebhuhn, „wir schreien mit der Kehle und nicht mit den Augen." „Du weißt ja selbst nicht, was du sagst; wenn du mir nicht glaubst, komm herunter, ich halte dir die Augen zu und wenn du wirklich mit der Kehle schreist,

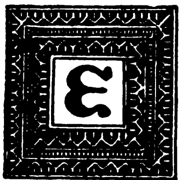


so hast du Recht!" „Ich fürchte mich vor dir," sagte das Rebhuhn, „du frißt mich ja doch auf." „Durchaus nicht, Rebhuhn; schon voriges Jahr hab' ich geschworen, daß ich keines deinesgleichen mehr fressen werde; wenn ich meinen Eid breche, muß ich an der Krätze sterben."

Das Rebhuhn vertraute dem Fuchs und flog vom Baume herunter. Der Fuchs packte es an den Beinen und lachte es gehörig aus: „Wie dumm du doch bist! Kann man mir denn auch nur ein Wörtchen glauben! Jetzt fresse ich dich." „Nein, Fuchs, so ohne weiteres darfst du mich nicht fressen; du mußt zuerst sagen: bism'illahi 'rrahmâni, 'rrahîmi[1], dann wird dir mein Fleisch für ein ganzes Jahr reichen." Der Fuchs glaubte das, tat den Rachen auf und... fort war das Rebhuhn. „Wie dumm war ich doch!" sagte er im Selbstgespräch, „ich muß was anderes finden." Er stellte sich also krank, winselte und ächzte und wälzte sich unter dem Baume umher. Aber nicht lange, denn schon drang der Lärm einer Jagd zu seinen Ohren. „Was ist das für ein Getöse?" frug der Fuchs. „Das ist nichts," antwortete das Rebhuhn, „das sind Hirten, die einen Wolf verfolgen." Aber im gleichen Augenblicke kamen schon die Jagdhunde und stürzten sich auf den Fuchs, der mit knapper Not entrann, aber seinen Schweif einem der Hunde überlassen mußte. Müde und hungrig, ohne Schweif und mit Schmerzen in allen Gliedern saß er da und überlegte sich die Sache: „Eine Schande ist es! Haben meine Vorfahren etwa jedesmal bism'illahi 'rrahmâni 'rrahîmi gesagt, wenn sie etwas unternahmen? Ein Rebhuhn hat mich übertölpelt. Es ist wirklich nicht mehr der Mühe wert, weiter zu leben!"

[1] Arabisch. Im Namen Gottes des Barmherzigen, des Allerbarmers. Die Tschetschenen, von denen die Fabel stammt, sind ja Mohammedaner.

42. DAS ZICKLEIN, DAS LAMM UND DAS KALB



in Hirt führte einmal seine Herde auf die Weide, verlor aber auf dem Wege ein Ziegenböcklein, ein Lamm und ein Kalb. Als es Abend wurde, setzten sich die dreie zusammen an einem Ort nieder. In der Nähe aber hausten ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs. Nachts schickten der Bär und der Wolf den Fuchs mit dem Auftrag, die dreie um ein Stückchen Fleisch zum Abendessen zu bitten. Der Fuchs richtete seinen Auftrag aus, das Ziegenböcklein aber gab ihm zur Antwort: „Wir wollten euch selbst um etwas zu essen bitten; heute Abend, als ich einen günstigen Ort zum Nachtquartier für meine Freunde suchte, kam zu ihnen ein Fuchs — oder vielleicht war es ein Wolf, sie erinnern sich nicht mehr daran — und den haben sie in Stücke gerissen und aufgegessen; übrig blieb nur eine Keule, die ich dann aufaß, als ich zurückkam. Aber hungrig sind wir alle noch. Glaube mir nur, Fuchs! Ich schwöre dir bei deinem Leben, nicht ein Stückchen haben wir mehr." Dem Fuchs wurde bei diesen Worten des Böckleins angst und bang, und er fing an, sich zu retirieren; kaum aber hatte das Böcklein geendet, als er in großen Sprüngen dem nahen Walde zulief; auf seine Gefährten, den Wolf und den Bären vergaß er ganz. Lange warteten diese; als der Fuchs aber wirklich nicht mehr kam, begab sich der Wolf zu den dreien. „Wer seid ihr denn? Seid ihr etwa ein Herrenvolk?" sprach er, „wir haben den Fuchs zu euch geschickt, um etwas zu essen zu holen, warum habt ihr nichts gegeben?"

„Ja, ich wollte euch um dieselbe Gefälligkeit bitten," antwortete das Böcklein, „heute Abend, als ich einen günstigen Ort zum Nachtquartier für meine Freunde suchte, kam zu ihnen ein Wolf — oder vielleicht war es ein Bär, sie erinnern sich nicht mehr daran — und den haben sie in Stücke zerrissen und aufgegessen; übrig blieb nur eine

Keule, die ich aufaß, als ich zurückkam. Aber hungrig sind wir alle noch. Wolf! Ich schwöre dir bei deinem Leben, nicht ein Stückchen haben wir mehr."

Dem Wolf wurde bei diesen Worten des Böckleins ganz angst und bang, und er fing an sich zu retirieren; kaum aber hatte das Böcklein geendet, als er in großen Sprüngen dem nahen Walde zulief; auf seinen Gefährten, den Bären vergaß er ganz. Lange wartete dieser; da aber weder der Fuchs noch der Wolf zurückkam, ging er selbst zu den dreien.

„Was treibt ihr hier und was habt ihr für ein Recht, euch hier einzurichten?" frug er. „Ich habe meine Kameraden zu euch um ein Stückchen Fleisch geschickt; wo ist das Fleisch und wo sind meine Kameraden?"

„Ich wollte dich um dasselbe bitten," antwortete das Böcklein, „heute Abend, als ich einen günstigen Ort zum Nachtquartier für meine Freunde suchte, kam zu ihnen ein Bär — oder vielleicht war es ein Wolf — und den haben sie in Stücke gerissen und aufgegessen; ich konnte nur eine Keule bekommen. Aber hungrig sind wir alle noch."

Dem Bären wurde ebenso angst und bange, wie vorher dem Fuchs und dem Wolf, er tat auch dasselbe und lief in den Wald.

„Jetzt," sagte das Böcklein zu seinen Gefährten, „jetzt treffen sie sich sicher im Walde, und wenn sie voneinander erfahren, daß wir sie angelogen haben, dann kommen sie und fressen uns auf. Kommt, laßt uns von hier weggehen!"

Sie gingen also in den Wald und fanden einen schrägstehenden Baum. Das Böcklein und das Lamm kletterten hinauf; das Kalb aber konnte nicht klettern und darum setzten sie es auf den untersten Ast. Inzwischen hatten sich der Fuchs, der Wolf und der Bär im Walde getroffen und voneinander erfahren, wie das Böcklein, das Lamm und das Kalb sie angelogen hatten. Sie beschlossen also, die Lügner aufzusuchen. Zuerst gingen sie dahin, wo die dreie ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten, fanden sie aber nicht. Dann verfolgten sie ihre Spuren und kamen

zu dem schrägen Baum. Als das Kalb die drei wilden Tiere sah, erschrak es und fiel fast herunter, das Böcklein aber erkannte die Gefahr und rief ihm zu: „Du, Kalb, du nimmst den Größten auf dich; ich packe den Wolf und zerreiß' ihn, und du, Lamm, du fängst dir den Fuchs!" Der Bär, der Wolf und der Fuchs glaubten, diese Tiere besäßen wirklich übernatürliche Kräfte und liefen davon, in den tiefsten Wald hinein.

Das Böckchen aber, das Lamm und das Kalb übernachteten ruhig unter dem Baume, und am nächsten Morgen suchte und fand sie der Hirt und trieb sie zu seiner Herde zurück.

43. DER GRAUE WOLF



Eines Morgens früh traf der graue Wolf den Dachs. „Möge dein Weg gerade sein, Dachs!" grüßte der Wolf. Der Dachs war nicht wenig erschrocken, als er so plötzlich mit dem Wolf zusammenstieß und brummelte: „Möge deine Sache gerade sein, grauer Wolf!" „Woher des Weges, Dachs? Wo warst du seit gestern Abend?" „Dich hab' ich gesucht", antwortete der Dachs. „Ach, du Hund, du verlogener! Und doch freß' ich dich", drohte der Wolf. „Ich tauge dazu nicht", meinte der Dachs. „Macht nichts, so mach' ich: ham, ham und fresse dich." „Ach, grauer Wolf, du weißt ja gar nicht einmal, wie deine Vorväter es anstellten, um einen Dachs zu fressen. Willst du's wissen? So machten sie's: bevor sie einen Dachs fraßen, packten sie ihn am Kragen und warfen ihn dreimal wegauf und dreimal wegab, dann erst ließen sie ihn sich schmecken." „Ja, das kann ich auch", sagte der Wolf, packte den Dachs und warf ihn zuerst wegauf und dann wegab und . . . weg war der Dachs; in seiner Höhle stak er. Der Wolf steckte den Kopf hinein und schalt: „Was, betrügen willst du mich?" „Jawohl, so haben auch meine

Vorfahren die deinen angeführt.“ „Weißt du was,“ schlug der Wolf vor, „wir wollen es anders machen. Komm heraus, wir wollen Freunde sein. Eine weiche Matratze leg' ich dir unter, ein Kissen bekommst du unter den Kopf, und mit einer rotseidenen Decke deck' ich dich zu.“ „Nein, nein, Wolf, mich kriegst du nicht mehr dran. Deine Matratze kenn' ich. Aus meinem Fleisch willst du sie machen. Und dein Kissen kenn' ich auch; den Kopf willst du mir abschneiden und unterlegen. Und meine blutige Haut soll die rotseidene Decke abgeben, gelt? Nein, du betrügst mich gewiß nicht mehr.“

Der Wolf aber verreckte vor Ärger.

44. ZWEI NACHBARHÄUSER



in Bär, ein Wolf und ein Schwein lebten an einem Orte; ein Lamm, ein Zickchen und ein Hahn an einem andern. Einmal ging bei den ersteren das Feuer aus und sie schickten den Wolf, er solle bei den Nachbarn welches holen. Der Wolf lief hinüber und rief: „He, ihr da, gebt mir Feuer!“ Die Nachbarn aber erschraken und liefen davon. Bloß das Lamm hatte Mut genug und antwortete dem Wolf: „Komm herein, was bleibst du denn draußen vor der Türe stehen. Da hast du ein bißchen Wolfsfleisch und dann kannst du dir Feuer nehmen!“ „Aber woher habt ihr denn Wolfsfleisch?“ frug der Wolf. „Unser Zickchen mit den beiden Hörnern schlachtet uns Wölfe und wir lassen's uns schmecken.“ Mehr wollte der Wolf nicht hören; er machte sich schleunigst aus dem Staube, lief nach Hause und schickte den Bären hinüber.

Der Bär ging und rief, als er am Nachbarhause war: „He, ihr da, gebt mir Feuer!“ Wieder erschraken sie alle, nur das Lamm faßte sich ein Herz und antwortete dem Bären: „Komm nur herein! Da hast du ein bißchen Bärenfleisch und dann kannst du auch Feuer haben.“ „Ja, woher habt

ihr denn Bärenfleisch?" „Das hat uns unser Zickchen mit den zwei Hörnern besorgt; es schmeckt uns ausgezeichnet." Gleich lief der Bär auch davon, weil er fürchtete, daß ihn das Zickchen auch schlachten könnte. Lief heim und schickte das Schwein zu den Nachbarn hinüber.

Also ging das Schwein zu den Nachbarn und verlangte Feuer. Wieder erschraken sie — der frißt uns auf, der Borstenträger, sagten sie zueinander — bloß das Lamm hatte Courage und sagte: „Warum kommst du nicht herein. Da sieh das schöne Schweinefleisch, wie fett es ist; iß ein wenig davon und nimm dir Feuer!" „Wo habt denn ihr Schweinefleisch her?" „O, das besorgt uns unser Kitzchen mit den zwei Hörnern, und wir essen es furchtbar gern!" antwortete das Lamm. Das Schwein aber lief davon so schnell es konnte, lief heim und erzählte, was es gehört hatte. „Zu mir hat das Lamm dasselbe gesagt," sagte der Wolf, „das Zickchen läßt uns nicht in Ruhe, es wird uns sicher noch umbringen. Wißt ihr was? Gehen wir hinüber und horchen wir zu, was sie unter sich sprechen."

Also gingen sie alle drei hinüber. Das Zickchen hatte die Schnauze in die Höhe gesteckt und käute wieder, das Lamm guckte sich erschreckt nach allen Seiten um und der Hahn krähte. „Das Zickchen da lauert auf uns von oben herab", sagte der Bär. „Und das Lamm beobachtet uns auch" meinte der Wolf, und das Schwein sagte: „Ich weiß schon, was der Hahn da spricht. Er droht uns, er würde uns auffressen, wenn er uns erwischt." Dann liefen sie alle drei davon und versteckten sich unter einem überhängenden Felsen, die andern drei liefen aber auch davon und blieben zufällig gerade auf dem Felsen über den andern stehen. Das Zickchen schaute hinunter und sagte: „Seht ihr, da sind unsere Feinde. Jetzt werden sie uns fressen." Nun hätte es aber auch zu gerne gepißt, traute sich aber nicht von den andern weg. „Leg dich doch auf den Rücken, dann geht es in deine Haare", riet ihm das Lamm. Das leuchtete dem Zickchen ein; wie es sich aber

auf den Rücken legte, glitt es aus und fiel hinunter zu den andern dreien. „Nimm du einen auf dich, und die andern beiden überlaß uns“, rief ihm das Lamm nach. Der Wolf aber schrie: „Lauft, lauft, seht, da kommt das Zickchen schon!“ Und Wolf und Bär und Schwein sprangen auf und fielen hinunter in den Abgrund.

45. DER WOLF, DER FUCHS UND DAS KAMEL



Ein Wolf, ein Fuchs und ein Kamel hatten Freundschaft geschlossen und miteinander ausgemacht, daß sie die gefundene Beute in gleiche Teile teilen wollten. Nach langem Suchen fanden sie endlich ein Brotlaibchen. Da sie alle sehr hungrig waren und beim Teilen nur ein winziges Stückchen für jeden herausgekommen wäre, kamen sie überein, daß der älteste von ihnen das Laibchen bekommen solle.

„Ich bin der einzige Wolf, den Noe zu sich in die Arche lud; alle andern kamen bei der Sintflut um. Her mit dem Brot; ich bin der älteste!“ sagte der Wolf.

„Nur langsam!“ entgegnete der Fuchs, „was lügst du denn so unverschämt? Du warst ja noch gar nicht auf der Welt, als Gott mich, den ersten Fuchs erschuf; wie oft haben mir Adam und Eva den Rücken gestreichelt und mich das Muster eines klugen Tieres genannt!“

„So, aber warum hab' ich dich dann in der Arche nicht gesehen?“ frug der Wolf.

„Darum, weil ich zu Füßen Noes lag. Er ließ mich gar nicht in die Abteilung der Tiere hinein.“

Der Wolf schwieg. Das Kamel aber, das keine Worte gefunden hatte, um sein Alter zu beweisen, faßte den Brotlaib, hob den Kopf und sagte: „Ich sehe, ihr haltet mich für ein kleines Kind. Wo glaubt ihr denn, daß ich damals war?“ Sprach's und aß das Brot, und der Wolf und der Fuchs schauten verwundert zu.

NARTENSAGEN

46. BATRÁS' GEBURT



uf der Balz[1] begegnete Chämyts einem Jungen. Der bat ihn, er solle ihm erlauben, drei Tage in seiner Gesellschaft zu wandern. Chämyts willigte ein und sie setzten ihren Weg selbander fort. Als es Abend wurde, fehlte es ihnen noch an Speise. Da sagte der Junge zu Chämyts: „Hungrig legen wir uns nicht schlafen. Bleib' du hier bei den Pferden; ich bringe etwas." Dann kletterte er den Berg hinauf und trieb das Wild vor sich her; das beste daraus tötete er und nahm es auf den Rücken, das andere aber trieb er auf Chämyts zu. Der aber war inzwischen eingeschlafen. „Ich hatte dich für mannhafter gehalten", sagte der Junge, leistete ihm aber doch an diesem Abend Dienste.

Als es Morgen geworden war, sagte der Junge zu Chämyts: „Mit dir kann ich nichts anfangen", und verließ ihn. Chämyts aber tat es nachher leid, daß er den Jungen nicht nach seiner Herkunft gefragt hatte, „denn," dachte er, „aus seinem Geschlecht ein Mädchen, das wäre eine Frau für mich." Er rief ihm also nach: „Junge, he! Ich hab' noch was mit dir zu besprechen." Der Junge blieb stehen, bis Chämyts näher kam und ihn frug, aus welchem Geschlecht er sei, denn er möchte aus seinem Geschlecht ein Mädchen freien. „Ich bin aus dem Geschlecht der Chädmäst-Psäl. Eine Schwester hab' ich und die geben wir dir; aber wenn ihr jemand einen Vorwurf macht, so bringt sie sich entweder um oder du mußt sie ins Elternhaus zurückbringen." Chämyts war's zufrieden, begleitete den Jungen nach Hause, freite um das Mädchen und zog auch gleich den Brautpreis aus der Tasche und bezahlte. Dann nahm

---

[1] „Balz" heißen die Kriegs- und Beutezüge der Narten, überhaupt jede längere Abwesenheit vom Hause mit dem Zwecke des Reisens (Besuche Verwandter, Salzholen usw.)

er seine Frau mit sich und führte sie hinauf auf einen kupfernen Turm, wo sie längere Zeit lebte.

Aber, wann ließ Syrdon eine Gelegenheit unbenutzt, den Narten Schlimmes zuzufügen? So auch diesmal. Eines Morgens kam er daher, schaute zur Frau Chämyts hinauf und schrie: „He, du Verfluchte, du Hure! War deinesgleichen noch nie bei den Narten zu finden? Wie lang wirst du noch da droben sitzen? Warum kommst du nicht 'runter?"

Die Frau Chämyts' aber suchte ihren Gatten auf und sagte ihm in weinerlichem Tone: „Syrdon ist euer Sauläg[1], und da er mich beleidigt hat, kann ich nicht länger hier bleiben. Führe mich in mein Elternhaus zurück. Ich hätte dir einen Sohn geboren, wie nie einer auf Erden war. Ich will ihn dir zwischen die Schultern einblasen. Du wirst eine Geschwulst da bekommen; zähle die Monate und wenn die Zeit gekommen ist, laß sie aufschneiden. Ein Junge wird herauskommen; den wirf gleich ins Meer!"

Dann führte Chämyts seine Frau in ihr elterliches Haus zurück. Als ihm aber der Rücken zwischen den Schultern schwoll, bedauerten ihn die Narten, weil sie glaubten, es sei ein böses Geschwür. Chämyts zählte die Monate, und als die Zeit der Geburt herankam, stieg er auf seinen kupfernen Turm, rief Soslan zu sich und befahl ihm, die Geschwulst aufzuschneiden. Als der kleine Knabe heraus war, trugen sie ihn ans Meer und warfen ihn hinein. Da wurde er so groß wie ein Berg. Die Mysyrbi und Badri aus dem Geschlechte der Bora kamen ans Meer und baten den Jungen, er möge ihnen einen der Ochsen, die im Meere sind, herauswerfen. Der Junge aber sagte: „Führt mir den Urysmäg her, rasiert ihm den Kopf, und wenn ihr damit fertig seid, werfe ich euch Ochsen heraus und komme selbst!" So gingen sie zu Urysmäg und erzählten ihm alles. Urysmäg

---

[1] Es gab im alten Ossetien verschiedene soziale Klassen. Sauläg heißt wörtlich „Schwarzer Mensch". Die Sauläg standen zwischen den Sklaven und den Äldar, doch waren sie freie Leute, nur einige, die sich auf den Ländereien der Äldare niedergelassen hatten, zahlten diesen dafür Abgaben.

stand am folgenden Morgen auf und ging mit ihnen ans Meeresufer. Dort rasierte man ihm den Kopf. Batrás aber — dies war der Name des Jungen — stieg aus dem Meere auf und sagte: „Schämt ihr euch denn nicht, ihm den Kopf zu rasieren?" packte mit beiden Händen je einen Meerochsen, kam ans Ufer, zog ein Rasiermesser aus der Tasche und rasierte den Urysmäg weiter. Dann befahl er, seines Vaters Pferd zu holen, damit er darauf nach Hause reiten könne. Das taten sie, und als er aufgestiegen war, drückte er ihm mit seinen Knien die Rippen ein, so daß das Tier starb. „Führt mir Urysmägs Pferd her!" sagte Batrás. Auch dies konnte ihn kaum tragen. Als er nach Hause kam, sagte er: „So, wie ich bin, aus Knochen und Fleisch, kann ich mit den Leuten nicht Krieg führen. Ich lasse mich stählen." Sprach's, steckte 60 Tuman[1] in die Tasche und ging zu Kurdálägon[2] und sagte: „Gott schenke uns deine Gnade! Stähle mich, daß ich Stahl werde." „Ich würde es wohl tun, aber du verbrennst", wandte Kurdálägon ein. „Was auch aus mir wird, ich muß mich unbedingt stählen lassen."

Dann holte Kurdálägon Steine, baute einen Ofen daraus, legte Batrás hinein, zündete Feuer an und blies von einem Sonnabend bis zum andern hinein. „Jetzt will ich nachsehen, was aus Batrás geworden ist", sagte er dann, sah nach und siehe! Batrás sitzt im Feuer und schaut. „Nein," sagte er, „wenn du mich stählen willst, so stähle mich ordentlich, wenn nicht, so scherze nicht mit mir, gib mir einen Fändýr[3] zum Spielen!" Kurdálägon fing also von neuem mit dem Stählen an und blies das Feuer wieder eine Woche lang an. Als er dann nachsah, sagte Batrás: „Sei gnädig, wirf mich ins Meer!"

Das tat Kurdálägon denn auch, und das Meer trocknete aus von der Hitze; eine ganze Woche lang war kein Wasser darin. Als Batrás aus dem Meere stieg, kam auch das Wasser wieder.

---

[1] Tuman, ursprünglich persische Münze, jetzt nominell im Kaukasus 10 Rubel. [2] Der mythische Schmied der Osseten; er wohnt im Himmel oder im Totenreich. [3] Zweiseitiges, gitarrenartiges Instrument.



47. TOD DES CHÄMYTS



n der Stadt Týnty lebte ein Mälik. Eines Tages kam Chämyts zu ihm und sagte: „Hier sind wir[1] Herr, außer uns gibt es keinen Herrn". Da befahl der Mälik seinen Leuten: „Bringt mir mal diesen Hundesohn her, der da gesagt hat, außer ihnen gäbe es keinen Herrn!' Aber wen er auch schickte, alle erschlug Chämyts und ließ ihm noch eine Botschaft überbringen, er gebe ihm eine Woche Zeit, dann solle er sich auf dem kabardinischen Feld stellen.

Drei Tage vor Ablauf der Frist aber überlegte sich der Mälik die Sache: „Ja, Chämyts ist stark, ich will doch lieber eine weise Frau fragen, vielleicht verrät sie mir ein Mittel." Die weise Frau war gerne bereit und sagte ihm: „Chämytsens Pferd ist Teufelsbrut; nimm ein Wolfsfell und hänge es dem deinen an den Hals, dann kann Chämytsens Pferd sich dir nicht von vorne zeigen."

Der Mälik befolgte den Rat und traf sich dann mit Chämyts am ausgemachten Ort. Das Pferd Chämyts aber wollte seine Vorderseite dem Mälik nicht zuwenden, sondern drehte sich um und floh im Galopp, ohne daß Chämyts es anhalten konnte. Der Mälik aber holte diesen ein, erschlug ihn und band seine Leiche auf dem Pferde fest. Dies lief mit dem Leichnam nach Hause, auf Chämytsens Hof, blieb an der Türe stehen und wieherte.

„Das ist das Wiehern unseres Pferdes", sagten die Verwandten des Erschlagenen, „das kommt doch zu früh zurück." Wie sie hinauskamen, sahen sie, was geschehen war; das Pferd stand da mit dem Leichnam.

„Wenn du von hinten erschlagen worden bist," sagten sie, „so möge es dir in der Unterwelt gut gehen[2], wenn von vorne, so mögen dich die Teufel holen! Aber von vorn

---

[1] Nämlich „die Narten". [2] Damit geben wir den Sinn des ossetischen ruchsag u = sei hell wieder, das man dem Verstorbenen als Wunsch zuruft.

konnte dich niemand bezwingen, mit List haben sie dich hinterrücks erschlagen.“ Nun kamen die Narten zum Schluß, sie müßten mit dem Mälik der Stadt Týnty Krieg führen, konnten das aber nicht gleich tun, weil Batrás nicht da war. Der war nämlich gerade bei Kurdálägon. Doch versammelten sie gleich ihren Heereshaufen und schickten den Abendwind zum Morgenwind, der Morgenwind solle zu Batrás gehen und ihm sagen: „Der Mälik hat deinen Vater erschlagen und wir greifen Týnty an; wenn du sitzest, steh' auf und komm, wenn du stehst, setze dich nicht mehr, komm' schnell!“ Als Batrás vom Morgenwind erfuhr, daß sein Vater erschlagen sei, stand er auf, um seine Rüstung anzulegen. Aber die hatte ihm seine Geliebte im Schlafzimmer versteckt. Batrás brach die Türe auf, ging hinein und holte sich Gewehr, Schwert und Schild. Als er vom Himmel auf die Erde herabkam, brannte er; er brach sich einen halben Gletscher ab und legte ihn sich auf den Kopf. Dann ging er zu den Narten: „Zu was braucht ihr mich?“ frug er, „scherzt ihr mit mir? Wann war je ein Mensch stärker als Chämyts?“ „Warum sollten wir's dir nicht sagen?“ antworteten die Narten, „deinen Vater hat der Mälik von Týnty erschlagen.“

Und Batrás machte sich auf, seinen Vater zu rächen.

48. BATRÁS RÄCHT SEINES VATERS TOD



Batrás ging mit seinem Heerhaufen nach der Stadt Týnty, um seines Vaters Tod zu rächen. Sein Gefolge hub an zu kämpfen, jeder einzelne für sich. Da sagte Batrás: „Wenn ihr nicht bloß scherzt, so geht, holt zwölf Paar Ochsen und schleppt meine Kanone her; dann werden wir weiter sehen.“ Die Kanone wurde herbeigebracht; zwölf Maß Pulver schüttete man hinein. Dann lud sich Batrás selbst in die Kanone und sagte zum Zieler: „Ziele gut auf die Stadt und schieße!“ Der

Schuß ging los und Batrás war in der Stadt und fing an, die Häuser einzureißen. Dann suchte er den Mälik, aber niemand wollte ihm dessen Haus zeigen, und wer ihm dies verweigerte, den erschlug er. Schließlich fand er ihn selbst. „Sei gnädig," sagte der Mälik, „erschlage mich nicht, soviel du willst zahle ich dir als Wehrgeld." „Dich habe ich gesucht," antwortete Batrás, „dich will ich, außer dir nehme ich für das Leben meines Vaters weder Vieh, noch Geld." Sprach's, hieb ihm den Kopf ab und nahm diesen mit. Und was er in Týnty an Knaben, Mädchen und schönen Sachen fand, alles nahm er mit. Dann trug er den Kopf des Mälik auf den Friedhof und hing ihn an einer Stange über dem Kopfende des Grabes seines Vaters auf[1]. Dann rief er seine Narten zusammen und veranstaltete ein Opferfest.

„Ich habe meinen Vater gerächt", sagte er. Eine ganze Woche lang behielt er die Narten bei sich, und die ganze Zeit verbrachten sie in Schmausereien.

49. GOTT ERSCHLÄGT BATRÁS



inst sagte Batrás: „Hier auf Erden kann ich ja doch nichts tun, ich will lieber in meinen Aufenthaltsort zurückkehren! Sprach's und machte sich auf den Weg zum Himmel. Wie er noch so wanderte, traf er die sieben Uatsilla[2]. „Euch hab' ich gesucht", sagte er, schoß und viere davon waren tot; die andern drei gingen zu Gott und beklagten sich bei ihm

[1] Beides, die Weigerung, Wehrgeld anzunehmen und das Opfer des Feindeshauptes auf dem Grabe des Erschlagenen sind sicher echt altkaukasische Züge. Das Wehrgeld war je nach der Klasse des Erschlagenen verschieden, doch war die Einheit immer Vieh, wenigstens bei den Tagauro-Kurtatinern und den Alagiro-Mamissonern; bei ersteren mußte für einen Äldar 240 Ochsen, bei den Alagirern 324 Kühe, bei den Mamissonern 486 Kühe bezahlt werden (Leontovič, Adaty kavkazskix gortsev Bd. 2, S. 63 f.) [2] Uatsilla ist der Gott der Gewitter und der Fruchtbarkeit. Das uatsam Anfang bedeutet wahrscheinlich „heilig". Illa = Elias. Wir haben es hier sicher mit einer

über Batrás. Gott aber wollte sie nicht hören. Dann verließ Batrás wieder den Himmel, um die Uástyrdji[1] zu suchen; er traf sie auf dem Wege, schoß auf sie, tötete ihrer dreie, und die vier andern gingen zu Gott, um ihm ihre Klagen vorzutragen. Aber Gott hörte auch sie nicht an.

Da versammelten sich die Uátsilla und die Uástyrdji und hielten Rat. „Warum sollen wir den Batrás nicht töten, wenn Gott uns nicht hören will?" sagten sie. Und als sie ihn auf der Chasma-Ebene[2] erblickten, schossen sie auf ihn. „Na, ist das nicht ein Wunder?" sagte Batrás, „schneit es oder kämpfen meine Feinde mit mir? Wahrscheinlich sind's meine Feinde!" Dann packte er die Kugeln zusammen, schoß auf sie und traf sieben davon, die vier Uástyrdji und drei Tbauátsilla[3]. Wieder gingen die Überlebenden zu Gott und beklagten sich: „Wie's dir paßt, wähle, entweder wir — oder Batrás." „Ohne euch kann ich nichts ausrichten," sagte Gott und schickte Batrás auf die Kabardinische Ebene und hinter ihm drein das Balsäg-Rad[4].

Als Batrás dies sah, wußte er, was ihm bevorstand: „Gott will mich also töten, sonst hätte er doch das Balsäg-Rad nicht hinter mir her geschickt!"

Als Batrás sich von Kurdálägon stählen ließ, war ein Darm in seinem Innern roh geblieben. Der fing jetzt an

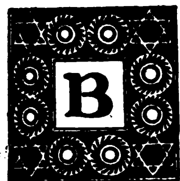
uralten mythologischen Person zu tun, die nur durch den Einfluß des Christentums einem christlichen Heiligen angeglichen worden ist, denn ähnliche Gewitter- und Fruchtbarkeitsgötter kennen auch andere kaukasische Völker. In den Nartensagen treten sieben Uatsilla auf. Die alten heidnischen Gottheiten sind bei den Christen und den Mohammedanern unter den Osseten zu Engeln und Boten Gottes geworden.
[1] Uastyrdji ist wie das vorige aus uas, uats und tyrdji = Georg zusammengesetzt. (Im Digorischen Ossetisch — Kjergi.) Er ist der Feind der Diebe, Bösewichte, Meineidigen. Er reitet auf einem weißen Pferde.
[2] Wo die Chasma-Ebene ist, weiß niemand. [3] Das Tba ist dunkel. Sollte sich das georgische Tba = See dahinter verstecken und es sich um See- oder Wassergeister handeln? [4] Heißt auch Malsädji-, Barsädji-Rad. Es steht im Dienste Gottes und des Fyd Joannä (= Vater Johannes = Johannes der Täufer). Das Rad zerschneidet den, gegen den es ausgesandt wird, in Stücke.

zu brennen, Batrás fiel zu Boden und das Rad rollte auf ihm hin und her. Batrás starb.

„Nun hab' ich meinen Sohn selbst getötet," sagte Gott, „wer trägt ihn jetzt in die Sopia-Gruft?[1] He, ihr Engel, ihr habt euch über Batrás beklagt, geht jetzt und tragt ihn in die Sopiagruft!" Als sie an der Leiche Batrás' standen, ließ er seinen Geist auf sie los und davon starben ihrer sechzig, die andern aber gingen wieder zu Gott, um sich zu beklagen: „Ach, was hat uns sein Leben getan? Sein Tod aber war noch schlimmer für uns!" „Das war mein Beschluß, daß er seinen Geist auf euch losließ", antwortete Gott, „geht und begrabt ihn, wo ich euch gesagt habe." „Wir werden seiner nicht Herr", sagten die Engel. „Laßt das meine Sache sein", sagte Gott. Als sie ihn zur Gruft getragen hatten, stemmte sich Batrás mit beiden Füßen an und wollte nicht hinein. „Warum willst du denn nicht in die Gruft?" frugen ihn die Engel. „Wie soll ich wollen, wenn ich Gott nicht sehe?" antwortete Batrás. Da kam Gott und sagte zu ihm: „Mein Sohn[2], warum gehorchst du nicht?" „Weil ich dich nicht sah", antwortete Batrás. Da ließ Gott drei Tränen auf ihn fallen und aus der einen wurde Tarandjälos[3], aus der andern Mykaly-Gäbyrtä[3], aus der dritten Rekom[3]. Dann legten sie Batrás in die Gruft und dort befindet er sich jetzt.

[1] Niemand weiß, wo sich diese Gruft befindet. Vielleicht eine alte Kirche zu Ehren der heiligen Sophia? [2] Im ossetischen Text: mä skängä läppu = mein genannter (also nicht leiblicher) Sohn. [3] Drei Heiligtümer. Das erste trägt einen georgischen Namen, mthavarangelozi = der Erzengel, aber niemand weiß, wo es sich befindet. Die beiden andern sind nicht weit vom Zei-Gletscher.

50. BATRÁS UND BÄDSÂNÄG



Batrás saß einst im Himmel bei Kurdálägon. Die Leute der Narten versammelten sich am Saqolafluß und spielten dort und tanzten. Bädsânäg, der Sohn des blinden Riesen, schaute von einem Berg aus ihnen zu und sagte zu sich selber: „Ich will doch hinuntergehen! Die Leute der Narten spielen, ich will zu ihnen, ihre Sachen wegschleppen und ihnen Böses antun." Der blinde Riese warnte seinen Sohn: „Tu das nicht! geh nicht! Es kommt sicher einer von den Bora und tut dir was zuleide." Aber der Vater warnte umsonst; Bädsânäg stieg hinab, ging zu den Leuten und spielte und tanzte mit ihnen. Dann nahm er ihnen ihre Sachen weg und ging damit nach Hause. Am nächsten Morgen tat er dasselbe. Das sah aber Batrás vom Himmel aus und sagte: „Unter meinen Leuten tanzt und spielt irgendein Recke." Er verließ den Himmel und fuhr zur Erde nieder; einen halben Gletscher legte er sich auf den Kopf, sonst wäre er verbrannt. Das Wasser lief ihm vom Kopfe wie eine Quelle, als er sich Bädsânäg näherte. Der sah ihn an und gedachte der Worte seines Vaters. Batrás erlaubte ihm noch dreimal zu tanzen, beim vierten Male stellte er ihm ein Bein und schlug ihn bis an den Gürtel in den Boden, dann faßte er ihn an dem einen Arm und riß ihm eine ganze Seite weg. Bädsânäg floh. Als seine Schwester ihn von weitem kommen sah, sagte sie: „Gott sei Dank, da kommt mein Bruder herauf und hat rote Nartenkleider an." „Was für rote Kleider er anhat, das wirst du gleich sehen", entgegnete ihr ihr Vater. Inzwischen war Bädsânäg nach Hause gekommen und es fehlte ihm ein Arm und eine Seite. „Worin liegt Batrásens Stärke?" frug er seinen Vater. „Batrás hat sich stählen lassen, das ist seine Stärke", war die Antwort. „Blinder Esel! Warum hast du mich nicht stählen lassen?" frug Bädsánäg wieder.

Dann tat er zwölf Tuman in seine Tasche und ging zu Kurdálägon: „Stähle mich, wie du Batrás gestählt hast.“ „Du hältst es nicht aus, du verbrennst“, sagte Kurdálägon, und es wird mir leid tun um dich.“ „Es soll dir nicht leid tun, hier sind zwölf Tuman, stähle mich!“ forderte Bädsänäg. Kurdálägon legte ihn in den Glühofen, tat Steine darauf und fing an zu blasen. Als die Flamme aufloderte, fing Bädsänäg zu schreien an. „Ich brenne, Kurdálägon, zieh mich heraus!“ Aber Kurdálägon fand nur mehr seine Knochen, die er wegwarf.

51. SÓSRYQO



óSryqo stammte aus dem Geschlechte der Bora, wurde aber nicht von Vater und Mutter erzeugt. Satána war ein gutes Weib und jeder der Engel[1] sagte: „Wie gern würde ich aus Satána meine Geliebte machen.“

Eines Tages wusch Satána ihre Hosen und breitete sie auf einem Steine zum Trocknen aus. Da kam Uástyrdji und sagte: „Deine Hosen kommen mir nicht aus“, näherte sich und ließ seinen Samen auf sie ausströmen. Davon wurde der Stein, auf dem die Hosen lagen, schwanger. Satána erfuhr, was Uástyrdji getan hatte; sie zählte die Monate des Steines, und als seine Zeit gekommen war, schnitt sie ihn auf und daraus kam Sósryqo hervor; wie Eis sah er aus und gleich fing er an zu spielen. Einst spielte er mit den drei Söhnen Búräfärnaygs; zu Mittag hatte er gewonnen und schnitt jedem den rechten Arm ab. Am folgenden Tag kam er wieder und sagte zu den Burschen: „Wenn ihr heute gewinnt, dann schneidet mir den Schnurrbart ab, wenn ich aber gewinne, tue ich euch dasselbe.“

Gegen Mittag hatte er gewonnen; er schnitt ihnen die Schnurrbärte ab und trug sie nach Hause. Am folgenden

[1] Engel (ossetisch zäd) im Sinne „Helfer, Bote Gottes“.

Morgen kam er wieder und sagte zu seinen Spielkameraden: „Heute geht es ums rechte Auge; wenn ich gewinne, schneide ich euch das rechte Auge aus; wenn ihr gewinnt, tut ihr mir dasselbe." Als es Mittag geworden war, hatte Sósryqo gewonnen und schnitt jedem Burschen ein Auge aus. Da kam ihre Mutter und sagte zu Sósryqo: „Auf dem Chásma-Feld, hinterm Schwarzen Meer, lebt Eltághan, Sohn des Kutsyg; seine Kopfhaut ist aus Gold; wenn du stark bist, Sósryqo, so gehst du und erschlägst Eltághan, ziehst ihm die Kopfhaut ab und läßt dir daraus einen Kragen für deinen Pelz machen."

Als Sósryqo das gehört hatte, wurde er traurig und sagte zu sich selbst: „Ich muß unbedingt zu Eltághan gehen." Er machte sich auf den Weg und kam zum Hause Eltághans. Der schaute zum Fenster heraus und sagte: „Glückliche Reise, werter Gast, wo kommst du her?" „Ich habe von deinem Ruhm gehört und deshalb bin ich zu dir gekommen", antwortete Sósryqo. Eltághan schlachtete einen gelben Hammel, bewirtete Sósryqo wie sich's ziemt und sagte: „Gast! Ist Sósryqo wirklich so stark, daß man ihn einen starken Mann nennen darf?" „Wieso sollte Sósryqo nicht stark sein? Wenn du zwei Kugeln in eine Flinte lädst und du zielst ihm auf die Brust, dann fallen die Kugeln wie Birnen vor ihm nieder." „Lieber Gast," sagte Eltághan, „du hast auch eine Flinte, die mir nicht schlecht zu sein scheint; lade sie doch mit zwei Kugeln und schieß mich in die Brust; ob die Kugeln wohl hineingehen, möchte ich sehen." Sósryqo lud seine Flinte recht stark, schoß und die Kugeln fielen zur Erde, als wenn es Birnen gewesen wären. „Wie zeigt sich die Stärke Sósryqos sonst noch?" frug Eltághan. „Wenn du ein Schwert schärfst und es mit beiden Händen fassest und ihm damit auf den Kopf schlägst, kannst du ihm nicht einmal anderthalb Haare durchschneiden." „Lieber Gast," sagte Eltághan, „du hast auch ein Schwert, das mir aussieht, als ob es recht gut wäre, probier's mal an

mir!" Sósryqo stand auf, zog sein Schwert, schlug zu, konnte aber nicht einmal anderthalb Haare durchschneiden. Wieder frug Eltághan nach neuen Proben der Stärke Sósryqos. „Wenn du im Winter eine Grube gräbst", sagte dieser, „und das Wasser des Terek hineinläßt, den Sósryqo auf eine Woche in die Grube tust und das Wasser gefriert, so bricht er doch mit dem Kopfe durch, so stark ist er." „Nun", sagte Eltághan, grabt mir eine Grube, setzt mich hinein, laßt das Wasser des Terek in die Grube und laßt es frieren; wir wollen sehen, ob ich es nicht durchbreche." So geschah es. Als das Wasser in der Grube tüchtig gefroren war, forderte Sósryqo Eltághan auf, durchzubrechen. Der tat einen Schub und brachte den Kopf durch; die Schultern aber blieben im Eise stecken. „Heb zu, heb zu," ermutigte ihn Sósryqo, „es wird bald brechen." „Nein, ich kann nicht," antwortete Eltághan. „Nun, was glaubst du, wird dir mein Schwert den Kopf absäbeln? Sieh, ich bin selber der Sósryqo, glaub mirs nur!" Sprachs, zog das Schwert und wollte Eltághan den Kopf abhauen; es ging aber nicht. „Sei gnädig," sagte dieser, „quäle mich nicht, hol das meine und hau mir damit den Kopf ab!" Sósryqo holte also das Schwert und sagte: „Kraft hast du schon, und wenn du ebensoviel Verstand hättest, würde dir niemand Herr werden, aber an Verstand bin ich dir über." Dann hieb er ihm den Kopf ab; dieser aber faßte im Fallen mit den Zähnen den Griff von Sósryqos Schwert. Da lief dieser davon und der Kopf hinter ihm drein. Aber bald wurde der Kopf kalt und das Schwert entfiel ihm. Als Sósryqo dies sah, blieb er stehen und zog ihm den Skalp ab. Was er in Eltághans Hause fand, nahm er alles mit sich. Dann rief er aus dem Narten-Aul alle Mädchen und jungen Frauen zu sich und befahl ihnen, ihm aus dem Skalp und dem Schnurrbart einen Pelz zu nähen. Als sie diese Dinge sahen, sagte die eine: „Das ist die Kopfhaut meines Vaters", die andere: „Das ist der Schnurrbart

meines Bruders", die dritte: „Das ist die Kopfhaut meines Mannes." Und dann versprachen sie alle, am nächsten Morgen zur Arbeit zu kommen.

Sie kamen und schnitten ihm den Pelz zu. Dann gingen sie zu einer Hexe und frugen diese um Rat: „Wir haben dem Sósryqo einen Pelz zugeschnitten aus den Kopfhäuten unserer Väter, aus den Schnurrbärten unserer Brüder und den Skalpen unserer Männer. Wir wollen ihn jetzt überlisten und bitten dich, uns zu sagen, was wir tun sollen." „Laßt seinen Pelz ohne Kragen," sagte diese, „und wenn ihr fertig seid, sagt ihm, sein Pelz sei sehr schön, aber es fehle noch der Kragen daran, er solle die Kopfhaut Mukkáras, des Sohnes des Táryk bringen, — sie soll golden sein — und dann würde sein Pelz fertig." So taten sie denn auch.

Sósryqo machte sich auf den Weg. Als er zu Mukkára kam, rief er ihn an: „Mukkára, bist du zu Hause?" Als dieser rufen hörte, sagte er: „Das ist Sósryqos Stimme, geht und sagt ihm, ich sei nicht zu Hause!" „Nun, dann findet mir ihn um jeden Preis", erwiderte Sósryqo, als man ihm diesen Bescheid brachte. Dann kam Mukkara selber und fragte Sósryqo, warum er ihn suche und was er von ihm wolle. „Wir wollen auf der Sakola-Straße würfeln," antwortete Sósryqo, „wenn du gewinnst, schneidest du mir den Kopf ab, wenn ich, dann gehört dein Kopf mir." Mukkára willigte ein; sie gingen hinaus auf die Sakola-Straße und Sósryqo sagte zu Mukkára, er solle zuerst würfeln. „Nein," antwortete dieser, „du bist hierhergekommen und hast mich aufgefordert, wirf also du zuerst!" Das tat Sósryqo, und aus dem Würfel fiel Hirse, soviel als ein Mann in drei Tagen dreschen kann. „Die Hirse muß man aufsammeln", sagte Sósryqo. Dann warf Mukkára seinen Würfel und Küken kamen daraus hervor, und ihrer waren so viel, daß nicht einmal ein Körnchen auf jedes traf.

„Jetzt würfle du zuerst", sagte Sósryqo. Wieder fiel ein Würfel und ein Eber kam heraus und lief ins

Steppengras. Dann würfelte Sósryqo und drei Windspiele sprangen aus dem Würfel, jagten dem Eber nach und brachten ihn in Stücke gerissen zu Mukkára. „Jetzt ist an dir wieder die Reihe“, sagte dieser; Sósryqo warf seinen Würfel weg und die Häuser der Narten fingen an zu brennen. „Nun mußt du ihnen helfen“, sagte Ssósryqo. Aber Mukkára mußte gestehen, daß er nichts für sie tun könne, „tu mit mir, was du willst‘„ fügte er hinzu. „Schau her“, sagte Sósryqo, würfelte und ein Regen setzte ein und löschte das Feuer. „Schneid’ mir den Kopf ab, Sósryqo, du hast gewonnen“, sagte Mukkára. „Nein, würfle noch einmal, ich erlaube es dir.“ Das tat Mukkára, und drei Tauben flogen aus seinem Würfel. „Fang sie!“ sagte er zu Sósryqo. Der zog seinen Würfel aus der Tasche und drei Sperber flogen den Tauben nach, fingen sie, brachten sie zu Mukkára und töteten sie. „Schneid’ mir den Kopf ab, du hast gewonnen“, wiederholte Mukkára. Aber das wollte Sósryqo nicht: „Du bist ein tapferer Mann, ich mag dir den Kopf nicht abhauen“, sagte er, zog ihm den Skalp ab und legte ihm ein heilendes Kraut auf. Da wuchs ihm eine neue Haut und er wurde wieder gesund. Sósryqo aber trug Mukkáras Skalp nach Hause und die jungen Frauen und die Mädchen machten ihm daraus einen Kragen für seinen Pelz.

52. CHÄMÝTS, SÓSRYQO UND URÝSMÄG



hämyts, Sósryqo und Urýsmäg waren uneins darüber, wer von ihnen der älteste und wer der jüngste wäre. Da kamen sie überein, zu ihrer ältesten Schwester in der Stadt Týnty zu gehen und sie darüber zu befragen. Als sie sich auf den Weg machten, legten sie ihre Satteltaschen auf Chämytsens Pferd. Am Hause ihrer Schwester angekommen, forderten sie diese auf, herauszuschauen. Sie

aber sprang aus dem Hause und lud sie ein' ins Schlafzimmer einzutreten. Dann trug sie ihnen zu essen auf und bewirtete sie reichlich. „Wir sind nicht ohne Absicht gekommen“, bemerkte einer der dreie. „Was wollt ihr von mir?“ frug die Schwester. „Wir sind uneins darüber, wer von uns der älteste und wer der jüngste ist.“ „Wißt ihr das wirklich nicht? Der die Satteltaschen auf dem Pferde hinter sich hat, das ist der jüngste.“ Chämyts wurde böse und fluchte ihr: „Für deine Lüge soll der braune Esel der Bora dich belegen; denn ich bin nicht der jüngste.“ (Wenn man den braunen Esel der Bora so erwähnte, dann pflegte er auch gleich mit freudigem Wiehern herbeizulaufen.) „Sei gnädig,“ flehte die Schwester, „laß den Esel nicht zu mir und ich gebe dir, was du willst.“ „Gib mir den Zahn des Arqys“, sagte Chämyts. Sie gab ihm den Zahn und setzte ihn ihm zwischen seinen andern ein. Dieser Zahn aber war dafür gut, daß ein Weib, das man liebt und bei dem man keine Gegenliebe findet, sich ergeben muß, wenn aber der Besitzer des Zahnes nichts von ihr wissen will, so verwandelt sie sich in eine Schlange. Als Chämyts nun den Zahn bekommen hatte, ließ er den Esel nicht zu ihr.

Bei den Aläga war Hochzeit; sie hatten nämlich eine erwachsene Tochter. Schon vorher hatte Chämyts Freiwerber zu ihr geschickt; sie hatte ihn aber zurückgewiesen und er war böse auf sie. Als sie erfuhr, daß Chämyts im Besitze des Zahnes sei, bekam sie Angst. Darum hütete sie sich vor ihm. Chämyts aber wußte ein Mittel, um ihr nahezukommen: er hüllte sich in ein Tuch ein und sprang in eine Dreckgrube. Die Leute, die das sahen, bedauerten ihn und auch die Tochter der Aläga kam aus ihrem Hause und schaute zu und sagte: „der arme Mann“. Als Chämyts sie erblickte, zeigte er ihr seinen Zahn und verwünschte sie: „Dein Haus soll einfallen“[1]. „Wehe,“ sagte sie, „der ist gekommen, vor dem ich mich so gehütet habe.“

[1] Eine der schlimmsten Verwünschungen.

Chämyts aber ritt nach Hause und das Mädchen verwandelte sich in eine Schlange. Die Alägas baten nun Chämyts, er solle gnädig sein und zu ihrer Tochter kommen, sie würden ihm dafür soviel Geld geben, als er fortschleppen könne. „Und wenn ich sterben müßte, gehe ich nicht zu eurer Tochter“, antwortete Chämyts. Als aber zwei Jahre um waren, tat sie ihm doch leid; er ging zu ihr, nahm seinen Zahn heraus und rieb sie damit. Sie nahm ihre menschliche Gestalt wieder an, wurde noch schöner als sie früher war und Chämyts machte sie zu seiner Geliebten. Als sie beieinander schliefen, sagte Chämyts: „Du wolltest mich nicht und das hast du mit zwei Jahren Elend bezahlt.“ „Ja, was sollte ich mit dir tun?“ antwortete das Mädchen, „aber meinetwegen hast du doch in einer stinkenden Dreckgrube gesessen.“

53. URÝSMÄG UND SÓSRYQO



Die Narten hielten eine Versammlung ab. Urýsmäg und Sósryqo stritten darüber, wer von ihnen der tapferste und wessen Frau die beste wäre. Als Sósryqo am folgenden Tage aufwachte, kam ihm die Reue: „Nein, Gott soll mich verfluchen, wie mit einer Reitpeitsche habe ich gestern meinen Älteren behandelt, so schwer hab' ich ihn beleidigt. Wie soll ich mich noch bei den Narten sehen lassen. Ich will den Tod suchen, sonst schäm' ich mich zu sehr.“ Dann stand er auf, holte sein Pferd, tat seine Rüstung an und stieg auf: „Den Tod such ich!“ sagte er nochmals und ritt weg.

Satána war ein gutes Weib. Als sie an jenem Morgen die Straße fegte, begegnete ihr Sósryqo. „Wohin des Wegs, Held?“ frug sie ihn. „Den Tod suchen“, war die Antwort. „Ach,“ klagte Satána, „wenn der fort ist, ist die Hälfte unseres Auls weg. Möge mein Haus einfallen!“ Sie sattelte Durdura, Urýsmägs Pferd, und ritt zu ihrem

Schwager, der in der Stadt Týnty lebte. „Vielleicht gelingt es dem, Sósryqo von seinem Vorhaben abzubringen," dachte sie.

Ihr Schwager tat auch gleich sein Totengewand[1] an, sattelte sein Schlachtpferd und ritt Sósryqo nach. Auf dem Färdyg-Feld holte er ihn ein. „Sósryqo, kehr zurück, und wenn nicht, will ich mit dir umkommen." „Esel, Färsagläg[2], antwortete dieser, wie wagst du es, mir nachzugehen?" Doch ritten sie zusammen und kamen, ohne ein Wort zu wechseln, nach Jelusäned[3]. Dort angekommen, stürzte Sósryqo nach dem Flusse, aber sein Schwager Tschilächsärton war schneller als er und kam früher ins Wasser. „Gott soll dich nicht erhören," sagte Sósryqo, „was willst du dich denn mir opfern?" „Du sollst nicht ohne Preis zurückkehren, Sósryqo," sagte dieser, „komm nach Hause, wir haben eine Schwester, um die selbst die Engel freien, die geben wir dir!"

Sie kehrten also zurück, kamen zum Hause Tschiläch-särtons und dieser sagte zu seiner Schwester: „Ich habe dir einen guten Mann gefunden." „Wer ist er?" frug sie. „Aus dem Nartengeschlecht ist er, der Sósryqo ist's." Da fing das Mädchen an zu weinen und sagte, sie wolle nicht bei einem Narten schlafen." Sósryqo war voller Zorn, als er dies erfuhr; er ging nach Hause, blieb mitten im Nartenaul stehen und rief: „Narten! Mir ist die Seele krank! Die Tochter der Tschilächsärton will mich nicht!" Da schickten sie einen Ausrufer aus mit dem Auftrag, die Narten zum Zug aufzufordern, keiner dürfe zurückbleiben. Wo drei in einem Hause seien, bleibe einer zurück, wo nur zwei, sollen beide kommen. Am nächsten Morgen versammelte sich die Schar.

---

[1] Man fertigt sich sein Totengewand in Ossetien rechtzeitig an. Manche legen es auch bei Beginn einer gefährlichen Unternehmung schon an. [2] Sohn eines Adligen (äldar) und einer aus niedrigerer Klasse stammenden Frau. [3] Der Erzähler sagte Miller, Jelusäned sei der Ort, aus dem die Menschen kamen, als Gott sie erschuf. Es ist aber sicher eine Verballhornung des Namens Jerusalem.



In jener Nacht gebar eine Hexe ein Knäblein, und als am Morgen Urýsmäg die Runde bei allen seinen Heerscharen machte, kam der Kleine bereits angelaufen und wollte mitmachen. Urýsmäg sagte zu ihm: „Gestern abend bist du geboren und heute willst du schon mit ins Feld ziehen?" „So viel Hilfe dir hundert Mann leisten können, so viel leiste ich dir", antwortete das Kind. „Wer hält mir mein Pferd?" frug Urýsmäg. „Ich", rief der Kleine. „Du?" sagte Urýsmäg, „aber mein Pferd ist nicht leicht zu halten." „Ich halte es doch", sagte der Kleine. „Ja, wie denn?" frug Urýsmäg wieder, „wenn es den Zügel abreißt, wie willst du's dann halten?" „Am Schopf!" „Und wenn es sich auch da losreißt?" „Dann an der Mähne!" „Und wenn es sich trotzdem losreißt?" „Dann halte ich es an den Füßen und werfe es zu Boden."

Als dann die Schlacht anfing, schlug das Knäblein Urýsmäg vor, es selbst wolle entweder den Feind vom Berge aus angreifen oder im Heere mitkämpfen. „Wenn du mir einen solchen Dienst erweisen willst, so ist's recht; über dem Feinde ist ein Berg, wenn du ihn von da aus angreifen willst, so soll mir's recht sein." Der Junge verwandelte sich in eine schwarze Henne, flog auf die Bergspitze und löste mit einem Schlage seines Fußes ein großes Felsstück ab, das hinunterfiel, die Hälfte der Häuser im Aul der Feinde zerstörte und viele Leute erschlug. Tschilächsärton aber hatte von Gott drei Pfeile bekommen; als er nun den Knaben oben auf dem Berge erblickte, sagte er: „Sonderbar! Droben sitzt etwas wie ein schwarzer Rabe; das hat meine Stadt zerstört und meine Leute umgebracht. O Gott! Da du mir diese Pfeile geschenkt hast, so laß mich auch das treffen, was da oben sitzt und einem Raben gleicht!" Er schoß und traf den Knaben ins Knie. In alten Zeiten war es nun so, daß, wenn jemand über drei Täler weggetragen wird, er unsterblich wurde. Darum lud sich Urýsmäg den Knaben auf den Rücken und trug ihn über zwei Täler hinweg. Aber Sýrdon war immer der böse Ratgeber der

Narten, darum spottete er auch Urýsmäg aus: „Aha, dein Heer haben sie dir aufs Haupt geschlagen und jetzt trägst du den Hexensohn auf dem Rücken!" Als Urýsmäg dies hörte, warf er den Knaben von sich, der gleich sterben mußte. Batrás, der Sohn des Chämyts, schaute vom Himmel herunter und sagte: „Die Narten schlagen sich zwar gut, aber gegen Tschilächsärton können sie nichts ausrichten." Dann flog er vom Himmel herab und zu den Narten. „Der Rauch aus euren Gewehren ist gut, aber der Stadt eurer Feinde habt ihr noch keinen Schaden getan. Geht, holt meine Kanone, dann sollt ihr sehen!" sagte er zu ihnen. Sie gingen, aber weder mit Menschenkraft, noch mit der Kraft der Ochsen konnten sie die Kanonen von der Stelle bringen. „Und ihr wollt Krieg führen!?" sagte Batrás, ging selbst, nahm seine Kanone auf den Rücken und brachte sie aufs Schlachtfeld. Dann lud er sich selbst in die Kanone und ließ sie abfeuern. Als er in der Feindesstadt landete, kam Tschilächsärtons Tochter zu ihm und bat ihn, Gnade zu üben und sie nicht zu schänden, sie willige ein, seinen Bruder zu heiraten. „Ob du willst oder nicht," sagte Batrás, „du wirst ihn heiraten. Ich werde dir nichts antun, aber die Hälfte dessen, was in der Stadt ist, nehme ich mit." Und die Narten nahmen ihnen Leute und Geld ab und führten auch Sósryqo, in dessen Hause sie dann vom Kampfe ausruhten, seine Braut zu.

54. SATANAS GEBURT



Die Mutter des Geschlechts Bóra hieß Sasána. Zu der schickte eines Tages Uástyrdji einen Boten und ließ ihr sagen: „Ich will dich zur Geliebten haben." Sie ließ ihm antworten, sie werde niemandem Gehör schenken, als ihrem eigenen Manne. Uástyrdji antwortete: „Wenn du auch tot bist, ich lasse nicht von dir!" Als nun Sasána im Sterben lag, trug sie

ihren drei Söhnen, Chämyts, Urýsmäg und Sósryqo[1] auf, sie im Grabe zu bewachen. Die erste Nacht nach ihrem Tode bewachte sie Urýsmäg. Um Mitternacht kam Uástyrdji; es wurde Tag, die Sonne ging auf, und die Leute trieben ihr Vieh auf die Weide. Aber Urýsmäg ließ sich nicht täuschen. „Du Schlauer," sagte er zu Uástyrdji, „damit kannst du mich nicht täuschen." Und blieb beim Grabe und ging erst nach Hause, als der wirkliche Morgen kam.

Die zweite Nacht wachte Sósryqo. Wieder kam Uástyrdji um Mitternacht, und wieder wurde es Tag, aber auch Sósryqo ließ sich nicht täuschen und ging erst am Morgen nach Hause.

Die dritte Nacht war Chämyts an der Reihe. Als es um Mitternacht wieder hell wurde, glaubte Chämyts, es sei Tag geworden und beschloß wegzugehen. „Was soll ich hier noch länger sitzen, es ist ja Tag," sagte er, „ich gehe lieber auf die Hochzeit der Alagá." Das tat er denn auch. Uástyrdji aber ging zur Sasána, beschlief sie zuerst selbst und ließ dann zuerst seinen Hengst und danach auch seinen Windhund zu ihr; dann flog er in den Himmel zurück.

Nun kam einer zu den Alagá und berichtete, aus der Gruft der Borá höre man das Weinen eines Mädchens, das Wiehern eines Füllens und das Bellen eines Welps. Als Urýsmäg dies hörte, sagte er: „Ach, ach, da ist mein Bruder daran schuld; der hat unsere Mutter nicht ordentlich bewacht!" Als er in die Gruft kam, sah er, daß seine Mutter ein Mädchen, ein Füllen und einen jungen Hund geboren hatte. Er nahm sie mit nach Hause und zog sie auf. Das Kind wurde sehr hübsch; man gab ihr den Namen Satána. Aus dem Füllen wurde der Schecke Durdura, aus dem Welp ein guter Windhund.

[1] Sósryqo war zwar nicht ihr Sohn, aber da er mit den beiden andern lebte, ließ sie ihn auch zu sich rufen.

55. URÝSMÄG UND SATÁNA



Eines Tages sagte Urýsmäg zu Satána: Du bist ein schönes Weib geworden, ich würde dich gerne zu meiner Frau machen, aber ich schäme mich, oder dich verheiraten, aber es tut mir leid um dich." „Setz dich verkehrt auf einen Esel und reite durch die Nartenaule," antwortete Satána, „wenn sie dich das erste Mal sehen, werden sie dich alle auslachen, wenn du zurückkommst, nur noch wenige und wenn du dich zum dritten Mal so zeigst, dann wird schon keiner mehr lachen." Urýsmäg befolgte den Rat und es geschah, was Satána ihm vorausgesagt hatte. Dann wurden sie Mann und Frau.

Einmal schickte nun Sáfas Sohn eine Boten zu Satána, der sie von dem Wunsche des ersteren in Kenntnis setzte, sie möchte seine Geliebte werden. Damals war Urýsmäg gerade nicht zu Hause, und da Satána sich weigerte, kam am nächsten Tag der Sohn Safas selbst. Satána ließ ihm ein Schaf schlachten und beauftragte ihre Diener, den Gast gut zu bewirten „Setzt euch um mich herum!" sagte der Sohn Sáfas und zog aus seiner einen Tasche ein Messerchen, aus der andern ein Tischchen und ein Tuch. Aus dem Messerchen sprang ein Lamm heraus und zwei junge Burschen, die das Schaf schlachteten, Schischlick[1] brieten und so ein Abendessen herrichteten. Als er mit dem Essen fertig war, steckte er sein Messer, sein Tischchen, sein Tuch, die Burschen und den Rest des Essens wieder ein.

„Verkaufst du diese Sachen nicht?" fragte Satána. „Ich habe schon früher zu dir geschickt", antwortete der Sohn Sáfas, wenn ich heute nacht bei dir schlafen darf, bekommst du sie." Satána überlegte sich's, sagte sich dann aber doch: „Was auch kommen mag, ich will ihm

[1] Am Spieß gebratene Fleischstückchen.



zu Willen sein." Sie lud ihn also in ihr Schlafzimmer und sie schliefen miteinander.

Am Morgen gab Safa seine Sachen Satána und flog weg; aber auch seine Gamaschen ließ er zurück, damit Urysmäg sie sähe. Als dieser zurückkam und seine Rüstung im Schlafzimmer ablegte, sah er die Gamaschen liegen. „Satána, Satána!" rief er, „hast du nicht gesagt, daß niemand dich je verführen könne? Jetzt will ich nicht länger mit dir zusammenleben, ich gehe und suche den Tod!" Er stieg aufs Pferd und ritt weg. Satána aber sagte: „Wenn ich mich jetzt nicht als Mann verkleide und ihm meine Sachen zeige, dann ist es aus mit uns beiden." Sie tat also Männerkleider an, stieg aufs Pferd und ritt auf die Suche nach Urysmäg aus.

Sie traf ihn auf dem Tarq-Felde. „Geraden Weg wünsch' ich dir, tapferer Mann, wohin des Wegs?" redete sie ihn an. „Den Tod suche ich", antwortete er. „Nun, eine Nacht wollen wir zusammen ausruhen", schlug Satána vor. „Gut, das können wir machen," antwortete Urýsmäg, „ich danke Gott für einen solchen Gefährten."

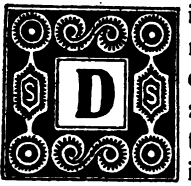
Sie ruhten ein wenig und dann frug Urýsmäg: „Was essen wir nun zu Nacht?" „Laß das meine Sorge sein!" antwortete Satána. Als es Zeit zum Essen wurde, zog sie aus der Tasche das Messerchen, das Tischchen und das Tuch und bereitete ein Abendessen. Nach dem Abendessen tat sie diese Sachen wieder in die Tasche. „Verkaufst du diese Dinge wirklich um keinen Preis?" fragte Urýsmäg. „Guter Mann! verkaufen werde ich sie nicht, aber wer eine gewisse Sache macht, dem geb' ich sie." „Obwohl du ein Mannsbild bist, will ich es doch tun," antwortete Urýsmäg. Als es Nacht wurde, legten sie sich nieder und Satána sagte: „Strecke mir deinen ... her!" Dann, als Urýsmäg ihren Wunsch erfüllt hatte, nahm sie einen Stein, hüllte ihn in einen Zipfel ihrer Burka[1] und ...

[1] Der bekannte kaukasische Schafwoll- oder Filzmantel.

Als es Tag geworden war, sagte Satána: „Nun, warum bist du von mir weggelaufen? Du bist doch ein Mannsbild, und ich ein Weib und doch hab ich dich verführt. Wie hätte ich nicht nachgeben sollen, wenn mich jemand mit solchen Dingen lockt.“

Dann kehrten sie beide nach Hause zurück und lebten einträchtig wie früher.

56. URÝSMÄG, CHÄMÝTS UND SÓSRYQO



ie aus dem Geschlechte der Bora — Urýsmäg, Chämyts und Sósryqo — gedachten einmal aufs Stehlen auszugehen. Als sie zur Nartenbrücke kamen, trafen sie Syfýttär[1]. Sie fingen ihn und forderten ihn auf, ihnen Gutes zu weissagen. „Laßt mich los und von der anderen Seite des Flusses aus werde ich euch segnen.“ Als sie seine Bitte erfüllt hatten, sagte er: „Hört! Euer Weg soll so glücklich sein und so viel soll es schneien, daß man die Oberfläche des Schnees nicht mehr sehen kann; unter einem Baum sollt ihr eine ganze Woche bleiben und eure Stiefelsohlen essen müssen.“ „O,“ sagten die drei, wenn wir weitergehen — gibts ein Unglück, wenn wir zurückkehren — ist's eine Schande.“ Also gingen sie doch weiter und in der Tat schneite es bald so stark, wie Syfýttär vorausgesagt hatte; von einem Sonnabend auf den andern waren sie eingeschneit und zu essen hatten sie rein gar nichts. Da kam ihnen ein Eichhörnchen in die Quere, sie fingen es, aßen es und stritten sich dann um das Fell. „Gebt mir es!“ sagte Chämyts, und „nein, mir gebt es,“ Urysmäg. Sósryqo aber meinte: „Wir werden ja doch nicht einig, wir wollen es so machen, wer von uns das Wunderbarste erzählt, der soll es bekommen. Na, Chämýts, fange du an!“

„Ich ging einmal über einen Berg,“ fing dieser an, „da saßen die sieben Uástyrdji und hielten Gericht. Ich schoß

---

[1] Es ist unbekannt, was dieser Syfyttär eigentlich ist.

auf sie; dreie blieben und viere flogen zu Gott und klagten mich an; sie tun es jetzt noch. Ein andermal ging ich über einen andern Berg; da hielten die sieben Uátsilla Gericht. Ich schoß wieder; viere blieben auf dem Platze, die drei andern gingen zu Gott und klagten mich an. So erschlug ich sieben von den Uátsilla und den Uastyrdji, und sieben klagen mich bei Gott an."

„Chămýts," sagten die beiden andern, „das war ja kein Unglück für dich. Sósryqo, erzähle du!"

„Ich hatte in der Stadt Tynty eine Geliebte", fing Sósryqo an. „Eines Tages wollte ich sie besuchen; ich holte also mein Pferd aus dem Stall, tat die Schulterriemen meines Säbels und meines Gewehrs um und ritt weg. Als ich noch eine Wochenreise zu meiner Geliebten hatte, rief mich auf dem Chósfelde ein Schäfer an: ‚He du! Bist du nicht der Narte Sósryqo?' ‚Freilich bin ich's', antwortete ich. ‚Wohin des Wegs? Deine Geliebte ist ja schon seit einer Woche tot!' Ich fing an zu weinen, gab aber dem Hirten zur Antwort, ich würde doch hinreiten und sie aus dem Grabe herausholen. Dann fand ich auf dem Wege einen Strick, der wurde bald länger, bald kürzer. Ein Stück Weg weiter sah ich, wie ein Schweinslederstiefel und ein Saffianstiefel raufen und der schweinslederne des andern Herr wird. Dann kam ich zum Grab meiner Geliebten, grub es auf und kroch selbst hinein; man schaufelte das Grab zu und ich blieb eine Woche lang drinnen. Als meine Geliebte zu verfaulen und zu stinken anfing, kroch ich wieder heraus. Aber als ich noch bei ihr lag, hatte ich gehört, wie in dem Grabe ihrer Eltern junge Hunde bellten. Ich ging also zu meinem Schwager und frug ihn, was das zu bedeuten habe. Er sagte, das käme davon, daß diese Leute, die Eltern meiner Geliebten, den Armen kein Brot gegeben und sie nicht bemitleidet hätten, daß sie auch Reisenden gegenüber hart gewesen seien. Dann frug ich ihn, was der Strick bedeute, den ich gefunden, und den ich mit der Reitpeitsche aufgenommen

und auf die Seite geworfen hatte. Das bedeute, sagte er mir, daß zwei Brüder oder ein Vater und sein Sohn ihr Land teilen. Dann frug ich ihn auch, was der Streit zwischen den beiden Stiefeln bedeute. Das bedeute, sagte er, daß die Usdän und die einfachen Leute aus dem Volke gleich werden würden und das Volk stärker als der Adel."

„Nein, da ist gar nichts Wunderbares dabei", sagten die andern, als Sósryqo geendet hatte. „Zwar, daß du im Grabe warst, das ist wunderlich, aber das, was du gesehen hast, das nicht. Wir wollen von dir weiter nichts hören. Urýsmäg, jetzt kommst du daran."

Und Urýsmäg erzählte: „Ich besuchte Uástyrdjis Frau, die mich fein bewirtete. Ich sagte ihr, daß mein Herz nach ihr sich sehne. Sie wurde böse darüber, holte aus ihrem Schlafzimmer eine Peitsche aus Filz, schlug mich damit und ich verwandelte mich in eine räudige Hündin. Da lief ich nun so herum und suchte nach einem Bissen. Die Hunde alle hinter mir her; ich wurde trächtig und warf Welpe. Eines Tages fand mich ein Kaufmann, der mich mitnahm, damit ich seine Schafe hüte. Er band mich an und hing mir um den Hals ein ganzes gesalzenes Schaf. Ich fraß es und wurde satt. Da kamen an die Türe sieben Wölfe und sagten mir, ich solle sie hineinlassen, es fiele auch für mich etwas ab; sogar meinen Namen Urýsmäg wußten sie. Ich aber fiel sie an und erwürgte sie alle. Als der Kaufmann am Morgen aufstand, sah er sie vor der Türe liegen. Er nahm mich in seine Arme, küßte mich und erzählte den Leuten, was ich getan hatte. Als ein anderer Kaufmann, ein Kabardiner, davon hörte, wollte er mich unbedingt haben. Er bekam mich auch und band mir ein Stück Kleienbrot um. Mich hungerte fürchterlich. Wieder kamen sieben Wölfe: ‚Laß uns ein, Urýsmäg, du stirbst ja vor Hunger; es fällt auch für dich etwas ab.' Ich ließ sie ein und sie fingen an, die Schafe zu erwürgen. Ich selbst half ihnen dabei. Alle habe wir sie umgebracht. Als mein Herr am Morgen in den Stall kam, kriegte ich Angst. Er warf

sich auch auf mich und prügelte mich, was in seinen Kräften stand. Ich lief davon und kehrte zu meinem ersten Herrn zurück. Als er mich vor seiner Schwelle liegen sah, sagte er: ‚Ich weiß, daß du Urýsmäg bist. Ich kenne ein Mittel, dich wieder zum Menschen zu machen und will es dich lehren. Geh wieder zu Uastyrdjis Frau; sie wird dir eine Suppe kochen, denn sie weiß nicht, wer du bist. Hänge deinen Schweif in die Suppe, dann wird sie zornig werden und dich wieder mit der Peitsche schlagen und du wirst wieder deine menschliche Gestalt annehmen.“ Ich tat, wie er mich geheißen hatte, trat aber mit der Pfote in die Suppe, statt den Schweif hineinzuhängen. Sie wurde böse und schlug mich wieder mit derselben Peitsche wie damals. Als sie mich wieder als Mensch vor sich sah, sagte sie: ‚Urýsmäg, ich habe es bereut, daß ich dir das angetan habe.‘ Ich antwortete ihr: ‚Du hast mich elend gemacht, aber Gott möge dich strafen. Deinetwegen sind mir die Hunde nachgelaufen und deinetwegen habe ich Welpe geboren. Wie komm' ich jetzt zu meinem Wunsch?‘ ‚Uastyrdji ist nicht hier,‘ antwortete sie, ‚wenn er heute nacht nicht kommt, so bin ich dir zu Willen.‘ Jene Nacht schlief ich bei ihr; ihr Mann kam nicht. Am Morgen ließ ich absichtlich meine Gamaschen in ihrem Schlafzimmer. Uástyrdji kam nach Hause, band sein Pferd an den Pfahl im Hofe und trug seine Rüstung ins Schlafzimmer. Da sah er meine Gamaschen liegen. ‚Gott möge sich von dir abwenden,‘ sagte er zu seiner Frau, ‚wo kommen denn Urýsmägs Gamaschen her?‘ ‚Du kannst mich umbringen, wenn du willst, aber verheimlichen werde ich dir's nicht: wir haben heute nacht in diesem Bett zusammen geschlafen.“

Als Urýsmäg geendet hatte, frug er: „Nun, wem gehört jetzt dieses Eichhörnchenfell?“ Dann sagten sie zu Chämýts: „Was hast du für ein Unglück gehabt?“ und zu Sósryqo: „Wer hat dich geheißen, ins Grab deiner Geliebten zu kriechen?“ Und sie gaben das Fell Urýsmäg, weil die Rüden ihm nachgelaufen waren.

57. ETSEMEJ, SOHN DES ETSEJ



ines Tages spielten die Knaben mit ihren Knöchelwürfeln neben der Mühle. Da ertönte plötzlich eine Stimme: „He, ihr da, was ist denn das für ein Spiel? Glaubt ihr, mit solchen Steinchen könnt ihr eure Würfel treffen?“ Die Knaben schauten sich erschreckt um; vor ihnen stand ein ungefähr zehnjähriger Junge. Es war Etsemej, der Sohn ihres Fürsten, der irgendwo in der Fremde erschlagen worden war. Sie ließen sich aber nicht weiter stören und setzten ihr Spiel fort. Plötzlich packte Etsemej einen in der Nähe stehenden Mühlstein und rollte ihn genau auf die Reihe der Knöchelwürfel hin, die zu Staub zermalmt wurden. Die Knaben warfen einen erschrockenen Blick auf Etsemej und liefen mit Tränen in den Augen in die Mühle. „Mutter, Mutter!“ riefen sie, „Etsemej gibt keine Ruhe und hat uns unsere Würfel mit dem Mühlstein zermalmt.“ „Dem will ich's schon zeigen“, sagte die Mutter, ging hinaus und fuhr ihn an: „Du Grobian, was läßt du meine Kinder nicht in Ruh? Willst deine Kraft zeigen? Wenn du so stark bist, so geh' doch und bring den Kuba um, der deinen Vater getötet hat.“ Als Etsemej das hörte, errötete er, ließ den Kopf sinken und ging ganz in Gedanken versunken nach Hause. „Wie oft“, sagte er zu sich selbst, „wie oft hab' ich nun meine Mutter gefragt, wie mein Vater ums Leben gekommen ist; jetzt hab' ich's erfahren. Aber von wem? Von einem ganz gewöhnlichen Weib, die mir vorwirft, daß ich meinen Vater noch nicht gerächt habe.“ Weinend warf er sich zu Hause in die Arme seiner Mutter. „Was ist dir?“ frug sie ihn und streichelte ihm die Wangen. „Essen möcht' ich, röste mir Mais“, antwortete Etsemej. Die Mutter holte einen Maiskolben, röstete ihn, legte ihn auf einen Teller und brachte ihn ihrem Sohne. „Du sagst immer, daß du mich so lieb hast,“ sagte Etsemej, „warum gibst du mir dann den Mais nicht mit

der Hand?“ Lächelnd streute die Mutter den Mais auf ihre Hohlhand und reichte ihn ihrem Kinde. Etsemej aber faßte sie am Gelenk und drückte so fest, daß seine Mutter aus Schmerz laut aufschrie. „Ach, du schlimmer Sohn, kannst du niemand andern plagen, muß es deine eigene Mutter sein?“ rief sie. Etsemej aber ließ nicht los: „So lang du mir nicht sagst, wer meinen Vater ermordet hat und wo seine Rüstung und sein Pferd sind, laß ich dich nicht los.“

„Mein liebes Kind,“ sagte die Mutter, die erraten hatte, worum es sich handelte, „du bist noch zu jung dafür, aber wenn es schon sein muß, so wisse: deinen Vater erschlug Kuba, und ihn zu rächen ist deine Tante mit ihrer Schar ausgezogen. Beim Abschied bat sie mich, ich möchte ihr dich zur Hilfe schicken, wenn du einmal groß bist und dich stark genug fühlst, deine Pflicht zu erfüllen, aber jetzt bist du noch schwach und kannst ihr nicht helfen.“ „Mutter, beleidige mich nicht; ich fühle mich stark genug, um meinen Vater an Kuba zu rächen. Es tut mir weh und ich schäme mich, mir wegen dieser Sache Vorwürfe von irgendeinem dummen Weibsbild machen lassen zu müssen. Sag', wo ist meines Vaters Rüstung, und wo ist sein Pferd?“

„Hinter der eisernen Türe in unserm Turm“, antwortete ungern die Mutter. Gleich war Etsemej an der Türe und sprengte sie auf. Vor ihm stand in Dunkelheit und feuchter Luft mit blitzenden Augen seines Vaters gutes Pferd. Seit jenem Tage, an dem es seinen Herrn verloren hatte, ließ es niemand an sich heran, nahm von niemandem Nahrung und Trank; aber vor Hunger und Durst hatte es sieben Schichten der Erdrinde schon durchfressen. Als es den Knaben an der Türe sah, warf es sich auf ihn; Etsemej aber faßte es ruhig an der Mähne und führte es hinaus, tränkte, fütterte und badete es. Am folgenden Morgen kam er, kaum daß es Tag geworden war, zu seiner Mutter, um Abschied zu nehmen. „Liebe Mutter,“ sagte er, die

Pflicht ruft mich, ich muß meinen Vater rächen; ich verlasse dich jetzt. Denk' nicht zu viel an mich, sondern bitte Gott, er möge mir Kraft und Mut zu meinem Werke verleihen." Bittere Tränen vergoß die Mutter, umarmte ihren Sohn und schluchzte: „Lieber Sohn, zu früh nimmst du dieses Schwere auf dich; was soll aus mir werden, wenn du umkommst?" Vieles noch stammelte sie; Etsemej aber riß sich los, sprang aufs Pferd und gab ihm einen Hieb mit der Knute. Hoch auf bäumte sich das Tier und flog dahin wie ein Pfeil. Umsonst bemühte sich Etsemej, es zu beruhigen; es stampfte, biß in die Zügel, riß, sprang und lief wie der Wind. Da wallte dem jugendlichen Reiter das Blut auf: er riß am Zügel und drückte dem Pferd mit aller Kraft die Rippen zusammen. Das rote Blut floß dem Tiere von den Seiten und weißer Schaum bedeckte ihm das Gebiß. Da wurde das feurige Tier ruhiger, gehorchte und lief auf dem gewählten Weg schnell weiter.

Niemand weiß, wie lange Etsemej so dahinritt, aber eines Abends kam er in einen dunklen Wald. Bei einer Lichtung stieg er ab, ließ sein Pferd weiden und machte sich daran, Nachtlager und Abendbrot für sich zu bereiten. Er wandte sich nach rechts und erlegte einige Hirsche und Steinböcke; er wandte sich nach links, und Schafe und Ziegenböcke wurden seine Beute. Aus den Fellen dieser Tiere machte er sich ein Zelt zurecht; einen ganzen Hirschen steckte er sich an den Bratspieß. Als er das erste Stück davon kostete, erschienen zwei unbekannte Krieger. Etsemej stand auf und lud die beiden ein, sich zu setzen. Schüchtern folgten sie seiner Einladung und sahen ihn mit verwunderten Blicken an. Was ist das für ein Wunderding?" dachten die beiden, „klein ist das Kerlchen und mit einer Hand steckt er einen ganzen Hirsch an den Spieß." Etsemej gab ihnen zu essen und zu trinken und frug dann: Liebe Gäste, welches Schicksal führt euch hieher? Seid ihr vielleicht aus diesem Lande oder seid ihr auch auf der Wanderschaft, wie ich?" „Uns hat die Fürstin

Etsej geschickt, die ihres Bruders Tod an Kuba rächen will. Seit zehn Jahren wartet sie jetzt auf ihren Neffen, weil sie nicht über den angeschwollenen Fluß hinüber kann. Heute aber roch sie den Geruch von gebratenem Fleisch aus diesem Walde und ihr schien es, als ob der Braten mit dem wohlriechenden Salz zubereitet würde, das nur die Fürsten Etsej haben. Da wir dessen sicher sein wollten, kamen wir hierher." „Nein, die Schwester meines Vaters hat sich nicht geirrt," versetzte Etsemej stolz, „ich bin ihr Neffe und komme, um ihr Hilfe zu leisten." Die beiden Abgesandten verneigten sich tief vor ihm und luden ihn ein, gleich mit ihnen den Wald zu verlassen und die Fürstin aufzusuchen. Etsemej war's zufrieden und befahl ihnen, ihm sein Pferd vorzuführen. Bald waren sie alle drei aus dem Walde und erblickten ein Tal, in dessen Mitte unter einem schattigen Baum die Zelte der Fürstin aufgeschlagen waren. Als sie näher kamen, sagte der eine der beiden Krieger zu Etsemej: „Ich muß der Fürstin deine Ankunft melden" und ritt schnell voraus. Als diese von dem Nahen des längst erwarteten Gastes hörte, eilte sie ihm voller Freude entgegen. „Zwar warte ich seit langem auf dich," sagte sie zu Etsemej, „aber ich getraute mir doch nicht, zu hoffen, daß du so bald kommen würdest. Denn ... was kannst du mir für eine Hilfe leisten? ..." „Das wirst du bald sehen," antwortete Etsemej stolz, „für jetzt nur soviel: Morgen früh beim Morgengrauen geh' ich weg; du erwartest mich hier mit deinem Heere. Ich bitte euch nur um eines: mich nicht zu stören und euch vollkommen auf mich zu verlassen." „Nun, wenn du alles auf dich nehmen willst, werden wir dich nicht stören," meinte seine Tante, „das Sprichwort sagt ja nicht umsonst, der Weiber Haar sei lang, aber ihr Verstand kurz. Wir irren uns in der Tat häufig und in den einfachsten Dingen. Außerdem ist unser Zweck hier Sache der Männer und nicht der Weiber; tu also, was du willst, ich verlasse mich ganz und gar auf dich."

Mit der Morgenröte setzte sich Etsemej aufs Pferd und verließ das Lager. Als er an das steile Ufer eines großen Flusses gekommen war, zog er den Zügel an und war auch gleich in den Wellen und bald am gegenseitigen Ufer. Dann ließ er die Zügel frei und sein Pferd trug ihn, als ob es die Absicht seines Herrn erkannt hätte, mit Windeseile davon: Felder, Wälder, Berge, Täler, Bäche, Flüsse ... alles flog nur so an ihnen vorbei. Lange rannte das treue Tier, ohne müde zu werden; endlich kam es eines Abends in Kubas Gebiet. Der kühne Reiter kochte vor Ungeduld, seines Vaters Tod an Kuba zu rächen, und da er in der Nähe dessen Pferde weiden sah, warf er sich sogleich den Hirten entgegen, die ihn sofort mit gezogenen Säbeln umringten. Doch war es das letztemal, daß sie ihre Säbel gezogen hatten; Etsemej hieb ihnen allen die Köpfe ab, fing die Pferde ein und trieb sie ins Lager seiner Tante zurück. Als er wieder an den großen Fluß kam, dachte er sich, es sei doch eine gar zu kleine Beute, die er da bringe, und man könne glauben, er sei wie ein kleiner Knabe vor Kuba geflohen. Nein, das durfte nicht sein; die Pferde konnte ja seine Tante nach Hause bringen und er würde weiter sehen, was zu tun wäre."

Er trieb also die Herde durch den Fluß und gab einen Schuß ab, um die Seinen darauf aufmerksam zu machen. Sofort umringten seiner Tante Krieger die Herde und beglückwünschten ihn zu seiner Tat. „Du hast dein Wort gehalten," sagte die Fürstin, indem sie ihren Neffen umarmte, „du hast deine Kraft bewiesen. Jetzt können wir, zwar ohne Krieg, aber mit Ruhm bedeckt nach Hause zurückkehren." „Ich nicht," lachte Etsemej, „du bist früher gekommen als ich und deshalb kannst du auch früher heimkehren." „Aber was gedenkst du zu tun?" frug die Fürstin. „Ich nehme es mit Kuba auf," antwortete er, „und du treibe die Herden heim, ehe die Verfolger kommen." Traurigen Herzens gehorchte die Fürstin ihrem Neffen und nahm Abschied von ihm mit den Worten: „Du

suchst dir gefahrvollen Ruhm, aber ich kann dich nicht von deinem Vorhaben abspenstig machen."

Etsemej begleitete seine Tante bis hinter den Wald, dann kehrte er um, ging wieder über den Fluß und ließ seinem Pferde freien Lauf. Eines Mittags rastete er an einem Hügel. Sein Pferd hatte er abgesattelt. Er legte sich den Sattel unter den Kopf und schlief bald ein. Plötzlich hörte er im Schlaf das Wiehern seines Pferdes. Er sprang auf und sah, wie das Tier mit nach vorne gestreckten Ohren und aufmerksam in die Ferne schauend, wie versteinert dastand. „Was mag es nur sehen?" dachte er und suchte selbst die Ferne aufmerksam ab. Und da sah er, daß ganz am Horizonte ein Punkt sich bewegte und immer größer ward. Allmählich konnte er Kopf und Beine unterscheiden; es war ein Reiter. Aber was für ein sonderbares Pferd der hatte: auf sechs Beinen ging es und flog doch wie ein Rabe, der Staub flog wie eine Säule vor ihm her, Dampf sprühte aus seinen Nüstern, auf der Stirne leuchtete ihm ein Stern, in seinen Augen glänzte Feuer, ihm zur Seite sprangen Hasen und unter seinen Füßen flogen Möven hervor! Bald war das Wunderpferd am Hügel, wo Etsemej geruht hatte. „He du, Junge," sagte sein Reiter, „hast du nicht gesehen, wer mir meine Pferde weggetrieben hat?" „Jawohl, da in der Richtung hin hat ein Mann sie weggetrieben", sagte Etsemej und zeigte nach Norden. Der Reiter wandte sein Pferd sofort nach der angegebenen Richtung und flog davon. „Flieg nur zu," dachte Etsemej, „dort wirst du deine Pferde bald finden." Aber der Reiter kehrte schon wieder zurück und fuhr Etsemej wütend an: „Du nichtsnutziger Bengel, du! Wie kannst du es wagen, mich anzulügen." „Entschuldige," sagte Etsemej, „ich war so erschrocken, daß ich mich geirrt habe; jetzt aber erinnere ich mich, dahin hat der Mann deine Pferde getrieben, nach Westen." Der Reiter ritt nach Westen, kam aber bald wieder und fuhr Etsemej noch härter an als das erstemal, drohte ihm sogar mit der Peitsche. „Verzeih',

sagte dieser, „aber du fährst mich immer so grob an. Jetzt erinnere ich mich ganz genau, nach Osten sind deine Pferde weggetrieben worden. Reit' ihnen nur nach; sicherlich kommst du nicht mit leeren Händen zurück." „Gib acht," antwortete Kuba — denn dieser war es — „wenn du mich wieder täuschst, reiß ich dir den Kopf ab." Sprach's und ritt in der angegebenen Richtung davon; Etsemej aber, zufrieden mit dem, was er angestellt, besichtigte seine Waffen. Es dauerte nicht lange, da kam Kuba zurück. Schon von weitem schrie er: „Diesmal ist es zu Ende mit dir, du unverschämter Bengel! Weißt du, mit wem du dir zu scherzen erlaubt hast? Weißt du, wer vor dir steht und was dich jetzt erwartet? Du bist wahrscheinlich selbst der Dieb meiner Herden. Antworte, dein Leben ist in meiner Hand." „Vorläufig hast du mein Leben noch nicht," antwortete Etsemej lachend, „auch gestehe ich es, daß ich es war, der dir deine Pferde weggetrieben hat. Und um dir zu zeigen, daß ich dich nicht fürchte, habe ich dich dreimal in die Irre geführt. Wenn du aber wissen willst, wer dich so beleidigt hat: ich bin Etseijs Sohn und bin gekommen, um meinen Vater zu rächen."

„Ah, ich verstehe," sagte Kuba und warf einen verächtlichen Blick auf Etsemej, „nun, wollen wir uns schießen oder miteinander ringen?" „Raufen tun bei uns die Weibsbilder", sagte Etsemej. Kuba ritt auf einen Gewehrschuß zu rück, stieg vom Pferde und ging auf einen Hügel hinauf, Etsemej zog nach dem Gebrauche seines Landes schnell seine Büchse aus dem Futteral und gab den ersten Schuß ab. „Jetzt ist an mir die Reihe," sagte Kuba, den Etsemej bereits verwundet hatte, „eine halbe Ladung tu ich nur in meine Schwarzläufige, und mit einem Schuß mach' ich ein Ende." Er schoß und traf den jugendlichen Helden in die rechte Seite, doch machte das Etsemej eben nicht viel aus, er schoß wieder und traf Kubas linke Schulter. Und weiter ging der Kampf; wie Donner krachten ihre Büchsen, wie Sterne blitzten ihre Schüsse und dichter Rauch

umgab die beiden. Gegen Abend hatten sie kein Pulver mehr. „Es ist Zeit auszuruhen," sagte Kuba, „ich reite nach Hause und hole Pulver und Proviant." „Natürlich, das brauchen wir", antwortete Etsemej und legte sich nieder. Kuba stieg mit Mühe auf sein Pferd und ritt nach Hause. Um Mitternacht kam er heim, stieg ab und trat in sein Haus, indem er sich auf sein Gewehr stützte. „He, Weib!" rief er schon auf der Schwelle, „komm' schnell und lindere meinen Schmerz; nimm mir auch die schweren Kugeln ab!" Die Gerufene lief eilends herbei, breitete ihm einen Teppich zum Niederlegen aus und rieb ihm den Körper mit einem Tuche ab. Wie Hagel fielen da die Kugeln aus seinem Körper! „Mit wessen Heer hast du denn heute gekämpft?" frug die Frau. „Nur mit einem zehnjährigen Jungen", antwortete Kuba.

Kaum war es Morgen geworden, da war er schon wieder auf dem Kampfplatz, frühstückte mit dem Gegner, teilte mit ihm nach alter Sitte Pulver und Kugeln und sagte dann: „So, jetzt ist's Zeit, daß wir wieder anfangen." „Gut", antwortete Etsemej in aller Ruhe. Wieder fing das Schießen an und am Abend hörte es wieder auf und Kuba sprengte wieder nach Hause, voller Kugeln wie das erstemal. Etsemej konnte sich kaum rühren, aber er war entschlossen, bis zum Ende auszuhalten. Eine schwere Nacht hatte er. Am Morgen kam Kuba wieder, brachte Pulver und Kugeln und die Schlacht ging von neuem an und dauerte bis zum Abend. Kuba ritt nach Hause, ließ sich von seiner Frau die Kugeln herausreiben und ging dann tief in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab. „Oft hab' ich schon mit einem ganzen Heer gekämpft," sagte er im Selbstgespräch, „aber einen solchen Gegner hab' ich noch nicht gefunden. Jung ist er noch, ein Kind noch; wenn er aber ein Mann wird, wer wird es wagen, mit ihm zu kämpfen?"

Als er am vierten Morgen wieder auf dem Kampfplatz erschien, fand er Etsemej leblos daliegend. „Meine Schwarzläufige hat mich nicht im Stich gelassen," sagte

er schadenfroh, „sie hat ihm alle Glieder zerschlagen. Er zog dem Toten die Rüstung aus, band den Leichnam an den Schweif seines Pferdes und ritt im Schritt zurück, indem er das Pferd seines Gegners am Zügel führte. Gegen Abend kam er nach Hause, zeigte seiner Frau, was er mitgebracht hatte und sagte: „Schau, mit dem da hab' ich mich drei Tage herumgerauft." „Mit dem kleinen Jungen? Schämst du dich nicht, gegen ein Kind deine Flinte zu gebrauchen?" sagte die Frau. „Ja, klein schaut er aus, aber in Wirklichkeit ist er ein Held, übrigens will ich eine Wache neben ihm aufstellen, sonst kann ich nachts nicht schlafen." „Eine Wache? Hat dir der Kleine wirklich einen solchen Schreck eingejagt, daß du an seiner Leiche eine Wache aufstellen mußt?" „Das ist meine Sache", antwortete Kuba ärgerlich, rief eine Abteilung seines Heeres und befahl ihr, an der Leiche Etsemejs Wache zu halten. Dann ging er schlafen. Aber seine Frau konnte kein Auge schließen, so tat ihr der kleine Junge leid. Sie beschloß ihn mit ihrem Handtuch abzureiben und ihm zu raten, falls es ihr gelänge, ihn zum Leben zu erwecken, er solle sich gleich auf den Weg machen. Sie stand vorsichtig auf, um ihren Mann nicht zu wecken und ging hinaus. Zu der Wache sagte sie, ihr Mann sei nicht ganz wohl und es sei ganz überflüssig, daß sie da an der Leiche herumstünden, sie sollten in Frieden nach Hause gehen. Die Wächter verbeugten sich ehrerbietig vor ihr und zogen ab. Dann machte sie sich mit Zittern und Zagen an die Leiche und fing an, Etsemej mit ihrem Handtuch zu reiben. Wie Hagelkörner so dicht fielen die Kugeln von der Berührung des Wundertuchs aus dem Leibe Etsemejs. Nicht lange dauerte es, so lief ein Zittern durch seinen ganzen Körper und er schlug die Augen auf. Da aber schämte sich Kubas Frau und sie lief davon, ins Haus, zu ihrem Manne. Etsemej folgte ihr vorsichtig. „Mein Feind kommt, mein Feind kommt, mein Feind!" stöhnte Kuba im Schlafe, seine Frau aber beruhigte ihn mit den Worten: „Dein

Feind schläft seinen ewigen Schlaf unter der Hut deiner Krieger." Kuba schlief wieder ein, Etsemej aber kam immer näher. „Ha, da ist er!" entfuhr es wieder Kubas Lippen. „Niemand ist da, und wenn er da wäre, könnte er dir nichts tun. Du weißt es ja, das Schwarze Messer, von dem allein dir der Tod kommen kann, liegt im letzten der Koffer und zwanzig sind es, die da ineinandergeschachtelt in der Ecke stehen", tröstete ihn seine Frau, und Kuba schlief wieder ein. Aber Etsemej hatte alles gehört; er stahl sich ans Bett heran, zog die Schlüssel vorsichtig heraus und holte sich das Schwarze Messer. Als er sich dann Kuba näherte, fühlte dieser das Kommende, erbebte am ganzen Leibe und wollte etwas sagen, aber schon blitzte das Messer durch die Luft und Kubas Kopf fiel auf den Boden. Dann zog Etsemej den Leichnam aus dem Bett, ganz vorsichtig, daß Kubas Frau es gar nicht merkte und legte sich selbst hinein.

Beim ersten Hahnenschrei erwachte er. „He, Frau," rief er, indem er Kubas Stimme nachahmte, „steh auf und richte alles her; wir müssen fort, unser ganzes Land ist von Feinden umgeben." Dann stand er auf, zog seine Rüstung an und tat das Schwarze Messer wieder an seinen Ort. Kubas Witwe hatte gar nichts gemerkt; sie packte ein und glaubte, in der Rüstung stecke ihr Mann. In ein paar Stunden war Kubas Haus leer und für immer verlassen. Als sie nun zum Flusse kamen, sah Frau Kuba das Bild ihres vermeintlichen Mannes im Wasser, wunderte sich, daß er so klein war und sagte: „Wie winzig du im Wasser aussiehst, grad halb so groß als du bist." „Kleines Beil fällt großen Baum", antwortete Etsemej spöttisch. Sie wandte sich um und sah sich in der Gewalt des Jungen, dem sie in der Nacht das Leben gerettet hatte, errötete tief und wunderte sich, daß sie von alledem, was vorgefallen war, nichts bemerkt hatte. Als sie an einen dunklen Wald kamen, stieg Etsemej vom Pferde und hob auch seine Gefangene vorsichtig von ihrem Reittier. Dann befahl er seinen Sklaven, Zelte aufzuschlagen, nahm sein

Gewehr und ging auf die Jagd. Nach einer fröhlich verbrachten Nacht machte er sich wieder auf den Weg. Gegen Mittag kam er in das Gebiet Sósryqos, der ihm selbst entgenkam, ihn zu seinem Siege beglückwünschte und ihn nach Brauch und Sitte des Landes um Wegzoll bat. „Nimm die mit Gold beladenen Pferde und als Zugabe meine Sklaven", sagte Etsemej gutmütig. „Das will ich alles nicht," entgegnete Sósryqo stolz, „gib mir nur Kubas Frau." „Das ist unverschämt, was du da forderst," sagte Etsemej mit Verachtung, „soll ich denn mit leeren Händen nach Hause kommen?" Und glaubst du etwa, im Geschlecht der Etsej sei einer zu finden, der seine Frau hergibt?" „Dann hetze ich dir meine Krieger auf den Hals", drohte Sósryqo, „der Sieg wird entscheiden, wem Kubas Frau gehören soll." „Einverstanden," erklärte Etsemej, stieg vom Pferde, befahl den Seinen zurückzutreten und schickte sich an, mit Sósryqo und dessen ganzem Heer zu kämpfen. Mit jedem Schuß erledigte er einen Mann, aber schließlich war er doch so geschwächt in dem ungleichen Kampfe, daß er sein Ende kommen sah. „Ich sterbe," sagte er zu seinem Gegner, „ich bitte dich, meine letzte Bitte zu erfüllen, wenn du dich nicht fürchtest, stelle dein ganzes Heer in einer Reihe auf und trete du selbst zurück." Hochmütig gewährte Sósryqo die Erfüllung dieser Bitte, Etsemej aber durchschoß mit seinem letzten Schuß alle linken Ohren der aufgestellten Krieger. Dann wandte er sich zu seiner Frau und warf einen letzten Blick auf sie. Die wollte mit ihrem Wunderhandtuch ihm zu Hilfe eilen, aber Sósryqos schlaue Mutter überredete ihren Sohn, das nicht geschehen zu lassen. Sósryqo tat, was ihm seine Mutter geraten hatte, er lief Etsemejs Frau nach, überholte sie und schlug Etsemej den Kopf ab. Aber sein Sieg war umsonst, denn die durchbohrten Ohren seiner Krieger kosteten ihm Ehre und Ruhm und machten ihn zum Gespött aller.

Etsemej aber war seinem Vater ein getreuer Sohn gewesen; er hatte seine Pflicht erfüllt und ihn gerächt.



s war einmal ein Hirte, der hatte eine sehr schöne Frau und einen Sohn Namens Rustam. Als der Hirte nun starb, nahm der König die Frau zu sich, so daß der kleine Rustam bei Hofe aufwuchs. Von klein auf war er schon sehr stark. Wenn er mit seinen Kameraden Tschiling[1] spielte und einer ihm nicht sofort den Stock brachte, riß er ihm gleich einen Arm aus und benützte ihn statt des Stockes; wenn man ihm beim Ballspiel den Ball zu spät gab, riß er einem Kameraden den Kopf ab und spielte damit. Darob mußte der König viele Klagen hören und wußte nicht, was er mit dem Jungen anfangen sollte. Eine alte Frau riet ihm, Rustam in einen gewissen Wald nach Holz zu schicken; dort seien drei Divs und die würden schon mit ihm fertig werden. Der König ließ also Rustam rufen und beauftragte ihn, in den und den Wald zu gehen und Holz zu hauen. „Gut," sagte Rustam, „dazu brauch' ich aber sieben Maultiere und ein Beil und ein Haumesser, jedes fünf Zentner schwer." Als alles bereit war, ging Rustam in den Wald. Kaum war er drin, als die Divs ihn angriffen. Er packte sein Beil und sein Haumesser, erschlug die Angreifer, tat ihre Körper auf drei seiner Maultiere und die übrigen vier belud er mit Holz. Dann ging er nach Hause und legte alles im Hofe des Königs nieder. Der wunderte sich nicht wenig, als er sah, was Rustam angerichtet hatte.

Wieder nach einiger Zeit kam eine alte Hexe zum König und berichtete ihm, an einem gewissen Orte wohne der Weiße Div, zu dem solle man Rustam schicken und ihm auftragen, mit jenem zu kämpfen. Das tat der König denn auch. Als Rustam zu dem Weißen Div kam, meinte dieser, sie müßten zuvor vierzig Tage fasten, ehe sie kämpfen würden. Rustam willigte ein. Während dieser Frist kam

[1] Ein Stöckchenspiel.

er nun stark von Kräften und glaubte sich nicht imstande, den Strauß mit dem Div zu bestehen. Darum ging er zu seiner Mutter, um sich von ihr zu verabschieden. Als sie ihm einen gebratenen Hahn vorsetzte, wollte er zuerst nicht essen; als er es auf die Bitten seiner Mutter dennoch versuchte, brachte er keinen Bissen herunter, gleich mußte er sich erbrechen. Nachdem er sich von seiner Mutter verabschiedet hatte, ging er zum Div zurück, um sich zum Kampf zu stellen. So fest packten sich die beiden, daß sie bis zum Himmel emporflogen. Dann packte Rustam seinen Gegner und warf ihn mit solcher Wucht hinunter, daß er drei Fuß tief in der Erde stak. Aber der Div stand wieder auf und griff von neuem an. Wieder warf ihn Rustam, wie einen Mohnkopf schmetterte er ihn auf die Erde. Da ließ er den Toten und ging nach Hause.

Nach einiger Zeit aber merkte er es, daß ihn im Hause des Königs niemand liebte. Er verabschiedete sich also von allen und ging fort. Unterwegs traf er einen Mann, der hatte einen Nußbaum in der Hand und hielt ihn über die Schnitter, um hnen Schatten zu spenden. „Was machst du denn da für ein Kunststück?“ frug ihn Rustam. „Kunststück?“ antwortete der Gefragte, „nein, Kunststücke kann bloß Rustam machen.“ „Aber das ist doch keine Arbeit für dich, komm doch mit mir“, sagte Rustam wieder. „Gut, ich gehe mit.“

Zu zweit gingen sie weiter und trafen da einen, der hatte sich Mühlsteine an die Füße gebunden und mahlte Getreide damit. „Was machst du da für ein Kunststück?“ frug Rustam. „Das ist noch lange keins, Kunststücke kann bloß Rustam machen“, antwortete der. „Geh’, laß das, komm mit uns!“ sagte Rustam. Dem mit den Mühlsteinen war’s recht und er schloß sich den beiden an. Dann trafen die drei einen, der saß in einem Fluß und trank das ganze Wasser weg. „Das ist aber ’mal ein Kunststück“, lobte Rustam. Aber das wollte der Mann im Flusse nicht

gelten lassen. „Nein,“ sagte er, das ist gar nichts im Vergleich mit dem, was Rustam kann.“ „Gib das Wassertrinken auf und komme mit“, sagte Rustam.

Zu viert gingen sie so weiter, bis sie in einen Wald kamen, wo sie sich eine Hütte bauten. Da blieb nun immer einer der Reihe nach zu Hause und kochte, während die andern auf die Jagd gingen. Am ersten Tag traf es den Mann mit dem Nußbaum. Wie er daran war, Pilaw zu kochen, kam ein Adschdaha[1] zu ihm und bat ihn um die Brühe von dem Pilaw. „Warte, bis meine Freunde kommen“, sagte ihm der Nußbaumhalter. Der Adschdaha aber wurde böse, riß sich ein Haar aus seinem Schnurrbart, band jenen, fraß den ganzen Pilaw auf und ging weg. Mit großer Mühe gelang es dem Gebundenen, sich frei zu machen; dann fing er wieder zu kochen an. Als die andern nach Hause kamen und nichts fertig fanden, frugen sie, warum das Essen noch nicht bereit sei. Der Gefragte entschuldigte sich damit, daß er nicht gewußt habe, wie spät es sei, aber Rustam begriff sogleich, daß da etwas anderes dahinter stecke. Am folgenden Tag blieb der mit den Mühlsteinen zu Hause, dem dasselbe passierte mit dem Adschdaha wie seinem Vorgänger. Am dritten Tag kam die Reihe an den Wasserschlucker, dem dasselbe Schicksal widerfuhr. Am vierten Tage aber blieb Rustam zu Hause. Als er mit dem Kochen fertig war, erschien der Adschdaha und bat wieder um die Brühe. Rustam befahl ihm, sich zu packen; der Adschdaha zog ein Haar aus seinem Schnurrbart und wollte Rustam binden, der aber riß ihm den Kopf ab und warf ihn weg. Der Kopf rollte fort bis zu einer Grube, in die er hineinfiel. Als die andern nach Hause gekommen waren und gegessen hatten, erzählte ihnen Rustam, was ihm mit dem Adschdaha passiert war und nun rückten auch sie mit der Sprache heraus. „Wir wollen nachsehen, was in der Grube ist“, sagte Rustam und als sie hinkamen, fanden sie bloß, daß die

[1] Ein Fabelwesen.

Grube sehr tief war, aber sehen konnten sie nichts. Sie holten einen Strick und ließen den Nußbaumhalter hinunter, aber kaum war der in die Grube gekommen, da schrie er schon, er brenne und sie sollten ihn wieder hinaufziehen. Dem Mann mit den Mühlsteinen, den sie danach hinunterließen, ging es nicht besser, ebensowenig dem Wasserschlucker. Nun war die Reihe an Rustam. „Laßt mich nur schreien, so viel ich will," sagte er, „zieht mich nicht herauf, laßt mich ganz hinunter." So geschah es denn auch; Rustam schrie aus Leibeskräften, wurde aber nicht hinaufgezogen. Als er schließlich auf dem Grunde der Grube stand, sah er ein eisernes Tor. Er brach es auf und fand dahinter ein anderes, das er gleichfalls aufsprengte, dahinter wieder ein anderes und so weiter, bis er endlich das siebente aufgebrochen hatte. Da erblickte er eine Jungfrau, auf deren Knien ein Div schlief. „Ach, was willst du hier," sagte das Mädchen zu Rustam, „wenn der Div aufwacht, frißt er dich." In der Tat erklärte der Div gleich nach dem Aufwachen, er rieche Menschenfleisch und er habe schon seit langem keines gegessen. Rustam aber riß ihm den Kopf ab und befreite die Jungfrau. Diese sagte ihm, daß sie eine Schwester habe, die gleichfalls in der Gewalt eines Divs sei, er möge sie doch auch befreien. Das ließ sich Rustam nicht zweimal sagen; er erbrach die Türe, die ins nächste Gemach führte, schlug den Div tot und holte die Jungfrau heraus. Noch eine dritte befreite er auf diese Weise. Schließlich fand er hinter einem vierten sehr festen Tore eine wunderschöne Jungfrau, auf deren Knien ein schwarzer Div schlief. Da war aber auch der Kopf des Adschdaha, den er getötet hatte und der hierher gekommen war, um sich über Rustam zu beklagen. Den Kopf zertrat er, den Div erschlug er und das schöne Mädchen nahm er für sich, die anderen drei aber wollte er seinen Gefährten geben. Dann führte er die Mädchen zu dem Strick. Zuerst zog man die drei ersten hinauf; dann sagte er zu seiner Schönen, sie solle sich nun vor ihm selbst

hinaufziehen lassen, denn er fürchtete, sie würde vielleicht unten bleiben, wenn er zuerst hinaufkäme. Die Schöne aber wollte nicht, weil sie fürchtete, daß Rustams Freunde diesen im Stich lassen würden, wenn sie erst einmal gesehen hätten, wie schön sie sei. „Nein," sagte Rustam, „ich lasse mich nicht hinaufziehen, bevor du nicht oben bist." Dann zog das Mädchen zwei Federn aus der Tasche, gab sie Rustam und sprach dabei: „Ich gehe jetzt hinauf; vielleicht werden dich deine Gefährten nicht hinaufziehen, dann schlage die Federn aneinander und es kommen sofort ein weißer Hammel und ein schwarzer Bock; wenn du dich auf den Hammel setzest, führt er dich auf die Oberwelt, der Bock aber in die Unterwelt." Als nun das Mädchen oben war und Rustams Gefährten sie gesehen hatten, ließen sie den Strick nicht mehr hinunter, damit die Schöne ihnen bleibe. Rustam begriff sogleich, was los war, wurde furchtbar zornig und fiel vor Wut und Ärger zu Boden. Drei Tage lag er so. Plötzlich aber erinnerte er sich an die Federn; er schlug sie aneinander und gleich standen Hammel und Bock vor ihm. Rustam wollte sich auf den Hammel setzen, aber der Bock drängte sich zwischen diesen und ihn und so sehr sich Rustam auch abmühte, es gelang ihm nicht, sich auf den Hammel zu setzen. So bestieg er denn den Bock, der ihn in die Unterwelt führte. Unterwegs begegnete ihm eine alte Frau, die er um Wasser bat; sie gab ihm aber trübes. Das goß er aus und bat um reines. „Wir haben keines," sagte die Alte, „in unserm Brunnen sitzt eine Schlange und läßt niemand heran. Jeden Tag muß ihr jemand ein Geschenk bringen, um Wasser zu bekommen. Heut ist die Reihe an der Königstochter." „Zeige mir diesen Brunnen", sagte Rustam. Die Alte führte ihn hin; Rustam setzte sich und wartete. Nach einiger Zeit kam die Königstochter und brachte eine Schüssel mit Pilaw. Rustam bat sie darum, sie verweigerte es ihm aber, denn sie müsse den Pilaw der Schlange geben, die gleich herauskommen, essen und dann Wasser geben

würde. „Wenn ich dir den Pilaw gebe, wo sollen wir dann Wasser hernehmen?“ setzte sie hinzu. „Laß das meine Sorge sein, jetzt gib mir die Schüssel her!“ versetzte Rustam, aß alles auf und lauerte auf die Schlange. Als diese herauskroch, erschlug er sie und hieb sie in Stücke; das Wasser wurde ganz rot von ihrem Blut. Die Königstochter tauchte ihre Hände hinein und legte sie dann auf den Rücken Rustams. Als der König erfuhr, daß die Schlange tot war, wollte er den Namen dessen wissen, der sie umgebracht hatte. Er rief alle Leute in seinem Lande zusammen, seine Tochter sah sie sich alle an, konnte Rustam aber nicht herausfinden. Endlich sagte sie ihrem Vater, er befinde sich im Hause einer gewissen alten Frau. Der König schickte hin und ließ ihn holen. Da erkannte ihn die Prinzessin. „Woher weißt du, daß dieser es ist?“ frug sie ihr Vater. Dann zeigte sie ihm die beiden blutigen Handabdrücke auf Rustams Rücken. Der König aber sagte zu Rustam: „Recke, sag' deinen Wunsch, was du auch willst, ich erfülle es dir.“ „Ich will von dir nichts,“ antwortete dieser, „schicke mich nur wieder an die Oberwelt.“ „Diesen Wunsch kann ich dir nicht erfüllen,“ sagte der König, „aber ich weiß einen Ort, dort ist ein Vogel, dessen Junge immer eine Schlange frißt; wenn du diese Schlange töten kannst, trägt dich der Vogel vielleicht dahin, wohin du möchtest.“ Rustam suchte den Vogel auf, erschlug die Schlange und schlief an diesem selben Orte ein. Als der Vogel zurückkam, dachte er, der Mensch, der da schläft, ist sicher derjenige, der deine Jungen immer umbringt, und schickte sich schon an, Rustam zu töten, aber die jungen Vögel im Neste sagten: „Nein, der war es nicht, sondern die Schlange, die er in Stücke gehauen hat.“ Gleich flog der Vogel auf Rustam herab und beschattete ihn mit seinen Flügeln. Als dieser aufwachte und den Vogel über sich sah, bekam er Angst, aber der Vogel beruhigte ihn sogleich und sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin ganz zu deinen Diensten; befiehl und ich gehorche!“ „Gut,

dann bring' mich in die Oberwelt!" sagte Rustam. „Du verlangst da einen sehr großen Dienst von mir", antwortete der Vogel. „Wenn ich jung wäre, so wäre es etwas andres; aber ich bin schon alt. Doch hast du mir einen so großen Dienst erwiesen, daß ich dir deine Bitte unbedingt erfüllen muß. Geh' aber zuerst zum König und bitte ihn um sieben Zentner Fleisch und sieben Zentner Wasser." Als Rustam das herbeigeschafft hatte, nahm ihn der Vogel auf seinen Rücken und sagte zu ihm: „Jedesmal, wenn ich schreie, wirf mir einen Zentner Fleisch und einen Zentner Wasser in den Schnabel." So flog dann der Vogel fort mit Rustam auf dem Rücken. Als sie schon fast am Ziele waren, verfehlte Rustam mit dem letzten Stücke Fleisch den Schnabel des Vogels, aber er schnitt sich sofort ein großes Stück aus dem eigenen Schenkel und gab es dem Vogel. Dieser merkte an dem süßen Geschmack, daß es Menschenfleisch war und schluckte es nicht hinunter, sondern behielt es unter seiner Zunge. Als sie auf der Oberwelt angekommen waren, stieg Rustam ab und setzte sich nieder. „Steh' auf und geh'! Warum sitzt du denn?" sagte der Vogel. „Weil ich müd' bin," gab Rustam zur Antwort. „Ich habe fliegen müssen und du bist müde geworden," sagte der Vogel; Rustam aber, der seinen Retter nicht beleidigen wollte, stand auf und ging weiter. Da bemerkte der Vogel, daß Rustam hinkte und frug ihn nach dem Grunde davon. „Es war kein Fleisch mehr da," antwortete er, und da hab' ich mir ein Stück aus dem Schenkel geschnitten." Der Vogel ließ dieses aus seinem Schnabel fallen, legte es auf die Wunde, strich ein paarmal mit einer Feder darüber und Rustams Schenkel wurde heil. Dann sagte er: „Nimm diese zwei Federn und wenn du im Unglück bist, schlage sie aneinander, ich komme dann gleich zu dir." Von da aus ging Rustam geradeswegs in jenen Wald, wo er mit seinen Gefährten eine Hütte hatte. Dort war großer Streit entstanden wegen der Schönen. Als sie aber Rustam erblickten, wunderten sie sich und schämten sich, fielen vor ihm auf

die Knie und baten um Verzeihung. Er gewährte ihnen ihre Bitte, nahm die Schöne für sich und verteilte die übrigen drei Mädchen unter seine Gefährten. Dann machten sie untereinander aus, daß jeder in ein anderes Land ziehen solle, um aber voneinander zu wissen, tauschten sie Ringe aus; wem etwas zustöße, dem würde der Stein an seinem Ringe schwarz und so könnte jeder erfahren, wie es um jeden der andern stünde. Dann verabschiedeten sie sich und gingen auseinander.

Rustam kam mit seiner Schönen in ein Reich. Als er da ein Königsschloß erblickte, frug er, wem es gehöre. Man sagte ihm, es gehöre einem Div. Den erschlug er und nahm dessen Frau zu sich, so daß er jetzt zwei Frauen hatte. Der König dieses Reiches hatte längst ein Auge auf die Frau des Divs geworfen, wagte aber nichts gegen diesen zu unternehmen. Als er nun erfuhr, daß sie im Besitze Rustams war, versuchte er sie ihm wegzunehmen. Eine alte Frau wollte ihm dabei helfen: „Ich bringe sie dir", sagte sie zum König. „Laß du mir einen Koffer machen, den man zuschließen kann, wenn man daraufsitzt und der sofort in dein Schloß fliegt, wenn man es wünscht." „Gut," sagte der König, „ich lasse den Koffer machen und zahle dir dein Gewicht in Gold, wenn du mir die Frau herschaffst." Die Alte ging und setzte sich vor Rustams Türe. Als dieser nachts von der Jagd zurückkam, sprach sie ihn an: „Ich sterbe vor Hunger! Miete mich als Dienerin!" „Ich will nichts von dir," antwortete Rustam, „leb' in Frieden in meinem Hause." Aber seiner zweiten Frau gefiel die Alte nicht; es wäre sicher nichts Gutes von ihr zu erwarten, behauptete sie immer. Doch blieb die Alte und es gelang ihr sogar, sich mit Rustams zweiter Frau anzufreunden. Eines Tages frug sie diese, ob sie wisse, worin Rustams Kraft beruhe. „Das weiß ich nicht," antwortete die Gefragte. „Was bist du für eine Frau, wenn du nicht einmal weißt, worin deines Mannes Kraft ruht", sagte die Alte. Das wirkte. Bald frug die Frau ihren Mann auch danach. Rustam antwortete erst ausweichend, aber nach langen

Bitten gestand er ihr, seine Kraft ruhe in dem Ring an seiner Hand, wenn man ihm den abnehme, sei er wie ein Lappen und nicht imstande, auf den Füßen zu stehen, wenn er aber in diesem Zustande vierzig Tage bleibe, so müsse er sterben. Alles das hatte die Alte gehört. Als sich nun Rustam einmal im Garten schlafen gelegt hatte, stahl sich die Alte heran, schmierte ihm den Ringfinger mit Öl ein, zog den Ring ab und warf ihn in den Brunnen. Dann ging sie zur Frau Rustam und lud sie ein, im Garten spazieren zu gehen, weil es so schön sei. Als Frau Rustam im Garten war, führte sie sie zu dem Koffer und bat sie, sich zu setzen und die Schönheit des Gartens sich anzusehen. Kaum saß Frau Rustam, als die Alte den Schlüssel umdrehte und Alte, Frau Rustam und Koffer waren im Nu im Königshof.

Im selben Augenblick aber wurden die Ringe der Freunde Rustams schwarz und sie wußten, daß dieser im Unglück stak. Gleich machten sie sich auf den Weg und fanden Rustam bewußtlos im Garten liegend; an seinem Finger fehlte der Ring. Sie suchten und suchten, konnten diesen aber nicht finden. Der Wasserschlucker trank alles Wasser im Brunnen aus, fand den Ring und steckte ihn Rustam wieder an den Finger. Da erwachte Rustam, freute sich, seine Gefährten wiederzusehen und sagte: „Wie lange habe ich doch geschlafen!" „Nein," antworteten die drei, „nicht geschlafen hast du, sondern bewußtlos warst du." Und dann erzählten sie ihm alles. Ganz verwundert ging Rustam ins Haus, sah, daß seine zweite Frau verschwunden war und mit ihr die Alte. Er frug seine erste Frau, die Schöne, danach, aber auch die wußte nichts. Dann begriff er, was vorgefallen war. Mit seinen Gefährten machte er sich auf den Weg, vernichtete das Heer des Königs, diesen selbst erschlug er und holte sich seine Frau wieder. Dann veranstalteten sie eine große Schmauserei, und von da an blieben sie alle beisammen.

Von Gott fielen drei Äpfel herunter: einer mir, einer dem Erzähler und einer den Zuhörern.

59. TATARISCH



ustamsal war der Sohn Qahirmans. Eines Tages machte sich Rustamsal über eine alte Frau lustig. „Was läßt du mich nicht in Ruhe und spottest meiner?“ sagte die Alte, „es wäre besser für dich, du holtest deine Tante von den Weißen Divs zurück. Wenn du's noch nicht weißt, einer davon, der mit den vierzig Köpfen, hat sie geraubt und hält sie gefangen als seine Frau.“ Rustamsal schämte sich gewaltig, sprach kein Wort und ging nach Hause.

Zu Hause angelangt, frug er seine Eltern: „Habe ich eine Tante?“ „Nein, du hast keine Tante“, antworteten beide. „Man hat mir aber gesagt, ich hätte eine“, antwortete Rustamsal, „ich muß sie holen.“ Vater und Mutter schworen ihm einen Eid, daß das nicht wahr wäre, was man ihm gesagt hätte. Aber umsonst; Rustamsal bestand auf seinem Entschluß. „Ich weiß, daß du uns nicht glaubst,“ sagte sein Vater, „aber ich werde meine Weisen kommen lassen, die magst du befragen.“ „Gut,“ antwortete Rustamsal, „laß sie kommen!“

Gegen Abend kamen sie, setzten sich und verbrachten die Zeit in vielem Hin- und Herreden. Man trug ihnen Scherbet auf und dann kam Rustamsal und sagte: „Ihr weisen Männer! Ich habe eine Frage an euch.“ „Frage,“ antwortete der Älteste der Weisen, „wir werden nach bestem Willen antworten.“ „Dies ist meine Frage: habe ich eine Tante und haben sie die Weißen Divs geraubt?“ „Nein, du hattest nie eine Tante“, antworteten die Weisen.

Rustamsal sagte kein Wort, ging nach Hause und legte sich schlafen. Früh am Morgen verließ er, ohne Abschied zu nehmen, die Stadt. Eine, zwei Wochen wanderte er und erwarb sich seinen Lebensunterhalt durch Jagd. Eines Tages aber kam er in eine Stadt. Er suchte sich eine Garküche aus und bestellte eine Schüssel Pilaw. Als er diese

aufgegessen hatte, bestellte er sich eine zweite. Als er dann bezahlt hatte, frug er den Wirt, wo der König der Stadt wohne. Der Wirt zeigte ihm das betreffende Haus und Rustamsal ging schnurstracks hin. Aber die Wächter des Königs wollten ihn nicht einlassen. Einen davon erschlug Rustamsal auf der Stelle; die andern flohen. Dann zerbrach er das Schloß und trat ein. Dem König berichtete man, es sei ein unnatürlich starker Mann erschienen, der einen Wächter getötet und das Schloß erbrochen habe und jetzt verlange, vor den König geführt zu werden. Dieser befahl, den fremden Eindringling vorzulassen. Als Rustamsal in das Zimmer trat, in dem der König sich aufhielt, stand dieser auf und lud ihn ein, näherzutreten. Rustamsal grüßte und setzte sich dann dem König gegen über nieder. „König," sagte er, „ich wünsche dir Wohlergehen, kennst du mich?" Der König erschrak ob dieser kühnen Worte und sagte: „Ich kenne dich." „Ich bin Rustamsal, der Sohn des Qahirman; ich komme zu dir mit einer Frage: bei welchen Divs ist meine Tante? Wenn du mir die Wahrheit nicht sagst, ist es um dein Reich geschehen und um dich auch." Noch mehr erschrak da der König und sagte: „Ich weiß es nicht; aber ich will meine Weisen fragen und dir dann Bescheid geben." „Gut", sagte Rustamsal.

Während man nun Rustamsal mit Essen und Trinken bewirtete, verließ der König heimlich sein Haus, ging zu seinem Vezier und befahl diesem, Rustamsals Vater davon zu benachrichtigen, daß dieser bei ihm sei und nach seiner Tante gefragt habe. Der Vezier machte sich sofort auf den Weg, erreichte nach zwei Tagen Rustamsals Heimatstadt und richtete dort bei Qahirman seinen Auftrag aus. Dieser verließ sofort mit seiner Frau seine Stadt und kam nach zwei Tagen zu jenem König. „Wo ist mein Sohn?" frug er, als er von dem König empfangen worden war. Aber Rustamsal hörte im Nebenzimmer die Stimme seines Vaters, stand sofort auf, trat in das Nebenzimmer und sagte:

„Hier bin ich." „Wie soll ich es machen, um meinen Sohn zu hindern, zu den Weißen Divs zu gehen?" frug Qahirman den König. „In meinem Schatzhaus sind die Waffen von sieben deiner Ahnen," antwortete der König, „mit denen sie selbst mit den Divs gekämpft haben. Wenn dein Sohn diese Waffen mitnimmt, so wisse, daß er seine Tante sicher zurückbringt." Nun beschlossen Qahirman und der König, Rustamsal die Wahrheit bekanntzugeben und sagten zu ihm: „Deine Tante ist beim vierzigköpfigen Div, der der König der Divs ist; aber wir selbst wissen nicht, wo diese hausen. Und der König fügte hinzu: „Komm in mein Schatzhaus, ich will dir Geld geben."

Alle drei gingen sie nun zum Schatzhaus. Dort fanden sie ein Zimmer ganz voll Geld, und in einem andern hingen an der Wand ein Säbel, eine Lanze und ein Bogen. Rustamsal nahm die Waffen herunter, stieß den Säbel in den Boden, warf die Lanze in die Luft und fing sie wieder auf. Dann gürtete er sich den Säbel um und nahm Lanze und Bogen in die Hand. So gerüstet, verließ er das Schatzhaus. Der König wunderte sich über Rustamsals Stärke und sagte: „Bei Gott, Qahirman, Rustamsal bringt seine Tante zurück."

Dann betraten sie wieder das Haus des Königs, wo sie ein Mahl abhielten, und als sie damit fertig waren, stand Rustamsal auf und sagte: „Lebt wohl, ich gehe jetzt." Seine Eltern weinten heftig und baten ihn, doch das gefährliche Abenteuer zu unterlassen. Aber Rustamsal war taub ihren Bitten gegenüber. „Ich muß unbedingt meine Tante holen, koste es, was es wolle. Wenn ich nicht binnen sieben Jahren mit ihr zurückkomme, so wisset, daß ich tot bin." Mit diesen Worten schwang er sich auf seinen Tulpar und ritt davon. Qahirman aber und seine Frau kehrten wohlbehalten nachhause zurück.

Rustamsal kam aus diesem Reiche bald in ein anderes. Abends ließ er seinen Tulpar weiden, tötete sich ein Stück Wild, briet es, aß sich satt und legte sich dann schlafen.

Am Morgen aber sattelte er sein Pferd wieder und ritt weiter. Dies aber hatte sechs Füße und darum nannte man es Tulpar. Auch konnte es einen zehntägigen Weg in einem oder zwei Tagen zurücklegen.

Wie Rustamsal nun so weiter ritt, sah er auf einmal in der Ferne etwas Schwarzes. „Das müssen Divs sein", dachte er sich und hielt darauf zu. Als er aber näher kam, sah er, daß es ein alter Mann war, der den Koran las. Er grüßte ihn, und der Alte antwortete: „Sei willkommen!" und küßte ihm die Hand. Rustamsal antwortete „Sei wohl" und küßte ihm seinerseits die Hand. Nachdem sie eine Weile sich unterhalten hatten, sagte der Alte zu Rustamsal: „Seit vierzig Jahren lese ich jetzt im Koran und weiß daraus, daß eines Tages Rustamsal kommen wird, um mit dem vierzigköpfigen Div zu kämpfen. Aber das konnte ich nicht daraus ersehen, wann er kommen würde. Ich wünsche sehr, diesen Kampf zu sehen und es freut mich, dich kennen gelernt zu haben. Du wirst sehr Schweres durchzumachen haben, aber du wirst es siegreich bestehen. Und nun will ich im Koran nachsehen, was dir eigentlich bevorsteht. Zuerst einmal wirst du in einem Walde Hunger leiden. Dann wird dir eine Kuh entgegenkommen und du wirst von ihrer Milch trinken wollen. Tue es aber nicht, sonst wirst du verzaubert. Weiter wirst du einen Mann sehen, der auf dem Kopfe ein Becken mit Geschenken trägt. Wenn du davon etwas nimmst, wirst du einem kräftigen Zauber zum Opfer fallen. Später wird dir ein schönes Mädchen begegnen und sie wird dich in ihren Garten einladen, wo es allerlei Obst gibt. Folge ihr nicht, sonst wirst du bös verzaubert. Bemühe dich, der Verzauberung zu entgehen; wenn es dir aber doch passieren sollte, so findest du dort Iskenders[1] Trommel, die an einem Baume hängt. Wenn du sie anschlägst, so wird die ganze Welt sie hören; auch ich werde sie hören und dir gleich zu Hilfe eilen. Aber noch einmal: es wird dir sehr schwer

[1] Alexander. (der Große).

werden, alle diese Hindernisse zu überwinden und ich werde mich sehr bemühen, dir zu helfen."

„Ich werde es trotzdem versuchen," sagte Rustamsal. „Also, behalte gut im Gedächtnis, was ich dir gesagt habe." Rustamsal bestieg seinen Tulpar und ritt ins Land der weißen Divs.

Zuerst kam nun der Hunger: Es wollte eines Tages Rustamsal nicht gelingen auf der Jagd ein Wild zu Gesicht zu bekommen. Abends legte er sich hungrig nieder und als er am folgenden Morgen in einen Wald kam, sah er eine Kuh. Sofort erinnerte er sich an die Worte des Alten, hieb seinem Tulpar eins über und verließ den Wald. Von da kam er an eine große, ebene Stelle, wo er sich ein wenig ausruhte. Während er noch so dalag, sah er einige Männer kommen, von denen der eine ein Becken mit Geschenken auf dem Kopfe trug. Sie näherten sich ihm und legten einiges von diesen Geschenken vor ihm nieder. Rustamsal nahm aber nichts an, dankte ihnen, bestieg sein Pferd und ritt davon. Auch an diesem Abend legte er sich wieder hungrig nieder. Am Morgen stand er auf, rief Gott an, bestieg seinen Tulpar und ritt weiter. Alsbald kam er in einen Wald und sah ein großes Wild, das er tötete und briet. Da er nichts gegessen hatte, seitdem er von dem Alten weg war, ließ er es sich gut schmecken, ruhte ein wenig und ritt dann wieder weiter. Gegen Abend erreichte er einen Garten. Er schaute hinein und erblickte ein schönes Mädchen, das in dem Garten lustwandelte. Als dieses ihrerseits Rustamsal sah, lud sie ihn zu sich ein. Obwohl nun Rustamsal sich sofort der Warnung des Alten erinnerte, schlug er diese doch in den Wind. „Vielleicht hat er mir nicht die Wahrheit gesagt, ich will's doch versuchen", dachte er und trat in den Garten ein. Er ging mit dem Mädchen eine Welle spazieren, bemerkte aber plötzlich, daß Mädchen und Garten verschwunden waren. In bittere Reue versunken stand er da, und als er aufschaute, gewahrte er vor sich ein Schloß, das von allen vier Seiten mit

einer Mauer umgeben war. Aber nirgends ein Tor! Eingeschlossen war er. Nun wußte er, daß er in einen bösen Zauber geraten war. Er ging weiter und fand auf einem Hügel ein Tor. Das erbrach er und trat ein. Nun befand er sich in einem großen Raum, in dem sieben Männer mit Ketten angebunden waren. Er frug sie, wer sie seien und erhielt zur Antwort, sie seien alle Könige, die auf einem Kriegszug begriffen, ein Mädchen getroffen hätten, das sie eingeladen habe, sich in ihrem Garten ein wenig zu erfrischen. Als sie der Aufforderung Folge geleistet hatten, seien plötzlich der Garten und das Mädchen verschwunden und nachdem sie eine oder zwei Wochen in der Gegend herumgewandert seien, wären plötzlich die Leute dieses Mädchens gekommen, hätten sie in Ketten gelegt und in dieses Zimmer eingeschlossen. Jetzt stürben sie vor Hunger. Rustamsal zerriß ihre Ketten und befreite die Könige, die aber vor Schwäche — so sehr hatten sie gehungert — — nicht mehr gehen konnten. Er ging weg, um nach etwas Eßbarem zu suchen, fand aber nichts, bloß zwei menschliche Leichen, deren Fleisch er den Hungernden brachte. Die Könige freuten sich ungemein darüber, daß er ihnen etwas zu essen gebracht und sie aus der Verzauberung erlöst hatte. Weiter ging Rustamsal und kam wieder in einen Wald. Dort fand er an einem Baum hängend Jskenders Trommel, von dem ihm jener Alte ja erzählt hatte. Mit starker Hand rührte Rustamsal die Trommel und hängte sie dann wieder an ihren Ort. Zwei Tage später hörte er jemanden rufen, schrie so laut er konnte: „Hier bin ich!“ und in diesem Augenblicke fiel es ihm ein, daß der Rufende niemand anders sein könne als der Alte. Schnell lief er zu den Königen, um ihnen Mut zuzusprechen und siehe! da kam auch schon der Alte. Der zog seinen Koran hervor, las darin und kraft der heiligen Worte öffnete sich sofort ein Tor in der Mauer um das Schloß. Der Alte trat ein, grüßte Rustamsal und sagte: „Mach schnell, ich will nicht von dem Mädchen in deiner Nähe gesehen werden.“

„Nein," sagte Rustamsal, „zuerst mußt du die Könige aus ihrer Verzauberung erlösen, dann bin ich bereit, dir zu folgen", und zu den Königen gewendet, fuhr er fort: „Ihr müßt jetzt einer nach dem andern zu dem Alten gehen." Der Alte hieß sie alle hinausgehen, zuletzt Rustamsal selbst. Als sie alle den verzauberten Ort verlassen hatten, erzählten sie einander in einem Walde ihre Geschicke, ihre Leiden und Qualen und legten sich dann schlafen.

Am Morgen bestieg Rustamsal wieder seinen Tulpar, nahm Abschied und setzte seinen Weg fort. Die sieben Könige aber machten sich auch auf die Reise; jeder in sein Land. Nach einer oder zwei Wochen schlug Rustamsal sein Zelt neben einer Festung auf, mit der Absicht, einige Zeit an diesem Orte zu bleiben. Da es ihm hier aber so sehr gefiel, hielt er sich länger auf als er dachte; er ging auf die Jagd und sein Tulpar weidete vergnügt den ganzen Tag.

Eines Abends nun sagte Rustamsals Mutter zu ihrem Manne: „Du, warum siehst du dich denn gar nicht um deinen Sohn um? Wer weiß, wie es um ihn steht! Vielleicht haben die Divs ihn getötet, vielleicht lebt er noch. Du mußt unbedingt deinen Sohn aufsuchen." Qahirman frug seinen Vogel Sumrud, den er seine Mutter nannte: „Smaragdvogel, wo ist mein Sohn Rustamsal?" „Es ist sehr schwer, zu ihm zu kommen", antwortete der Vogel, denn er haust jetzt auf einer sehr hohen Festung; er hat zu essen im Überfluß und ist selbst sehr stark; wenn er ein Wild sieht, tötet er es. Wenn wir es versuchen, zu ihm zu kommen, kann es uns passieren, daß er uns von weitem für Divs hält und auf uns schießt." „Nicht doch," sagte Qahirman, „ich kann ihm ja aus der Ferne zurufen, wer ich bin, er wird mich an meiner Stimme erkennen." „Ich will es versuchen und nachsehen, wie es ihm geht," sagte der Vogel Sumrud, „aber ihr müßt mir einen Schlauch voll Wasser mitgeben, denn der Weg ist weit." Qahirman setzte sich also auf den einen Flügel des Vogels, der seine

Schwingen ausbreitete und davonflog. Zwei Wochen lang flog er, bis er Qahirman in die Nähe der Festung bringen konnte, wo Rustamsal hauste. „Jetzt ruf' deinen Sohn an," sagte der Vogel, „sonst schießt er sicher auf uns." „Gut," sagte Qahirman, und als sein Vogel eben über der Festung dahinflog, nahm Rustamsal seinen Bogen und wollte auf ihn schießen. Von oben herab aber rief ihm sein Vater zu: „Schieß nicht, mein Sohn, ich bin es!" Als Rustamsal die Stimme seines Vaters hörte, ließ er seinen Bogen sinken und rief: „Komm!" Der Vogel Sumrud ließ sich herab; Qahirman stieg ab und stand vor seinem Sohne; der Vogel aber flog gleich zurück. Nachdem nun Vater und Sohn sich ausgesprochen hatten, ging Rustamsal auf die Jagd, tötete einen Hirsch, zündete Feuer an und briet ihn. Da es dem Vater hier ebensogut gefiel, als dem Sohne, blieben sie zwei Monate da.

Die sieben Könige aber, die inzwischen in ihre Reiche zurückgekehrt waren und sich dort von den ausgestandenen Leiden erholt hatten, dachten nun öfter an Rustamsal und sprachen von ihm, wenn sie zusammenkamen. „Rustamsal hat den Zauber von uns genommen," pflegten sie dann zu sagen, „wir müssen doch nachsehen, was aus ihm geworden ist." Sie rüsteten darum jeder ein großes Heer aus und machten sich auf den Weg zu Rustamsal. An einem gewissen Orte taten sich alle ihre Heere zu einem einzigen großen zusammen, das nach Rustamsal suchte, ihn aber nicht finden konnte. Da ließen die Könige eines Tages bekannt machen, daß derjenige, der ihn finden würde, eine große Belohnung erhalten solle; man würde ihn nämlich in die eine Schale einer Wage legen und ihn mit Gold aufwiegen. Eines Tages nun kam ein Mann, der auf der Suche nach Rustamsal war und dabei ganz ruhig seine Wasserpfeife rauchte, zufällig auf eine Festung hinauf. „Wo bin ich denn hingeraten?" fragte er sich ganz verwundert, sah sich um und erblickte ganz in der Nähe ein Zelt und daneben sitzend zwei ungemein große Männer.

Als diese ihn erblickten, frugen sie ihn, wer er sei und was er wolle. „Ich bin gekommen, um euch etwas zu fragen. Ich möchte nämlich Rustamsal finden, der sich aufgemacht hat, um die Weißen Divs aufzusuchen." „Der bin ich selbst," antwortete Rustamsal, „geh' nur, sag' den Königen, sie möchten zu mir kommen." „Sag' mir die Wahrheit," bat der Mann, „denn wenn ich eine Lüge berichte, so bringen sie mich um." „Sei ohne Furcht," sagte Rustamsal, „ich lüge nicht, ich bin wirklich der, den du suchst." Der Mann ging also zu seinem Heer zurück und berichtete den Königen, was vorgefallen war. Die waren hocherfreut und ließen sich sofort zu dem lange Gesuchten führen. „Warum seid ihr gekommen?" frug sie Rustamsal. „Um dir zu helfen", antworteten sie. Auch Rustamsal freute sich ungemein und ging gleich mit ein paar Hundert Mann auf die Jagd. Da diese sehr erfolgreich war, konnte er das ganze große Heer bewirten. Einen oder zwei Monate hielt sich so die ganze Gesellschaft in dieser Gegend auf.

Als nun Rustamsal erfahren hatte, wo sich die Weißen Divs aufhielten, teilte er dies den Königen mit und frug sie, ob sie bereit wären, an dem Feldzug gegen jene teilzunehmen. Diese willigten gerne ein.

Bald darauf erschienen die Heere der Weißen Divs, die gegen Rustamsal anrückten. Rustamsal warf sich ihnen entgegen, und mit ihm die sieben Könige mit ihrem Heer. Rustamsal aber bat sie, zurückzubleiben, er wolle den Kampf gegen die Feinde ganz allein in Gemeinschaft mit seinem Vater aufnehmen. Nach der Schlacht gaben die Divs ihrem König zu verstehen, daß ihr Heer von den beiden Männern besiegt worden sei. Der König der Divs wunderte sich nicht wenig und sagte: „Ich möchte doch wissen, was das für ein Mensch ist, der mein Heer besiegen konnte. Jedes menschliche Wesen, das in mein Land kommt, wird doch verzaubert und der konnte sogar bis hierher vordringen. Ruft mir meinen Vezier!" Als der

Vezier kam, sagte er zu diesem: „Was tun wir mit dem gefährlichen Fremden?" „Wir müssen unser bestes Heer, das aus lauter Recken besteht, ihm entgegenschicken, die sollen ihn töten." Man versammelte also alle die besten und furchtbarsten Recken und schickte sie gegen Rustamsal. Als dieser sie anrücken sah, sagte er zu seinem Vater: „Drauf los auf die da!" „Nein," entgegnete Qahirman, „laß sie nur herankommen." Näher und näher kamen sie; dann trat einer von ihnen vor und rief den beiden zu: „Wer von euch wagt es, mit mir zu kämpfen?" „Ich", antwortete Rustamsal. Sie liefen sich an und nach kurzem Kampfe hatte Rustamsal seinen Gegner geworfen und ihm den Kopf abgeschlagen. Als die Recken das sahen, warfen sie sich auf Rustamsal. Gleich aber kamen die sieben Könige mit ihren Heeren diesem zu Hilfe. Die Schlacht wurde zugunsten Rustamsals und seiner Helfer entschieden. Dem fliehenden Feinde nachdrängend, erreichten sie die Stadt der Divs. Dort fand Rustamsal das Haus des Königs der Divs, drang in dasselbe ein und tötete die Sklavinnen. Dann rief er nach seiner Tante, und siehe da! Es kam eine Frau und sagte: „Ich bin deine Tante." Rustamsal nahm sie mit sich, führte sie zu seinem Vater und sagte zu diesem: „Vater, du hast mir gesagt, ich hätte keine Tante; aber wer ist denn diese da?" „Das hab' ich zuerst nur deswegen gesagt, damit du nicht ins Land der Divs gehen solltest. Aber jetzt hast du, Gott sei Dank, dein Ziel erreicht. Und jetzt ist es Zeit, nach Hause zurückzukehren." Rustamsal aber wandte sich an die sieben Könige und sagte: „Jetzt müssen wir für uns und für euch Kamele auftreiben, um die Beute wegzuschaffen und dann wollen wir nach Hause gehen." So wurde es denn auch gemacht; es wurde alles auf Kamele geladen und gemeinsam der Heimweg angetreten. Am vierzehnten Tage der Reise sagten die sieben Könige zu Rustamsal: „Wir müssen uns jetzt trennen, denn wir wollen in unser Land zurückkehren und ihr doch sicher in das eure. Unsere Wege aber gehen

hier auseinander." Rustamsal war's zufrieden, verabschiedete sich von ihnen und jeder zog seines Weges. Nach weiteren zwei Wochen kam Rustamsal in die Nähe seiner Heimatsstadt und traf da auf dem Wege ganz in Schwarz gekleidete Menschen. Er hielt den einen von ihnen an und frug ihn, warum die Leute Schwarz trügen. Der Mann, der Rustamsal nicht kannte, antwortete: „Der Sohn unseres Königs ist ausgezogen ins Land der Weißen Divs, um seine Tante zu holen und ist bis heute nicht zurückgekehrt. Deshalb tragen wir Trauerkleider. Und noch eines muß ich dir sagen: Seit Rustamsal und sein Vater spurlos verschwunden sind, sind fremde Eroberer gekommen und wollen unser Land wegnehmen und es zerstören." Als Rustamsal dies vernommen hatte, schickte er den Mann weg mit der Botschaft, Rustamsal sei mit seinem Vater und seiner Tante zurückgekommen. „Ich will gern gehen und diese frohe Botschaft verkünden," sagte der Mann, „aber ich fürchte, daß sie nicht wahr ist und daß man mir den Kopf abschlägt." „Sei ohne Furcht," entgegnete Rustamsal, „sag' nur so, wie ich dir befohlen habe." Der Mann ging und überbrachte die Botschaft dem fremden König, der Qahirmans Reich erobert hatte. „Wenn das, was du sagst, wahr ist," sagte der König, „so will ich dich reichlich belohnen, wenn es aber eine Lüge ist, so kostet es dich den Kopf."

Inzwischen hatte auch Qahirmans Vater von der Rückkehr seines Sohnes und seines Enkels erfahren und zog ihnen entgegen. Der fremde König aber zog mit seinen Mannen eiligst ab und Rustamsal, sein Vater und sein Großvater hielten wieder Einzug in ihre Stadt. Nun hatte Rustam, ehe er ins Land der Divs zog, zwei benachbarte Könige bekriegt und sich von diesem Feldzug eine Frau mit nach Hause gebracht, dieser aber den Scheidebrief gegeben, als er sich zur Rettung seiner Tante aufmachte. Diese Frau hatte ihm drei Söhne geschenkt, Djambachysch, Djahangir und Söhrab mit Namen. Sie wurden erzogen, ohne von-

einander und von ihrem Vater etwas zu wissen. Eines Tages spielte der erste der dreie mit andern Knaben Knöchel, da sagte ihm einer der Mitspielenden: „Eigentlich solltest du gar nicht mit uns spielen, du bist ja ein Bankert.“ Ganz traurig und betrübt, mit gesenktem Kopf kam der Knabe zu seiner Mutter und frug: „Wie ist es mit meinem Vater? Lebt er oder ist er tot?“ „Ich weiß es nicht“, antwortete die Mutter. „Wie hieß mein Vater?“ frug Djambachysch weiter. „Rustamsal hieß er“, lautete die Antwort. „Gut; ich will meinen Vater aufsuchen.“ Die Mutter gab ihm einige Brote mit und er machte sich auf den Weg. Nach einer zweiwöchigen Reise kam Djambachysch in die Nähe einer Stadt, traf da einen alten Mann, der im Felde arbeitete und frug ihn: „Könntest du mich diese Nacht beherbergen?“ Auf die bejahende Antwort des alten Mannes hin half ihm Djambachysch bei der Arbeit, und als es Abend geworden war, führte ihn der Alte nach Hause. Djambachysch aber hatte in diesen wenigen Stunden so viel Arbeit geleistet, als ein anderer in drei Tagen. Zu Hause angelangt, sagte der Alte zu seiner Frau: „Frau, mach ein Abendessen zurecht!“ Nachdem sie sich nun satt gegessen und eine Weile mit einander geplaudert hatten, legten sie sich nieder.

Am folgenden Tage berichtete der Alte dem Könige von der außergewöhnlichen Kraft Djambachyschs. Der König befahl, den Jungen vorzuführen und es fügte sich so, daß Djambachysch eben zu der Zeit beim Könige eintraf, als Rustamsal mit seinen Söhnen bei diesem zu Gast war. Der König frug Djambachysch, ob er zu ringen verstehe. „Ja, das kann ich“, antwortete er. „Nun, so ringe zuerst einmal mit dem da!“ sagte der König und stellte ihm Djahangir gegenüber. Sie liefen einander an, und Djambachysch warf bald seinen Gegner und band ihm die Füße mit einem Strick zusammen. Am folgenden Tage rang Djan Abbas mit ihm. Er warf auch diesen und legte ihn neben Djahangir. Rustamsal wunderte sich höchlich über

die Stärke Djambachyschs und sagte: „Ich werde jetzt mit ihm kämpfen", dabei hatte er den Entschluß gefaßt, ihn zu töten, wenn er nicht imstande wäre, ihn im Ringkampf zu besiegen. In der Tat verwundete Rustamsal seinen Gegner im Kampfe. Man trennte die beiden, Djambachysch ging nach Hause und bereitete sich ein Heilmittel für seine Wunde. Am nächsten Morgen war er schon wieder auf der Walstatt. Sie faßten sich wieder, rangen, und als Rustamsal bemerkte, daß ihn seine Kräfte verließen, zog er seinen Dolch und stieß ihn bis zum Heft Djambachysch in die Brust. Mit brechendem Auge wandte sich dieser noch einmal um und sagte zu seinem Gegner: „He, du Unmenschlicher, warum hast du mich auf solche Weise umgebracht. Wenn das mein Vater wüßte, der würde dich finden und wenn du im Himmel wärest." „Wer ist er denn, dein Vater?" „Mein Vater ist Rustamsal, der Sohn des Qahirman." Als Rustamsal dies hörte, tat er einen furchtbaren Schrei und fiel in Ohnmacht. Djambachysch aber starb. Als Rustamsal wieder zu sich kam, bat er zu Gott, er möge seinen Sohn wieder zum Leben erwecken. Da ertönte eine Stimme vom Himmel: „Höre, Rustamsal, du mußt Djambachysch in eine Mulde legen und ihn vierzig Tage lang auf deinem Kopfe tragen, dann wird er wieder lebendig werden." Rustamsal führte diesen Befehl aus. Am acht- oder neununddreißigsten Tage kam er an einen Fluß und sah da einen Mann, der schwarze Wolle wusch, um sie, wie er sagte, weiß zu machen. „Das geht nicht," sagte Rustamsal, „schwarze Wolle wird nie weiß, wenn du sie auch noch so lange wäschst." „Wieso nicht? Wenn das nicht geht, wird auch ein toter Mensch nicht wieder lebendig." Rustamsal dachte bei sich, der Mann hätte eigentlich recht, ein toter Mensch werde ja doch nicht mehr lebendig, und es sei also nutzlos, den Leichnam Djambachyschs noch länger herumzuschleppen. Er nahm also die Mulde vom Kopfe und legte sie auf die Erde. Da sah er, daß Djambachysch schon beinah'

wieder lebendig war; im Augenblicke aber, wo die Mulde die Erde berührte, starb er wieder. Und als er aufschaute und nach dem Alten, der die Wolle wusch, sich umsah, war auch dieser verschwunden. Da begriff er, daß dies ein Zauber war, dazu bestimmt, ihn an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern. In bitterer Reue trug er Djambachysch nach Hause und beerdigte ihn.

Nach einiger Zeit fing Rustamsal an, sein Königreich zu bereisen und sich in Regierungsgeschäften zu betätigen. So verbrachte er zwei Jahre. Dann kam es ihm eines schönen Tages in den Kopf, er sei eigentlich gar kein Held, weil er ja noch gar nicht im Land der Djinnen gewesen sei. „Viele Recken sind schon hingegangen, aber keiner ist zurückgekehrt," sagte er zu sich selbst, „ich muß unbedingt hin und ihnen ein paar Städte abnehmen." Er rief also seinen Vezier und seinen Nasier zu sich und teilte ihnen seine Absicht mit: „Ich muß jetzt auf Reisen gehen, seht ihr zu, daß ihr mir mein Land ordentlich verwaltet." „Gut," antworteten diese, „tue nach deinem Willen; aber laß uns einige deiner Recken da, sonst könnten andere Könige auf den Gedanken kommen, in unser Land einzufallen." Rustamsal erfüllte diese Bitte und machte sich auf den Weg.

Einige Monate wanderte er durch Wälder und über Berge, ohne irgendetwas zu finden. Da sah er eines Tages am Abhange eines Berges etwas Schwarzes, das eine Stadt war. Mit dem Rufe „ja Ali!"[1] brach er auf, und als er näher kam, sah er, daß auf den vier Seiten dieser Stadt hohe Festungen standen und daß die Stadt selbst sehr schön war. Voller Freude beschloß er, sie einzunehmen, dort ein paar Jahre auszuruhen und dann ins Land der Djinnen zu ziehen. Er näherte sich also der Stadt und befahl seinem Heere, ihm zu folgen. Dann drang er ein und die von dem

[1] = Oh Ali! Ali war der 4. Kalif, Neffe u. Schwiegersohn des Propheten, wurde 661 in Kufa ermordet. Er ist der Heilige der Schiiten, einer besonders in Persien verbreiteten Sekte.

plötzlichen Überfall erschreckten Bewohner liefen zu ihrem König und berichteten ihm, daß ein fremder Mann mit seinem Heere die Stadt überrumpelt habe und mit dem König Krieg zu führen wünsche. Der König ließ Rustamsal wissen, daß am nächsten Morgen seine Recken sich den Mannen Rustamsals entgegenstellen würden. Dieser aber ließ die Zeit bis dahin nicht ungenützt; er ging zuerst auf die Jagd, und als er zurückkam, ließ er die Trommel rühren, ordnete sein Heer und erwartete die Recken des Königs. Als nun diese kamen, wollte Rustamsal selbst kämpfen, aber Djanabbas ließ dies nicht zu: „Wenn er dich besiegt, was wird dann aus uns werden? Laß mich kämpfen; wenn ich falle, dann kannst du immer noch an meine Stelle treten.“ Djanabbas richtete sich also zum Kampfe her. Er lief seinen Gegner an, warf ihn, und wollte ihm den Kopf abhauen, bemerkte aber, daß sein Gegner ein Mädchen war. „Steh auf und geh deiner Wege,“ sagte er, „ich kämpfe nur mit Männern.“ „Ich aber bin ein Mädchen, das beschlossen hat, nur einen Mann zu heiraten, der mich besiegt hat“, sagte das Mädchen, und da sie sich für besiegt bekannte, hatte Djanabbas nichts dagegen.

Zwei Monate verbrachten sie nach diesen Ereignissen in Festlichkeiten, die Tag und Nacht fortdauerten, dann aber wollte Rustamsal weiter, ins Land der Djinnen. Djanabbas Frau riet ihm davon ab. „Geh' nicht hin, aber wenn schon, dann nimm mich mit!“ „Nein“, antwortete Rustamsal, mit meiner Schwiegertochter kann ich nicht in den Krieg ziehen, das wäre doch eine Schande. Bleib' du hier!“ Und als er nach ein paar Tagen wirklich aufbrechen wollte, kam sie nochmals zu ihm und bat, sie doch mitzunehmen, „denn,“ sagte sie, „ihr kennt das Land dort nicht und nicht die Djinnen, ihr werdet nicht fertig damit; die haben bisher alle Helden getötet, die sich zu ihnen wagten und es wird auch euch das Leben kosten.“ „Nein,“ lehnte Rustamsal ab, „wir gehen ohne dich; wenn wir aber in Schwierigkeiten geraten, kannst du kommen und uns

helfen." Dabei blieb es. Rustamsal wies jedem seiner Söhne einen Teil seines Heeres zu und schickte sie auf verschiedenen Wegen ins Land der Djinnen, wo sie sich nach einer gewissen Zeit bei der Festung der Djinnen treffen sollten.

Als sie nun an der Festung angekommen waren und diese von allen Seiten umringt hatten, sahen sie, daß sie nur ein Tor hatte. Frau Djanabbas aber hatte jeden Abend das Schicksal befragt und jedesmal eine schlimme Antwort bekommen. Das beunruhigte sie sehr; sie ging also zu ihrem Vater und bat ihn um Erlaubnis, Rustamsal zu Hilfe zu eilen. In zwei Tagen hatte sie das Heer erreicht und fing nun an, ihr Zauberbuch zu befragen. Rustamsal, Djanabbas und Söhrab waren nämlich in einen schlimmen Zauber geraten, als sie in die Festung eindrangen. Sie taten ihr Möglichstes, um davon loszukommen, aber umsonst, außerdem hatten sie bereits gesehen, daß da hundert versteinerte Menschen herumstanden. Als sie nun aber erfuhren, daß Frau Djanabbas gekommen sei, um ihnen zu helfen, faßten sie wieder Hoffnung. Und folgenden Rat gab sie ihnen: „Wenn ihr euch schlafen legt, müßt ihr euch aufs Gesicht legen, dann werdet ihr sehen, was kommen wird." Sie selbst aber nahm ihr Zauberbuch vor und las darin: zuerst ertönte ein Geräusch, wie wenn es regnete, dann fiel ein Feuerregen, und als sie weiter las, quoll kraft ihrer Zauberei ein Fluß aus dem Boden. Noch vieles andere zauberte sie, aber es war alles umsonst. Doch gelang es zuletzt, Rustamsal und die anderen aus der Verzauberung zu befreien und sie setzten ihren Weg nach dem Lande der Djinnen fort. Der Zauberer der Djinnen wußte nicht, was er tun sollte. Frau Djanabbas aber sagte zu ihrem Mann: „Siehst du das Ding am Himmel? Das müssen wir töten. Sowie wir es getötet haben, ist das Land der Djinnen in unserer Hand. Wir müssen mit der Kanone darauf schießen; aber wenn die erste Kugel es nicht reicht, versteinern die Füße desjenigen, der sie abgeschossen hat; beim zweiten Fehlschuß versteinert er bis

zum Herz, beim Dritten ganz. Wisset, daß wir alle in Stein uns verwandeln können." Rustamsal erbot sich, den ersten Schuß zu tun, sie ließ das aber nicht zu, sein ältester Sohn solle es tun, sagte sie. Djanabbas lud also die Kanone, schoß, fehlte und im Nu waren seine Füße zu Stein geworden. Als Rustamsal das sah, wollte er um keinen Preis zugeben, daß Djanabbas nochmals schösse: „Was soll aus uns werden, wenn er versteinert?" sagte er. „Das geht nicht," sagte Frau Djanabbas, „wer den ersten Schuß getan hat, muß auch den zweiten und dritten tun. Djanabbas schoß also ein zweitesmal, fehlte wieder und wurde bis zum Herzen zu Stein. „Jetzt ist's genug," sagte seine Frau, „wenn du noch einmal fehlst, wirst du ja ganz zu Stein und wir auch." Aber Djanabbas wollte nicht. Doch lud sie jetzt die Kanone, zielte sorgfältig und befahl dann: „Feuer!" Der Schuß ging los und das Ding fiel mit Donnerkrachen zur Erde und war tot.

Nun konnten sie die Stadt einnehmen, ausplündern und den Heimweg antreten. Djanabbas kehrte mit seiner Frau in seine Stadt zurück. Und Qahirman stieg zur Zeit, wo er die Rückkehr seines Sohnes erwartete, auf einen hohen Berg und schaute nach Rustamsal aus. Als dieser in die Nähe seiner Heimatstadt kam, traf er zwei Männer, die er anhielt und ausfrug: „Nun, was gibt es Neues? Ist alles wohl?" „Als ihr fort wart," antworteten die beiden, „kamen fremde Recken in unser Land und wollten unsere Stadt einnehmen. Das kann heute oder morgen geschehen. Qahirman ist geflohen und wartet jetzt auf einem hohen Berge deine Rückkehr ab." „Geht nur schnell zu meinem Vater," befahl Rustamsal „und sagt ihm, sein Sohn habe das Land der Djinnen erobert und komme jetzt zurück, seinen Sohn habe er auch verheiratet." Die beiden suchten eiligst Qahirman auf und richteten ihre Botschaft aus; Qahirman war überglücklich und kehrte schleunigst in seine Stadt zurück. Die fremden Recken aber machten sich gleich aus dem Staube, als sie von Rustamsals Rückkehr

erfuhren. Dieser herrschte noch einige Jahre und als er in hohem Alter stand, vermachte er sein Reich dem Sohne Djambachyschs, weil er ja dessen Vater getötet hatte. Mit fünfundzwanzig Jahren kam so Djambachyschs Sohn auf den Thron; er hieß Sülfager. Auch er war sehr tapfer.

PROMETHEUSSAGEN / 60. GEORGISCH



s waren einmal drei Brüder: Rostom, Badri und Ußup. Rostom war ein leidenschaftlicher Jäger und so stark, daß, wenn er sich mit einem eisernen Klotz an den Kopf schlug und dazu schrie, alle die Recken jenes Landes zusammenliefen und ihm Geschenke an Gold und Silber brachten. Eines Tages sah er auf der Jagd einen Hirsch, auf den er anlegte. Nicht weit davon stand ein Haus, das war innen vergoldet und außen mit Erde überschüttet. In dem Augenblicke, als Rostom abdrücken wollte, erschien ein Mädchen, wie nie eines schöner war und rief ihm zu: „Töte meinen Hirsch nicht — er ist meine Kuh." Rostom ließ das Tier fahren und näherte sich der Schönen, die er alsbald heiratete. Einige Zeit danach machte er sich auf den Weg und sagte beim Abschiednehmen zu seiner Frau: „Du wirst einen Sohn gebären, nenne ihn Amiran."

Wirklich gebar sie einen Sohn. Lange blieb er ungetauft, aber schließlich bat er seine Mutter selbst, sie möge ihn taufen lassen. Dann erschien Jesus, taufte ihn und gab ihm den Namen Amiran. Als er zwölf Jahre alt war, ging er schon auf die Jagd. Aber auch seinen Vater wollte er gerne sehen und darum bat er seine Mutter, sie möchte ihn ziehen lassen. Sie segnete ihn und entließ ihn. Lange wanderte er umher auf der Suche nach seinem Vater, überall frug er nach ihm. Schließlich kam er zu dem Hause, in dem Rostom mit seinen Brüdern gelebt hatte. Von seinen Oheimen erfuhr er nun, daß sein Vater

im Kampfe mit Recken gefallen sei und daß diese sogar jetzt in seinem Hause wohnten und die Asche des Toten beschimpften. Amiran stürzte in das Haus und tötete alle die Recken, dann begrub er die Reste seines Vaters mit allen Ehren. Als er dies vollendet hatte, überredete er seine Oheime, mit ihm ins Land Filich zum Kampfe mit den dortigen Recken zu ziehen. Zuerst wollten Badri und Ußup nichts davon wissen, dann aber gaben sie doch nach, aber unter der Bedingung, daß sie selbst nicht zu kämpfen, sondern nur Zeugen der Heldentaten ihres Neffen zu sein brauchten.

Sie machten sich alsbald reisefertig. Unterwegs trafen sie einen Menschen, der in den Schößen seines Kleides Birnen trug. Die Recken grüßten ihn und frugen ihn, woher er komme. Der Mann erzählte ihnen, daß nicht weit weg von dem Orte, wo sie seien, ein Birnbaum stände, auf dem drei Drachen hausen, die ihn gefangen und zum Dienste ihrer Jungen gezwungen hätten, deshalb müsse er ihnen jeden Tag Birnen bringen. Amiran nahm ihm die Birnen ab, gab ihn frei und schritt auf den Baum zu, auf dem die drei Drachen hausten.

Zweie davon erschlug er mit dem Schwert, den dritten packte er einfach am Ohr und zauste ihn tüchtig umher, indem er ihn bald hier-, bald dorthin warf. Der Drache riß den Rachen auf und verschlang Amiran. Der aber durchschnitt den Leib des Ungetüms, kam jedoch ganz nackt und kahl wieder heraus. Seine Oheime gaben ihm frische Kleider und er setzte seinen Weg nach Filich fort. Da begegnete ihm ein Wagen, auf dem die Leiche eines ermordeten Recken lag, dessen eine Hand auf der Erde schleifte, tiefe Furchen in diese riß und sie beben machte. Die Mutter des Toten, die hinter dem Wagen ging, rief Amiran zu sich und sagte: „Ich sehe, daß du ein starker Held bist; hebe doch die Hand des Ermordeten auf und lege sie auf den Wagen!“ Das tat Amiran ohne jede Anstrengung. Dann sagte ihm die Mutter des Toten: „Du bist die Ursache des Todes meines Sohnes. Wäre ich nicht in

der Lage, in der ich bin, würde ich dir zeigen, was Reckenkraft heißt.“ Weiter ging Amiran und vernichtete überall seine Feinde, so daß bald kein einziger Recke mehr übrig blieb, nicht nur in Filich, sondern auch in den umgebenden Ländern. Dann fing Amiran an, seine Kraft an gewöhnlichen Leuten zu erproben; es fielen ihm auch eine Menge Christen zum Opfer. Aber Jesus Christus machte dem bald ein Ende. Er stieg einst in der Gestalt eines gewöhnlichen Menschen auf die Erde nieder und forderte Amiran zum Zweikampf heraus. Dieser sollte auf einem der hohen kaukasischen Berge stattfinden. Jesus nahm einen Riemen, legte ihn sich um den Hals und zerriß ihn schnell in kleine Teile; dasselbe tat Amiran, aber sein Riemen verwandelte sich in eine riesige Kette — und der bisher unbesiegte Recke war durch himmlische Kraft in Fesseln geschlagen. Zu gleicher Zeit kam ein ungeheuerer Berg angewälzt, in dessen Innern sich ein eisernes Haus befand. Darin schloß Christus den an die eiserne Kette gefesselten Amiran ein. Heute noch lebt er dort; ein treuer Hund ist sein einziger Diener, der ohne Unterlaß, jahraus, jahrein, die Kette leckt, um sie so dünn zu machen, daß Amiran sie leicht zerreißen kann. Aber jeder Schmied geht jährlich am Grünen Donnerstag an seinen Ambos und tut einige Schläge mit dem Hammer, wovon die Kette Amirans wieder ihre frühere Dicke bekommt.

61. SWANETISCH



on der Höhe des Jalbus (Elbrus) herab ertönten jeden Abend mit Eintritt der Dämmerung verzweifelte Schreie eines Wesens, die dem Schmied Daredjiani, der am Fuße dieses Berges lebte, keine Ruhe ließen. Er konnte nicht begreifen, woher dieses Geschrei kam. Als ihn die Neugierde immer stärker packte, schmiedete er sich ein Brecheisen und

eine Hacke und stieg auf den Jalbus. Es wurde ihm sehr schwer, den steilen Berg emporzuklimmen, aber er half sich mit Stemmeisen und Hacke. Endlich kam er auf den Gipfel, sah sich um und sah tief unten in einem Abgrund ein schönes Weib liegen, das weinte und schrie. Um sie herum lagen Haufen von Gold und Silber. Ohne sich lange zu besinnen, stieg der Schmied hinunter und frug das Weib, warum sie so weine und schreie. Sie erzählte ihm, sie sei die Frau Gottes, der sie wegen eines Verbrechens in diesen Abgrund geworfen habe. Von da an besuchte Daredjiani sie öfters. Und sie wurde von ihm schwanger.

Inzwischen schöpfte die Frau des Schmiedes wegen seiner häufigen Abwesenheit Verdacht. Eines Tages folgte sie ihm heimlich und war Zeugin seines Verhältnisses zu der Frau in dem Abgrund. Von diesem Tage an beschloß die Frau des Schmiedes, sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen. Irgendwie erfuhr sie, daß deren ganze Kraft und Verführung in ihren üppigen Haaren liege, die in dichten Flechten ihren ganzen Körper bedeckten. Als nun die Schöne einmal tief eingeschlafen war, stahl sich die Schmiedin an sie heran und schor sie. Wie die Schöne nun aufwachte und sah, was geschehen war, rief sie den Schmied zu sich und sagte ihm, sie müsse nun bald sterben, er möge ihr den Bauch aufschneiden und das Kind herausnehmen. Der Schmied wollte aber nicht. Da schnitt sich seine Geliebte selbst den Leib auf, zog das Kind heraus und gab es ihm mit den Worten: „Nimm es und lege es auf einen Kreuzweg; es wird von selbst wachsen."

Der Schmied erfüllte den Befehl. Da kamen eines Tages Jesus Christus, der heilige Georg und ein Engel des Wegs und sahen das Kind liegen. Sie tauften es und gaben ihm den Namen Amiran. Dabei sagten sie: „Wenn Amiran dreimal sein Wort bricht, gerät er in die Macht des Teufels." Dann gingen sie weiter; Amiran aber wuchs von da an nicht nur täglich, sondern stündlich. In kurzer Zeit war er erwachsen und furchtbar stark geworden.

Einmal traf er auf seinem Wege einen Zug: ein Wagen fuhr da, den zwölf Paar Ochsen zogen, und auf dem Wagen lag ein riesiger Sarg, im Sarg ein Recke und sein einer Fuß schleifte auf der Erde nach und grub tiefe Furchen in diese, und die Leute, die dem Sarge folgten, bemühten sich vergebens, den Fuß in den Sarg zu legen. Es zeigte sich, daß der Recke, als er sich krank und sein Ende nahe fühlte, selbst in den Sarg sich legte, weil er wußte, daß niemand dazu imstande wäre. Amiran näherte sich, faßte den Fuß mit einer Hand und stieß ihn in den Sarg hinein. Des freute sich der Recke und sagte: „Gib mir deine Hand, Brüderchen!" Aber Amiran gab ihm einen Stein statt der Hand. Der Recke zermalmte ihn zu Staub und wiederholte seine Bitte. Diesmal reichte ihm Amiran ein Eichenbrett, das der Recke zu Spänen zerdrückte. Endlich gab ihm Amiran die Hand. „Deine Hand möge vertrocknen, wenn du meine beiden Söhne nicht aufziehst", sagte der Recke.

Amiran suchte die Söhne auf und erzog sie. Sie wuchsen rasch und wurden stark. Oft ging Amiran mit ihnen auf die Jagd. Während einer solchen geschah es einmal, daß Amiran fest einschlief. Die beiden jungen Leute bewachten seinen Schlaf. Auf einmal erschien, wer weiß woher, eine große Menge von Tieren und umstellte den schlafenden Amiran. Die beiden Jungen aber schoßen ihre Pfeile auf sie ab und töteten sie alle. Als Amiran aufwachte und die große Blutlache sah, dachte er: „Na, die beiden Wackern werden mich selbst einmal umbringen," und ohne weiter zu überlegen, tötete er sie beide. Das war aber ein Wortbruch und von dem Augenblick an verfolgten ihn die Teufel.

Wieder einmal ging Amiran auf die Jagd. Als er müde war, legte er sich schlafen und das Wunderpferd Raschi bewachte ihn. Da kamen die Teufel; Raschi weckte den Schlafenden, aber ehe dieser aufwachte, waren die Teufel schon wieder verschwunden. Aber Amiran glaubte sich

von Raschi betrogen und schlug das Tier. „Von jetzt an werde ich dich nicht mehr wecken, und wenn die Teufel dich auch auffressen", sagte Raschi. „Das hab' ich im Jähzorn getan," antwortete Amiran, „ich werde dich nicht mehr schlagen." Dann schlief er wieder ein. Von neuem krochen die Teufel aus den Büschen hervor und umstellten Amiran. Raschi weckte ihn, und wieder waren sie verschwunden, ehe Amiran ordentlich aufwachte. Er vergaß sein Wort und verabreichte Raschi zum zweiten Male Schläge. Das war der zweite Wortbruch. Bald folgte auch der dritte, und dann bekamen die Teufel volle Macht über ihn. Sie forderten ihn zum Kampfe auf. Zwar erschlug er ihrer eine große Anzahl, aber schließlich ermattete er so, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Die drei übrig gebliebenen banden ihm Hände und Füße, trugen ihn auf den Gipfel des Jalbus, warfen ihn in einen Abgrund und fesselten ihn mit einer schweren Kette an einen eisernen Pfahl. In der Nähe legten sie sein Schwert nieder, aber so, daß er es nicht erreichen konnte. Ihm gegenüber banden sie an denselben Pfahl einen neunköpfigen Div, der sich gleichfalls vergeblich bemüht, nach dem Schwerte zu langen. Wer es zuerst fassen kann, wird Sieger. Aber sie können es erst dann erlangen, wenn ihnen die Nägel gewachsen sind. Die Swanen wünschen, daß Amiran das Schwert bekomme, und darum beschneiden sie sich die Nägel an den ersten vier Tagen der Woche nie. Aber — wenn Amirans Nägel so lang geworden sind, daß er sein Vorhaben ausführen könnte, dann tut ein Vogel, der ihn überwacht, dies den Teufeln kund. Die kommen dann und beschneiden ihm die Nägel.

Doch es kommt die Zeit, wo Amiran sein Schwert wird fassen können. Dann erschlägt er den Div, wird frei, und für Swanetien und alle andern christlichen Länder bricht dann das goldene Zeitalter an.

62. KABARDINISCH



or langer, langer Zeit wagte es ein Recke, der ein einziges Auge auf der Stirne hatte, in die Geheimnisse, mit denen Gott den Gipfel des Elbrus umgeben hat, einzudringen. Er kam zu dem Sattel zwischen den beiden Gipfeln, an den Felsen, an dessen Fuß eine kristallklare Quelle entspringt. Aber Gott duldete das nicht und schmiedete den Entweiher seiner Geheimnisse mit einer langen Kette an den Felsen. Viele Jahre sind seitdem vergangen; der Recke ist alt geworden. Sein langer Bart reicht ihm bis zu den Knien; sein ehemals mächtiger Körper ist hinfällig geworden und sein stolzes Antlitz mit Falten bedeckt. Um ihn noch mehr zu strafen, schickte ihm Gott einen Raubvogel, der kommt jeden Tag geflogen und hackt an des Recken Herzen. Wenn der Gequälte aber sich bückt, um zu trinken, fliegt der Vogel voran und säuft das Wasser bis zum letzten Tropfen aus. Das Wasser dieser Quelle aber hat eine wunderbare Eigenschaft: wer davon trinkt, wird ewig leben.

Aber es kommt einmal eine Zeit, wo Gott den sündigen Söhnen Adams zürnen wird. Dann befreit er den Einäugigen, und wehe dann den Menschen! Denn an diesen wird sich der Dulder für seine langen Leiden rächen.

63. ABCHASISCH (ABRSKIL)



n alter Zeit lebte in Abchasien eine schöne Jungfrau von vornehmer Herkunft. Schon als Kind hatte sie das Gelübde getan, Jungfrau zu bleiben, und ihre Eltern hatten nicht nur nichts dagegen, sondern halfen ihr auch ihr Gelübde zu erfüllen. Und doch wurde sie nach einiger Zeit schwanger. Ihre Eltern aber erwarteten ruhig den Tag der Entbindung, weil sie wußten, daß ihre Tochter unschuldig war.

Sie gebar einen Knaben, der ungemein rasch wuchs; mit zehn Jahren war er wie ein Zwanzigjähriger und wurde der schönste unter allen jungen Leuten. Abrskil — so hieß er — zeichnete sich von Kindheit an durch Tapferkeit und Wagemut vor seinen Gefährten aus; er schonte sich nicht in der Gefahr, verteidigte tapfer sein Land gegen die Feinde und rächte es furchtbar an diesen. Gott schützte ihn, den Verteidiger seines Vaterlandes. Bald ging der Ruf von seiner Tapferkeit durch ganz Abchasien und durch die Nachbarländer; seine Landsleute liebten, die Feinde aber fürchteten ihn; viele Fremde baten ihn um seinen Schutz. Aber Abrskil wurde von all dem so stolz und hochmütig, daß er sich Gott gleich achtete und dadurch dessen Zorn auf sich herabbeschwor.

Abrskil rottete mitleidslos alle Menschen mit hellen Haaren und blauen Augen aus — unter seinen Landsleuten sowohl als auch unter den Kriegsgefangenen. Sie hätten das böse Auge, behauptete er, und könnten Menschen und Tiere verhexen. Auch die Geschlechter Aschwba und Khatsba rottete er aus. Er hieb alle Weinstöcke ab, deren Ranken sich über einem Weg hinzogen[1], so daß ein Reiter gezwungen war, sich zu bücken, um unter ihnen hindurchzukommen, und er tat das nur, damit niemand den Kopf beugen müsse, weil das aussehe, als ob er sich vor Gott verneige. Gott aber forderte von Abrskil, er solle sein sündhaftes Vernichten von Menschen und nützlichen Pflanzen aufgeben und zur Rettung seiner Seele vierzigmal sich verbeugen. Abrskil weigerte sich unter dem Vorwand, daß alle Menschen sich vor ihm verbeugen, er stehe also höher als diese und sei Gott ebenbürtig. Lange verschonte der Höchste ihn, in der Hoffnung, er werde in sich gehen und sich bessern. Aber Abrskil blieb bei seinem Trotze. Da befahl Gott in seinem Zorne seinen Engeln, ihn gefangenzunehmen, um ihn zu strafen.

[1] Die Weinreben ranken sich im Kaukasus vielfach an Bäumen empor und senden ihre Ranken von Baum zu Baum.

Als Abrskil sich mit Gott entzweit hatte, hatte er sich zwei Orte herausgesucht, die ihm Schutz zu bieten schienen; einen auf dem Gipfel des Berges Uartsachu, einen andern an einer unbewohnten Stelle am Ufer des Schwarzen Meeres. So kam es, daß, wenn die Engel ihn auf dem Berggipfel suchten, Abrskil sich auf sein Wunderpferd Arasch[1] setzte, das ihn mit einem einzigen Satz ans Meeresufer trug, wo er ausruhte und aß, während Arasch sich auf der Weide gütlich tat und Meerwasser trank. Wenn das Pferd dann aber witterte, daß die Engel näher kamen, dann sagte es seinem Herrn, er solle aufsitzen, und trug ihn mit einem Sprunge wieder auf den Uartsachu. Dort ruhten sie dann wieder aus, bis die Engel nachkamen. Lange verfolgten die Engel Abrskil vergebens, schließlich wandten sie sich an eine alte Hexe um Hilfe. Die riet ihnen, auf dem Gipfel des Uartsachu eine Ochsenhaut auszubreiten und sie mit etwas Schlüpfrigem einzureiben, sich dann in zwei Parteien zu teilen, von denen die eine auf dem Berggipfel sich verstecken, die andere aber am Meeresufer sich zeigen solle. Als Abrskil nun auf seinem Arasch auf den Berg sprang, glitt sein Tier auf der schlüpfrigen Haut aus, Abrskil fiel herab, tat sich weh und wurde von den Engeln gepackt und gebunden.

Das Gerücht von seiner Gefangennahme durchflog eilends ganz Abchasien. Wie freuten sich die Leute mit blauen Augen und hellen Haaren, und wie betrübt waren dagegen seine Freunde! Diese taten alles, was in ihren Kräften stand, um ihn zu befreien, aber umsonst! Denn Gott hatte ihn in eine unzugängliche Höhle verbannt.

Die Engel hatten lange nach einem solchen Orte gesucht, ohne einen zu finden. Dann hatten sie sich wieder an die Hexe gewandt, und diese wies ihnen eine Höhle beim Dorfe Tschilou, das am Fuße eines Ausläufers der Panawer

[1] „Rasch" ist identisch mit Reksch, dem Streitrosse Rustems im Schahname. Auch in daghestanischen Sagen findet sich ein Wunderpferd Rasch. Über die Identität kann kein Zweifel sein, denn das a- in Arasch ist eine Art deiktischer Artikel.

Kette liegt. In der sollte früher, so behauptete die Hexe, ein Recke eingeschlossen gewesen sein, der sich dreihundert Jahre lang in ihr abquälte und dank der Wachsamkeit der alten Besitzerin der Höhle nicht entkommen konnte, bis Gott ihm verzieh und ihn herausließ. In diese Höhle nun führten die Engel Abrskil mit seinem Arasch und empfahlen ihn der besonderen Aufmerksamkeit der Alten. Diese befahl ihren Dienern, den Gefangenen an eine Kette zu schmieden und ihn sorgfältig zu bewachen. Von dem Augenblick an begann Arasch die Kette zu belecken, damit Abrskil sie durchreißen könne, wenn sie einmal dünner werde. Die Engel aber meldeten voller Freude Gott dem Herrn, daß sie für Abrskil einen sicheren Ort gefunden hätten. Und der Alten befahl der Herr, niemanden zu dem Gefangenen zu lassen und ihm solange nichts zu essen zu geben, als er nicht reumütig sich schuldig bekenne.

Lange ließ die Alte Abrskil hungern, aber schließlich erbarmte sie sich seiner und ließ ihm heimlich Nahrung zutragen. Dafür wurde sie von Gott in einen Welp verwandelt, der nur dann den Mund aufmachen und Nahrung zu sich nehmen kann, wenn Arasch durch beständiges Lecken die Kette so dünn wie einen Seidenfaden gemacht hat. Sowie der Welp aber den Rachen auftut, um seinen Hunger zu stillen, nimmt die Kette ihre frühere Stärke wieder an.

Solange nun Abrskil sich auch in seiner Höhle quälte, er vergaß doch sein Vaterland nicht, dachte immer daran, und sein sehnlichster Wunsch war es, einmal einen seiner Landsleute zu sehen, der ihm Bericht erstatten könne von dem Zustande seiner Heimat. Ein solcher Bote erschien ihm in der Person seines Hauptverehrers, eines gewissen Djomlat[1]. Der nahm einige geschickte Führer und zwanzig mit Wachskerzen beladene Esel mit sich und drang in

[1] Andere sagen, er habe „Sasruqwa“ Antschabadse geheißen. In diesem Sasruqwa ist unschwer der Sosryqo der Nartensagen zu erkennen.

Abrskils Höhle ein. Dort war es sehr dunkel, als sie aber ihre Kerzen angezündet hatten, konnten sie weiter in die Höhle eindringen. Diese war an einigen Stellen so niedrig, daß die Leute auf allen Vieren kriechen mußten; an andern Stellen waren große Felder und Obstgärten. Sie gingen immer weiter und weiter, fanden aber keine Spur von Abrskil. Als ihre Kerzen zu Ende waren, dachten sie schon an die Rückkehr, hörten aber zu ihrer Freude die Stimme des Gesuchten, der ihnen erklärte, ihre Anstrengungen seien nutzlos, denn je weiter sie in die Höhle eindrängen, desto weiter werde er nach hinten geschoben. Dann frug er sie, ob Aschwba und Khatsba noch lebten und ob es noch hellhaarige mit blauen Augen gäbe. Djomlat antwortete ihm, es sei alles noch wie früher und daß das Land das Schicksal seines Beschützers bitter beweine. „Unglückliches Abchasien, du gehst zugrunde!" stöhnte Abrskil.

Auf die Frage der Besucher, wie sie ohne Kerzen aus der Höhle kommen könnten, gab ihnen Abrskil den Rat, ihre Esel umzuwenden und sich an deren Schwänzen festzuhalten; die Tiere würden den Ausgang dann schon finden.

Lange schwiegen sie und nahmen dann Abschied voneinander. Djomlat kehrte nach Hause zurück, und Abrskil blieb in seiner Höhle, tief betrübt darüber, daß er seine Landsleute nicht sehen durfte. Als Djomlat aus der Höhle trat, erfuhr er, daß er drei Tage darin gewesen war.

Abrskil lebt noch, und wird erst dann frei, wenn es ein zweites Mal jemandem glückt, ihn zu besuchen. Arasch aber ist wohl schon tot.

64. OSSETISCH



miran war ein Bedrücker, was Gott nicht gefiel. Er fing ihn deshalb durch List und befahl ihn in einer Höhle einzuschließen. Ein Jäger verlor nun einmal seinen Weg, und Gott führte ihn gerade zur Türe der Höhle, in der Amiran eingeschlossen war. Diese Türe war aus Kupfer; Gott öffnete sie, der Jäger trat hinein, sah sich um, und als er Amiran erblickte, sah ihn dieser an, und seine Augen waren so groß wie ein Ochsenhalsband. Der Jäger fiel in Ohnmacht, aber Amiran sprach ihm Mut zu: „Fürchte dich nicht, meine Sonne! Ich bin Amiran und auf Gottes Befehl hier angefesselt." Als der Jäger Mut gefaßt hatte, frug er: „Aus welchem Geschlecht bist du? Was bist du für ein sonderbares Wesen und was tust du hier?" „Ich bin Amiran, aus dem Geschlecht der Daredsan, ich war ein Bedrücker der Menschen und ließ ihnen keine Ruhe, ich stritt mit Gottes Heiligen und verachtete den Höchsten selbst. Da ließ er mich seine Macht fühlen, jagte mich hierher, und da steh' ich jetzt gefesselt. Gib mir meinen Säbelriemen, und ich werde dich reichlich belohnen." Der Jäger versuchte es, zog und zog an dem Riemen, aber was konnte er ausrichten? „Sei gnädig," flehte er, „ich kann nicht. Es geht über meine Kraft." „Nun, dann binde deinen einen Vorderarm an meinen Schwertgürtel und reiche mir den andern!" sagte Amiran. Der Jäger tat, wie ihm geheißen wurde. Amiran zog so fest, daß dem armen Menschen die Glieder krachten. „Sei gnädig, reiße mir die Seele nicht aus!" flehte der Jäger. Amiran ließ ihn los und befahl ihm, nach Hause zu gehen und die Herdkette[1] zu holen, aber ohne ein Wort dabei zu sprechen und ohne sich umzu-

[1] Zum Verständnis des Folgenden sei erwähnt, daß die Kette, die über dem Herde hängt, heilig ist. Die Kette darf auf keinen Fall entfernt werden, es käme das dem Tode der sämtlichen Hausinsassen gleich. Diebstahl oder Raub der Kette zieht Blutrache nach sich.



sehen, sonst würde die Türe sich schließen. Der Jäger stürzte nach Hause, riß die Kette ab und trug sie weg, ohne ein Wort zu sprechen, hinter ihm seine Hausgenossen, ja das ganze Dorf. „Ist er verrückt, wohin will er mit der Kette?“ Der Jäger aber lief, was er konnte. Schon trennte ihn nur mehr ein kleines Stück Wegs von der Höhle, als Gott es gefiel, ihm den Wunsch, sich umzusehen, einzuflößen. Die Türe flog zu, und Amiran blieb in der Höhle.

POLYPHEMSAGEN / 65. MINGRELISCH



Einen Wanderer überraschte einst auf dem Wege zwischen Redut-Kale und Anaklia[1] eine regnerische, finstere Nacht. Mitten im Walde, fern von jeder menschlichen Behausung, umringte ihn eine Herde Wölfe, von denen einige es versuchten, ihn vom Pferde herabzuzerren. Das Pferd aber stand still und konnte weder durch Zureden, noch durch Drohungen vom Platze gebracht werden. Was nützte es dem Wanderer, daß er Stäbchen an den Schweif seines Pferdes gebunden hatte[2], die Wölfe griffen ihn trotzdem an. Kalter Schrecken packte den Armen, sein Säbel hing ihm machtlos in der Hand. Es blieb ihm nur eines zu tun übrig, um Hilfe zu rufen, was die Lungen hergeben konnten. Da zeigte sich von weitem ein Licht und die Wölfe verschwanden, das Pferd aber lief auf das Licht zu. Das war ein Feuerbrand in der Hand eines Mannes, der in der Gegend ein einsames Häuschen bewohnte und auf die Hilferufe hin herbeigeeilt war. Der Wanderer wärmte sich in der Hütte und erzählte dann seinem Wirte, was ihm begegnet war. Dieser aber hatte viel Schlimmeres zu erzählen.

[1] Am Ostufer des Schwarzen Meeres. [2] Die Mingrelier halten es für ein gutes Mittel, den Wolf zu verjagen, wenn man an den Schweif des Pferdes einige Stäbchen bindet.

„Bruder, du glaubst, du seist unglücklich, weil die Insekten da im Wald dich angegriffen haben... Nein, wenn du wüßtest, was ich zu ertragen habe, wärest du glücklich, daß dir weiter nichts passiert ist. Du siehst, wir tragen hier alle Trauer. Wir waren sieben Brüder, alle Fischer. Oft blieben wir ganze Monate mit dem Schiff draußen und schickten nur einmal die Woche ein Boot mit den Fischen heim. Eines Tages bemerkten wir, als wir eben die Angeln ausgeworfen hatten, daß unser Schiff sich vom Ufer entfernte — irgendetwas zog es, und wir konnten es nicht anhalten. Weiter ging die Fahrt, und nach einigen Wochen sahen wir vor uns ein felsiges Ufer, aus dem ein Honigbach herausfloß.

Unser Schiff zog es gerade zu diesem Honigbach hin. Als wir näher kamen, tauchte unter unserem Schiff ein riesiger Fisch auf, der ein Maul hatte über eine Klafter breit. Mit solcher Gier schlang er den Honig, daß der Bach fast versiegte. Das war der größte Fisch, der hier her schwamm um Honig zu fressen, in Anaklia aber fraß er Mais. Es zeigte sich, daß unsere Angeln sich in seinen Flossen verfangen hatten; deshalb hatte er uns mitgeschleppt. Während er nun Honig schluckte, schnitten wir heimlich die Angelschnüre durch. Der Fisch schwamm weg und wir blieben. Aber wir wußten nicht, wo wir waren; aus Freude darüber, Land zu sehen, lachten wir, aus Angst vor unserm weitern Schicksal weinten wir. Dann hielten wir Rat, was nun zu tun wäre und beschlossen, Honig und Wachs aus dem Bache aufzuladen und dann immer in derselben Richtung dem Ufer entlang zu fahren. Eine ganze Woche luden wir, und am Vorabend unserer Abfahrt sahen wir, daß eine Herde Schafe und Ziegen sich dem Honigbache näherte. Der Hirte war ein Riese und einäugig. In der Hand hatte er einen Stock, so dick wie eine Säule, und den drehte er herum wie eine Spindel. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich unser. Der Riese zog unser Schiff aufs Ufer, und uns trieb er mit

seiner Herde fort zu einem großen Gebäude, das mitten in einem Walde stand. Die Bäume waren so hoch, daß man ihre Wipfel nicht sehen konnte. Sogar die Binsen waren so dick und hoch wie bei uns zu Haus die Eichen.

Das riesige Gebäude selbst war aus ungeheuren, unbehauenen Steinen aufgeführt und war innen in verschiedene Räume abgeteilt für das Vieh; besonders hatten die Ziegen, die Schafe, die Lämmer und die Zicklein ihre eigenen Abteilungen. Der Einäugige sperrte uns ein und trieb dann seine Herde weg. Wir bemühten uns, die Türe aufzubrechen, aber umsonst. Wie Mäuse in der Mausfalle trieb es uns vom Morgen bis zum Abend herum. Am Abend kam unser Einäugiger zurück, sperrte seine Tiere ein und machte Feuer. Ganze Baumstämme legte er zu. Dann nahm er einen Bratspieß, holte sich einen fetten Hammel und briet ihn, ohne ihn zuvor auszunehmen. Ja, er tötete ihn zuvor gar nicht, sondern steckte ihn lebendig an den Spieß; das Tier zappelte im Feuer, bis ihm die Augen platzten. Dann fraß er den ganzen Hammel auf, legte sich nieder und fing zu schnarchen an. Am nächsten Morgen fraß er noch zwei Hammel, und am Abend holte er sich den fettesten von uns, steckte ihn an den Spieß und fing an, ihn zu braten. Unser Bruder zappelte schrecklich und schrie um Hilfe. Aber was konnten wir tun? Als unserm Bruder die Augen platzten, riß ihm der Einäugige ein Bein aus und warf es uns zu, den Rest aber fraß er selbst auf. Wir begruben das Bein. An den folgenden Tagen kamen dann meine andern Brüder an die Reihe; schließlich blieb nur ich und unser Jüngster übrig. Wir waren fast wahnsinnig vor Schmerz und Furcht und sehnten den Tod herbei — freilich keinen so entsetzlichen. Als er nun den fünften unserer Brüder gefressen hatte und am Feuer lag und schnarchte, stahlen wir beide uns an den Bratspieß heran, den er neben sich in die Erde gesteckt hatte und zogen ihn mit großer Mühe heraus. Dann legten wir ihn ins Feuer und warteten mit Angst und Bangen, bis er

glühend geworden war. Den glühenden Spieß aber stießen wir ihm ins Auge. Mit solcher Kraft sprang der Geblendete auf in seinem Schmerz, daß wir glaubten, er würde die Decke durchschlagen, aber er schlug sich nur den Kopf wund. Mit furchtbarem Geschrei rannte er durch das ganze Gebäude, zertrat Schafe und Ziegen, konnte uns aber nicht finden, da wir ihm immer durch seine Beine hindurch entschlüpften. Am Morgen fingen die Tiere an zu schreien, weil sie auf die Weide wollten. Der Riese machte die Türe auf, stellte sich davor und ließ die Schafe und Ziegen einzeln durch seine Beine hindurch hinaus, befühlte aber jedem den Rücken, den Kopf und den Bauch. So tat er bis Mittag. Dann wurde ihm dies zu beschwerlich, und er begnügte sich damit, jedem Tier den Rücken zu betasten. Glücklicherweise hatte mein Bruder noch ein Messer, mit dem wir zwei Schafe abhäuteten. Wir hüllten uns dann in die Häute und beschlossen, zwischen seinen Beinen durchzukriechen. Halb tot vor Angst, versuchte ich als erster das Glück. Der Riese merkte nichts, und ich war draußen. Mein Bruder folgte. Wir suchten sofort unser Schiff auf, das auch noch an demselben Orte stand. Unsere Hoffnung auf Rettung wuchs. Inzwischen kam auch des Einäugigen Herde herbei. Wir suchten uns die besten Tiere heraus und nahmen sie mit uns aufs Schiff. Kaum aber hatten wir das Ankertau durchschnitten, als der Riese ankam und nach unserm Schiffe tastete. Als wir außer seiner Reichweite waren, riefen wir ihm unsere Namen zu, damit er auch wisse, wer ihm so übel mitgespielt hatte. Voller Wut warf er uns seinen Prügel nach; so heftig; daß das Meer aufschäumte und unser Schiff fast untergegangen wäre. Nach langen Irrfahrten dem Ufer entlang und nach vielen Entbehrungen kamen wir endlich nach Hause.

66. URÝSMÄG UND DER EINÄUGIGE RIESE



rýsmäg kam einst von einer seiner Wanderfahrten zurück und fand die Narten in recht trüber Stimmung beieinandersitzend. Kaum, daß sie ihm für seinen Gruß dankten. „Was ist denn mit denen los?“ frug Urýsmäg Satanen. „Ach, auf ihren Magen hören sie zu viel“, antwortete sie. „Ho, ho! Narten, ihr seht ja aus, als ob jeder von euch das begraben hätte, was ihm am liebsten ist,“ rief Urýsmäg den Narten zu. „Also, wer ein Mann sein will, der macht sich auf; der alte Urýsmäg führt uns, vielleicht erwischen wir doch etwas“, beschlossen sie. Die besten unter ihnen machten sich auch wirklich mit Urýsmäg auf den Weg. Lange, lange wanderten sie, bis sie kaum mehr konnten vor Müdigkeit und Hunger. Plötzlich erblickte Urýsmäg am Fuße eines Berges einen Hirten von ungewöhnlicher Größe, der eine Schafherde hütete.

„Na, ihr Jungen, wer von euch holt uns einen fetten Hammel zum Abendessen?“ frug Urýsmäg, und da keiner Lust hatte, beschloß er selber die Sache anzugehen. Wie ein Pfeil galoppierte er auf den Hirten zu, sprang vom Pferd und holte sich den besten Hammel, so groß wie ein ordentlicher Ochse, aus der Herde. Aber er konnte das Tier nicht halten; das zog ihn mit sich und Urýsmäg geriet in die Hände des einäugigen Riesen. „Ach, du mein herziger Bodsól,“ sagte dieser zu dem Hammel, „da hast du mir ja einen recht netten Braten gebracht, ich danke dir.“ Sprach's, packte Urýsmäg und steckte ihn in seine Hirtentasche. Hungrig war Urýsmäg ja, und darum machte er sich gleich an den Proviant des Hirten. „Was rührst du dich denn,“ rief ihm dieser zu, „bleib' ruhig sitzen, wenn ich andrücke, zerbreche ich dir ja doch alle Rippen!“

Inzwischen näherte sich die Sonne dem Horizonte, und der Hirte trieb seine Herde nach Haus, d. h. in eine Höhle,

deren Eingang er mit einem großen Felsstück verschloß. So dicht paßte der Fels zu der Öffnung, daß kein Sonnenstrahl mehr eindringen konnte.

„Bring' den Bratspieß," befahl der Riese seinem Sohne, „ich will ein schmackhaftes Stück braten, das mir Bodsól heute hergeschleppt hat." Als der Sohn das Verlangte gebracht hatte, packte der Riese Urýsmäg, steckte ihn an den Spieß, den er ans Feuer stellte, und legte sich dann zum Schlafen nieder. Zufällig aber war der Spieß nicht durch Urýsmäg selbst gegangen, sondern zwischen dem Körper und den Kleidern, darum konnte er, Urýsmäg, als der Riese zu schnarchen angefangen hatte, sich losmachen. Er steckte den Bratspieß ins Feuer, bis er glühte, und stieß ihn dann dem Riesen ins gesunde Auge. Fürchterlich brüllte der Geblendete und drohte Urýsmäg, er werde ihn, trotzdem er nun blind sei, doch erwischen. Urýsmäg erschlug auch seinen Sohn. Aus Wut und Bosheit biß sich der Riese in die Finger, aber das nützte ihm gar nichts. Am Morgen fingen die Schafe zu blöken an, weil sie hungrig waren und auf die Weide wollten. „Warte nur," sagte der Riese zu Urýsmäg, „du kommst mir doch nicht raus." Dann wälzte er den Stein vom Eingang weg, setzte sich davor und ließ die Tiere einzeln heraus. In der Herde war aber ein großer, weißer Ziegenbock mit langen Hörnern, der Liebling des Riesen. Diesen Bock schlachtete Urýsmäg, zog sich das Fell über und ging auf allen vieren zum Ausgang. „Bist du's, Gurtschi," sagte der Riese, als er ihn abtastete, „geh nur, mein gescheites Tier, und hüte mir die Schafe gut und führ' sie mir abends zurück; ich muß dableiben und den frechen Kerl bestrafen, der mich geblendet hat. Jetzt geh nur, geh!" Damit streichelte er ihm den Rücken und ließ ihn hinaus.

Draußen wartete Urýsmäg, bis die ganze Herde aus der Höhle war. Dann rief er dem Riesen zu: „Du, da bin ich, du blinder Esel!" Der Riese verreckte fast vor Ärger und Wut; Urýsmäg aber trieb die Herde den Narten zu,

schlachtete etliche Hammel und bewirtete seine Gefährten. Was von der Herde übrig blieb, trieben die Narten zu sich nach Hause, wo sie sich darein teilten. „Nein,“ sagte einer von den Narten, „so geht es nicht, Urýsmäg muß noch ein Teil bekommen, wir wären ja Hungers gestorben, wenn der Weißbart uns nicht geführt hätte.“ Da niemand etwas einzuwenden hatte, gab jeder von seinem Anteil noch etwas an Urýsmäg ab. Und jetzt sahen sie gar nicht mehr so trübselig aus wie früher.

SAGEN VON SALOMO DEM WEISEN

67



alomon der Weise hatte einen Diener. Als dieser ausgedient hatte, frug ihn sein Herr: „Was ziehst du vor: deinen Gehalt oder drei weise Ratschläge?“ Der Diener verzichtete auf das Gehalt und wollte die Ratschläge hören. Und Salomo sagte: „Verrate niemandem deine Geheimnisse!
Leihe nie etwas aus, ohne darum gebeten zu werden!
Hier ist ein Stöckchen; überzieh es mit einer Schlangenhaut, die du auf dem Wege findest, und stecke das Stäbchen mitten in deinen Hof!“
Der Diener dankte und ging seiner Wege. Er fand eine Schlangenhaut, tat sie um das Stöckchen und steckte dieses mitten im Hofe in die Erde, als er nach Hause gekommen war. Nach einiger Zeit erwuchs daraus ein großer Baum mit goldenen Früchten. Die nahm er ab und versteckte sie in Truhen. So wurde er rasch reich und heiratete.

Eines Tages kamen während seiner Abwesenheit drei Armenier zu seiner Frau und baten sie um die Erlaubnis, in ihrem Hause übernachten zu dürfen, worin sie einwilligte. Als die dreie den Baum mit den goldenen Früchten sahen, sperrten sie ihre Augen mächtig weit auf. Dann beschlossen sie, den Baum auf jeden Fall seinem Eigen-

tümer zu rauben. Zunächst aber frugen sie die Frau aus, auf welchem Wege ihr Mann zu diesem Baum gekommen wäre. Aber das wußte sie nicht und antwortete auch in diesem Sinne auf ihre Fragen. Aber die dreie ließen nicht nach und versprachen ihr eine große Belohnung, wenn sie es ihnen verrate.

Als der Hausherr abends heimkam, fing seine Frau gleich an, ihn mit Fragen zu bestürmen. Der aber hatte den ersten Rat des Weisen Salomo noch gut im Gedächtnis und verriet nichts. Doch gab ihm seine Frau keine Ruhe, und schließlich erreichte sie ihr Ziel. Und lief gleich zu den Armeniern und erzählte, was sie gehört hatte. Die drei aber gingen zum Hausherrn und forderten von ihm, er solle ihnen entweder den Baum verkaufen, oder sie würden ihn mit Gewalt sich aneignen. Er schlug es ihnen zwar ab, da die andern aber von ihrem Ansinnen nicht abließen, schlug er ihnen eine Wette vor: wenn sie es errieten, von wem er den Baum habe, könnten sie ihn nehmen, wenn nicht, sollten sie Strafe bezahlen. Die Armenier gewannen natürlich die Wette.

Tieftraurig und zornig lief er zu Salomo, erzählte ihm sein Unglück und bat ihn um einen Rat, wie er seinen Baum zurückbekommen könne. Salomo aber wurde böse auf ihn und sagte: „Hab' ich dir nicht geraten, niemand dein Geheimnis zu erzählen? Geh jetzt und schlage den Armeniern ein neues Rätsel vor; sie sollen erraten, wo die Sonne aufgeht." Gleich lief er nach Hause und gab den Armeniern das Rätsel auf; wenn sie's nicht lösen könnten, müsse er seinen Baum wieder haben. Die drei willigten ein. „Gut, wo geht die Sonne auf?" Obwohl das wirklich nicht schwer war, konnten sie's nicht erraten, denn Salomo der Weise hatte seinem Diener geholfen, und wenn die Armenier sagten „von Osten", dann ging die Sonne plötzlich von Westen auf; sagten sie aber „von Westen", dann kam sie aus dem Osten. So bekam er seinen Baum wieder. Und von da an besuchte er oft Salomo und bekam von ihm viele gute Ratschläge.

Eines Tages nun kam der Vezier des Königs zu Salomo[1] und lud diesen zur königlichen Tafel. (Eben war der frühere Diener Salomos auch da.) Salomo aber schlug die Einladung aus; er und seine Diener seien beschäftigt, sagte er. Der König aber schickte ein zweites Mal zu ihm und ließ ihm sagen, er solle mitsamt seinen Dienern kommen. Diesmal gab Salomo nach und nahm seinen einen Diener, den wir ja schon kennen, mit. Während des Essens forderte der König ein Messer. Der frühere Diener Salomos zog sein Messer und überreichte es dem König. Dieser wollte Salomos Findigkeit prüfen und sagte zu dem Diener: „Das ist ja mein Messer, wer hat es dir denn gegeben?" Da fiel diesem der zweite Rat Salomos ein, aber es war schon zu spät. Er fand nichts, was er dem König hätte entgegnen können, und so wurde er auf dessen Befehl ergriffen und in einem besonderen Zimmer eingesperrt. Zugleich aber erging der Befehl, Salomo nicht zu dem Eingesperrten zu lassen, damit er ihn nicht befreie.

Aber Salomo wollte dies ja gerade! Aber wie? Rings um das Haus stehen Wachen; wenn man nur ein lautes Wort sagt, gleich hören es alle. Und wie er so nachdachte, da sah er plötzlich in einer Ecke des Zimmers, das ihm der König zur Ruhe angewiesen hatte, eine Katze. Schnell fing er sie und schlug sie auf den Kopf. Die Katze schrie, und Salomo sagte dazu: „Du arme Katze! Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst ungebeten niemandem etwas leihen. Jetzt gehst du zum König und sagst ihm, daß das Messer im Bauche deines Vaters stak, daß man den Mörder noch nicht gefunden hat, und daß der König der Mörder sein muß, wenn das Messer wirklich ihm gehört." Der Diener aber, der nicht weit davon eingesperrt war, hatte das alles gehört, und als man ihn am folgenden Tage frug, wo er das Messer her habe, wiederholte er Salomos Worte. Der König wußte nicht, was er sagen sollte, ließ ihn frei und beschenkte ihn.

[1] Salomo ist in dieser Sage nicht König.

68

Es war einmal ein König, der eignete sich jedes Füllen an, das in seinem Lande zur Welt kam, unter dem Vorwand, es sei von einer seiner Stuten geworfen worden. Da kam zu ihm eines Tages Salomo, der damals noch sehr jung war, und verdang sich bei ihm als Hundewärter. Einmal fing nun Salomo an, die Hunde aus Leibeskräften zu prügeln. Als der König dies erfuhr, rief er ihn zu sich und frug ihn, warum er die Hunde schlage.

„Wie soll ich sie nicht prügeln?“ antwortete Salomo. „In meinem Dorf haben die Wölfe ein Kalb gestohlen und deine Hunde haben sie nicht verfolgt.“

„Du bist wohl ganz von Sinnen? Wie können denn meine Hunde wissen, was in deinem Dorf geschieht? Wie kommst du auf solche Gedanken?“

„Und du, König, wie kommst du darauf, zu sagen, daß alle Füllen, die, wer weiß wo, geboren werden, von einer deiner Stuten herstammen?“

Der König wurde sehr verlegen und eignete sich von diesem Tage an keine fremden Füllen mehr an.

69

Zur Zeit als Salomo regierte, lebte nicht weit von Jerusalem in einer Höhle ein Einsiedler, zu dem das Volk von überallher um Rat pilgerte. Salomo entschloß sich einst, selbst zu ihm zu gehen, um ihn um Rat zu fragen und nahm seinen liebsten Höfling mit. Der Einsiedler aber wußte durch eine Eingebung Gottes, daß der König zu ihm komme und bereitete sich zu seinem Empfange vor, indem er seine Zelle auskehrte und das Kehricht mitten darin liegen ließ; dann zog er sich nackt aus, warf sich ein Tuch über die Schulter und wartete auf der Schwelle stehend und indem er sich den Mund mit der rechten Hand zuhielt. Als der König Salomo und sein Höfling sich näherten, sagte dieser:

„Herr, das genügt, laß uns nach Hause gehen!“

„Wieso? Wir sind doch um einen Rat gekommen; es wäre doch eine Schande, unverrichteter Sache heimzukehren", antwortete Salomo.

„Den Rat haben wir schon. Komm nur, ich will's dir erklären."

Als sie nun zu Hause waren, gab der Höfling folgende Erklärung des Gesehenen: „Das Kehricht bedeutet unsern irdischen Reichtum. Dadurch, daß er auf der Schwelle seines Zimmers stand, wollte der Einsiedler uns sagen, daß wir auf dieser Welt zeitweise Bewohner sind; das Tuch über seiner Schulter bedeutet, daß wir von den Gütern dieser Welt bloß ein Stück Zeug zum Leichentuche brauchen, und daß er den Mund zuhielt, das heißt, daß der gefährlichste Feind des Menschen seine Zunge ist; die muß man verschlossen halten, damit sie nichts ausplaudert.

Den König befriedigte diese Erklärung so, daß er den Höfling reich beschenkte.

70

Eine der Frauen Salomos wollte von ihm ein Schloß aus Vogelfedern erbaut haben. Salomo ließ alle Vögel der Welt kommen und fing an, ihnen die Federn auszureißen. Alle kamen herbeigeflogen, bloß die Eule nicht. Der König ließ sie rufen und frug sie, warum sie nicht gekommen sei.

„Weiser König!" hub die Eule an, „um eine Laune einer deiner Frauen zu befriedigen, beraubst du uns unserer Zier und unseres Schutzes vor dem Wetter. Dir zuliebe gäbe ich nicht nur meine Federn, sondern auch meinen Kopf dahin, wenn es sein muß. Aber wie kann man aus Federn ein Schloß bauen? Der erste leichte Wind zerstreut unsere Federn nach allen Richtungen und deine Arbeit ist umsonst. Hab Mitleid mit uns!"

Salomo ließ seinen Plan fahren und befahl, daß jeden Tag drei Sperlinge zu jeder Eule fliegen sollten, um ihnen als Nahrung zu dienen[1].

---

[1] Nach dem Volksglauben geschieht dies heute noch.

71



ls Alexander von Mazedonien eben auf die Welt gekommen war, lief er gleich im Zimmer umher. Als er aber an die vierte Ecke kam, schlug ihn ein Engel nieder und gab ihm damit zu verstehen, daß er bloß drei Weltteile erobern werde.

72

Als Alexander gestorben war, trauerte seine Mutter so tief um ihn, daß sie nicht die Erlaubnis gab, ihn zu begraben. Als die Hofleute sahen, daß man sie mit Worten nicht dazu überreden könne, schlugen sie ihr vor, ohne Nahrung mit dem Leichnam ihres Sohnes in einem Zimmer zu bleiben. Sie willigte ein; man schloß sie in ein Zimmer ein und hing an dessen Decke ein Brot auf. Drei Tage lang beweinte die Mutter ihren Sohn; am vierten aber wurde sie sehr hungrig, und als sie das Brot an der Decke gewahrte, wollte sie es herunternehmen. Da es aber sehr hoch oben hing, stellte sie sich auf die Leiche ihres Sohnes und holte es herunter. Das bemerkten die sie überwachenden Hofleute und sagten zu ihr:

„Du wolltest deinen Sohn nicht begraben lassen, weil du das als schimpflich für ihn ansahst; du hast dich aber nicht gescheut, auf seine Leiche zu steigen und dir Brot zu holen.“

Da überzeugte sie sich, daß ihre Hofleute Recht hatten und gab die Erlaubnis, ihn zu begraben.

73

Vor langer, langer Zeit lebte ein König — Alexander von Mazedonien. Er eroberte fast die ganze Welt, nämlich drei Weltteile; bloß der vierte, der von dem Volke der „Armen-Gerechten“ bewohnt war, war noch unerobert.

Dieser Weltteil war von den übrigen durch ein Meer getrennt, das denselben Namen trug wie jenes Volk.

Alexander wollte nun auch dieses Land erobern. Er versammelte ein großes Heer und zog nach jenem Meere. Dann schlug er eine Brücke darüber und wollte schon mit seinem Heere sie überschreiten, als ihm ein Engel Gottes erschien und sagte: „Alexander, auf Gottes Befehl darfst du nicht mit diesen Leuten Krieg führen. Wenn dir dein Ehrgeiz nicht erlaubt, von der Unternehmung zurückzutreten, so laß zuerst dein Heer hinüber und schau zu, ob auch nur einem Mann der Kopf auf seinen Schultern bleibt, dann kannst du selbst hinüber gehen". Alexander tat, wie ihm geheißen; er ließ sein Heer über die Brücke und bemerkte, daß alle ihre Köpfe verloren. Von seinem Ehrgeiz angestachelt, überschritt er selbst die Brücke und — verlor auch seinen Kopf. Dann versammelten sich die Armen-Gerechten und steinigten ihn und sein ganzes Heer.

SCHELMENSTREICHE / 74. DER GESCHICKTE DIEB



Es waren einmal zwei Brüder, Iwane und Simon; beide waren Diebe. Iwane starb und hinterließ einen siebenjährigen Sohn mit Namen Petre. Als dieser groß geworden war, frug ihn sein Onkel Simon, der ihn erzogen hatte, was er werden wolle. „Ich möchte das Gewerbe lernen, das mein Vater betrieben hat", antwortete Petre. „Dein Vater war ein Dieb, also sollst du auch ein Dieb werden. Versuch' es zuerst mal, einem Vogel, der auf einem Baum sitzt, eine Feder auszuziehen, ohne daß er es merkt." Peter bat seinen Onkel, ihm das zuerst zu zeigen; sie gingen also in einen Wald, wo Simon auf einen Baum stieg und einer Taube eine Feder ausrupfte. Während er aber damit beschäftigt war, stahl ihm sein Neffe die Unterkleider vom Leibe weg. Als er vom Baume herabgestiegen war,

zeigte er Peter die Feder. „Du hast der Taube eine Feder aus dem Flügel gezogen," sagte Petre, „und ich habe dir während der Zeit die Unterkleider ausgezogenund du hast es auch nicht bemerkt." Der Onkel war höchlichst überrascht und schlug seinem Neffen vor, da er ein so guter Dieb sei, Geld aus der königlichen Schatzkammer zu stehlen. Peter hatte nichts dagegen und so gingen sie in der Nacht zur Schatzkammer, brachen ein und nahmen viel Geld mit sich.

Als der Diebstahl am andern Tage bemerkt wurde, suchte man den Dieb, aber vergebens. Der König war sehr ungehalten darüber, aber was war da zu tun? Der König eines Nachbarlandes machte sich über seinen Mitbruder sehr lustig, weil in dessen Lande ein Dieb nicht ausfindig gemacht werden konnte. Inzwischen suchten Simon und Petre die Schatzkammer ein zweites Mal heim und konnten wieder nicht gefaßt werden. Der König war wütend und ließ unter dem Fenster, durch das die Diebe eingedrungen waren, eine Grube graben und diese mit heißem Wachs ausfüllen. Als Simon und Petre ein drittes Mal ihr Glück versuchten, fiel der erstere in die Grube und konnte nicht mehr heraus. Dann bat er Petre, ihm den Kopf abzuschneiden und ihn mit nach Hause zu nehmen. Petre erfüllte ihm diese Bitte. Am folgenden Tage fanden die Wächter den Körper Simons und um zu erfahren, wer das sei, stellten sie ihn öffentlich aus und beobachteten die Vorübergehenden, ob nicht etwa einer weine, doch tat ihnen niemand den Gefallen.

Simons Frau aber wollte ihren Mann unbedingt beweinen. Bloß wußte sie nicht, wie sie es anstellen sollte, ohne sich zu verraten. Aber Petre wußte Rat. „Kauf dir Geschirr, und wenn du an deinem Mann vorbeigehst, laß es fallen, dann hast du Grund zu weinen, soviel du nur willst," sagte er zu ihr. Der Rat schien ihr gut und ausführbar. Und wie sie weinte! So ergreifend war ihr Schmerz, daß ihr die Wächter sechsmal soviel Geschirr schenkten, als sie zerbrochen hatte.

Nun wollte sie aber auch noch den Körper ihres Mannes haben, um ihn ordentlich begraben zu können. Auch da wußte Petre Rat. Er setzte sich auf einen Esel und ritt zu den Wächtern und sagte diesen, er müsse unbedingt zum König. Sie sagten ihm, der König sei heute mit sehr wichtigen Dingen beschäftigt und könne niemanden empfangen. Da Petre aber auf seinem Vorhaben bestand, schlugen sie ihm vor, gleich dazubleiben, damit er am nächsten Morgen als erster vorgelassen werden könne. Aber davon wollte Petre anscheinend nichts wissen: er fürchtete sich davor, daß der Tote ohne Kopf ihm seinen Esel aufessen würde. „Unsinn," riefen die Wächter, „ein Toter kann doch keinen Esel essen. Und wenn er's tut, zahlen wir dir zwanzigmal soviel als er gekostet hat, dein Esel!" Nun war Petre beruhigt; er blieb und bewirtete die Wächter tüchtig mit Wein und Schnaps, so lange, bis sie alle betrunken waren und sich schlafen legten. Petre legte sich zum Schein auch nieder; als aber alle schliefen, stand er auf, legte den Toten auf seinen Esel und schickte diesen allein nach Hause; er selbst aber legte sich bei den Wächtern wieder nieder. Als sie am Morgen alle wieder aufstanden, erhob Petre ein fürchterliches Geschrei. „Der Tote hat meinen Esel gegessen; mein Esel, mein Esel!" Was blieb nun den durch das Verschwinden des Toten an und für sich schon eingeschüchterten Wächtern andres übrig, als ihr Versprechen zu halten und Petre das Zwanzigfache des Wertes seines Esels zu bezahlen? Und mußten ihn noch bitten, er solle dem König nichts davon erzählen, daß der Tote verschwunden sei! Petre aber ging heim und begrub seinen Onkel.

Als der König von der Geschichte erfuhr, versammelte er sein ganzes Volk und forderte es auf, die Wahrheit zu sagen: „Der Dieb soll sich melden. Ich werde ihn nicht nur nicht bestrafen, sondern sogar belohnen." Da trat einer aus der Menge — es war Petre — und sagte: „Ich bin der Dieb." Der König lud ihn zu sich in seinen Palast ein und

sagte: „Höre, der König im Nachbarlande lacht mich aus, weil ich einen Dieb, der mich bestohlen hat, nicht finden kann. Tu so, daß er keinen Grund mehr hat, mich auszulachen.“ „Gib mir ein gutes Pferd“, sagte Petre, zwei Kisten, eine Teufelsmütze und eine Burka[1] mit Glöckchen und Schellen daran, und das übrige laß meine Sache sein!“ Petre bekam alles und machte sich auf den Weg. Als er am Hofe des andern Königs angekommen war, ging er gleich ins königliche Schlafzimmer. Der König und die Königin schliefen. Petre trat ans Bett und ließ seine Glöckchen und Schellen ertönen. Die Königin erwachte zuerst, und als sie vor sich einen Menschen mit einer Teufelsmütze auf dem Kopfe erblickte, erschrak sie furchtbar. „Ich bin der heilige Georg,“ sagte Petre zu ihr, „und Gott hat mich gesandt, um euch ins Paradies zu führen.“ Da erwachte auch der König und erschrak nicht weniger als die Königin. „Ich bin der heilige Georg,“ wiederholte Petre, „und Gott hat mich gesandt, um euch ins Paradies zu führen.“ „Wenn dem so ist, so mach schnell!“ sagte der König. Petre zögerte nicht lange, sondern steckte den König in die eine Kiste, die Königin in die andere, trug sie hinaus in den Hof und lud sie auf sein Pferd. Dann setzte er sich selbst noch darauf und ritt heim zu seinem Auftraggeber.

Die beiden in den Kisten dachten, es gehe wirklich ins Paradies und frugen Petre ein über das andere Mal, ob es noch weit sei. Petre antwortete immer, es sei nicht mehr sehr weit, und als er am Hofe seines Königs angekommen war, rief er: „Da sind wir schon“, lud die Kisten ab, trug sie in den Palast, stellte sie vor den König hin und öffnete sie. Ein nackter König und eine ebenso nackte Königin entstiegen den Kisten und schämten sich ganz fürchterlich. Der König aber sagte zu seinen nackten Gästen: „Seht ihr, das ist mein Dieb. Wundert ihr euch noch, daß ich ihn nicht erwischen konnte. Habt ihr auch einen solchen? Wenn ja, so wünsch' ich euch, daß er

[1] Der kaukasische Filzmantel.

eure Befehle ebenso gut ausführt wie der meinige die meinen."

Dann aber belohnte er Petre sehr freigebig, machte ihn zum ersten Mann im ganzen Königreich und bestimmte, daß Petre nach seinem Tode selbst König werden solle.

75. DAS SCHLAUE EHEPAAR



n einem gewissen Lande lebte einmal ein Ehepaar. Es ging ihnen schlecht und sie verarmten: zu essen hatten sie nichts und nichts anzuziehen. Sie wußten gar nicht, was sie anfangen sollten. Als gar nichts mehr im Hause war, sagte die Frau zu ihrem Mann, er solle seine Flinte nehmen, auf die Jagd gehen und schauen, ob er nicht etwas finden könne. Sie selbst aber ging, als er weg war, zu den Nachbarn, erbat sich von einem derselben ein seidenes Kleid, zog es an und ging auf die Straße. Da traf sie einen Hirten. „Wohin gehst du?" frug der sie. „Ich suche mir einen Mann", antwortete sie. „Wenn du mich willst, kannst du ja mich nehmen", meinte der Hirt. „Gut, komm' heute nachmittag zu mir!"

Als der Hirt weg war, traf sie einen Armenier, der mit Waren im Lande umherreiste. Auch der frug sie, was sie denn suche. Und sie gab ihm dieselbe Antwort wie dem Hirten. Als der Armenier ihr vorschlug, ihn zu heiraten, sagte sie zu und bestellte ihn für abends zu sich nach Hause.

Ein Stück Wegs weiter traf sie einen Müller. Auf seine Frage, was sie suche, antwortete sie zum drittenmal, sie suche einen Mann. Er bot ihr die Heirat an, wie die beiden andern und sie bestellte ihn auf die Nacht zu sich.

Kurz nach Mittag kam der Hirt und trieb mit vielem He he! und tsch tsch! seine Herde in ihren Hof. Dann trat er ins Haus und ließ sich mit einem tiefen Seufzer nieder.

Die Frau bereitete ihm ein Lager und ging dann an ihre Arbeit. Dem Hirten aber sagte sie, sie wolle ihm jetzt etwas zu essen herrichten. Kaum war sie draußen, als mit Hott und Hü der Armenier angezogen kam. „Wer ist denn das?“ frug der Hirt ganz erstaunt. „Das ist mein Mann,“ sagte sie, „mach schnell und versteck' dich in dem Faß da, sonst geht's dir schlecht.“ Sie steckte den Hirten in ein Faß und lief auf den Hof, um den Armenier, der mit einem ganzen Wagen voll Waren gekommen war, zu empfangen. Den Wagen tat sie in die Scheune und lud dann den Armenier ein, einzutreten, bereitete ihm ein Lager und ließ ihn allein unter dem Vorwande, sie wolle ihm etwas zu essen herrichten.

Inzwischen war es Nacht geworden. Da ertönten von draußen auf einmal laute Rufe: hoi, ho! ho, ho! Es war der Müller, der mit einem ganzen Wagen voll Mehl ankam. „Was will denn der?“ frug der Armenier. „Das ist doch mein Mann,“ antwortete sie, „schau nur zu, daß du dich irgendwo versteckst, sonst gibt's was, oder besser, leg' dich in die Wiege da und greine wie ein Kind.“ Und kaum hatte sie ihn in die Wiege gestopft und zugedeckt, als schon der Müller eintrat. „Guten Abend,“ sagte sie, „setz' dich nur, du wirst müde sein, wart' nur, ich richte dir 'was zu essen her.“ Aber kaum hatte sie sich mit dem Kochgeschirr zu schaffen gemacht, als draußen wieder Schritte ertönten. Diesmal war es ihr Mann, der von der Jagd kam. „Wer ist denn das?“ frug der Müller. „Das ist mein Mann, der war auf der Jagd. Komm nur schnell hinter die Türe und blöke wie ein Kalb; ich sage dann zu meinem Mann, unsere Kuh habe gekalbt.“ Da trat auch schon mit Ach! und Ach! der Mann ins Zimmer: „Ach, wie müde bin ich“, sagte er und setzte sich. Da sah er, daß jemand in der Wiege lag. „Wer ist denn das?“ frug er seine Frau: „Das ist ein Knäbchen, das ich geboren habe.“ „So, hat denn ein neugebornes Kind schon so einen Bart? Den will ich ihm gleich wegrasieren.“ Sprach's und rasierte den in der Wiege liegenden Armenier. Dann hörte er den hinter

der Türe blöken. „Und was ist denn das?“ frug er seine Frau. „Das ist das Kalb, das unsere Kuh heute geworfen hat“, antwortete sie. „So, so!“ sagte der Mann und weiter nichts, nahm seine Flinte und zielte auf den Müller. Der riß sich mit Gewalt los und lief Hals über Kopf davon. Da hielt es der im Faß auch nicht länger aus, sprang heraus und lief dem Müller nach, so schnell ihn seine Beine trugen.

Das Ehepaar aber nahm sich die Waren des Armeniers, die Mehlsäcke des Müllers und die Schafe des Hirten, wurde reich und lebte bis ans Lebensende herrlich und in Freuden.

76. DIE DREI DIEBSBRÜDER



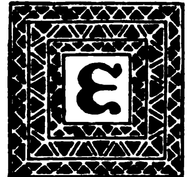
s war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne, die einander sehr glichen; derselbe Wuchs, dieselbe Stimme, dieselbe Weise zu sprechen. Man konnte sie bloß an ihrem Namen unterscheiden: der älteste hieß Hadji, der zweite Nadr, der jüngste Bädyr. Als ihr Vater starb, erbten sie ein leeres Haus und einen Ziegenbock. Ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters beschlossen sie zu teilen; da das Erbe aber gar zu gering war, gaben sie alles dem ältesten und die jüngeren übersiedelten in ein anderes Dorf. Bald reute die beiden die Sache aber und sie machten aus, zu Hadji zu gehen und ihn wenigstens um den Bock zu bitten. Als Hadji von ihnen gehört hatte, warum sie gekommen waren, jagte er sie aus dem Hause. Dafür beschlossen sie in der Nacht den Bock zu stehlen. Aber Hadji hatte von ihrer Absicht Wind bekommen, schlachtete das Tier und versteckte es mit Hilfe seiner Frau in einem Heuschober. Als die beiden Nachts kamen, fanden sie das Haus verschlossen und Hadji und seine Frau schlafend vor. Lange suchten sie den Bock, aber vergebens. Dann stiegen sie aufs Dach, Bädyr ließ sich an

einem Strick ins Innere hinunter, tastete sich ans Ehebett, legte sich neben Hadjis Frau, weckte sie auf und frug: „Du, Frau, wo haben wir doch den Bock versteckt?" Noch im Halbschlaf antwortete sie: „Ach, wie dumm du bist, hast's schon wieder vergessen, daß wir ihn geschlachtet und das Fleisch im Heuschober versteckt haben." Nun hatte Nadr erfahren, was er wissen wollte. Er gab Bädyr ein Zeichen, ihn wieder heraufzuziehen und dann holten sie sich den Bock aus dem Heuschober. Eine Stunde später wachte Hadji auf, erfuhr von seiner Frau, was vorgefallen war, stand auf und lief seinen Brüdern nach. Nun war der eine der beiden jüngeren ein wenig zurückgeblieben, um an seinem Schuhwerk etwas in Ordnung zu bringen, und den holte Hadji ein, ging aber unbemerkt an ihm vorbei und lief dem andern, Nadr, der den Bock trug, nach. Als er auch diesen eingeholt hatte, sagte er: „Bruder, du bist müde, gib mir jetzt den Bock und ruh dich ein wenig aus. Nadr glaubte, Bädyr spräche mit ihm, übergab Hadji den Bock und ging weiter. Dieser aber ging absichtlich etwas langsamer und verschwand im günstigen Augenblick in der Richtung auf sein Dorf zu. Bald darauf holte aber Bädyr den Nadr ein, sah, daß dieser keinen Bock mehr hatte und frug ihn, was denn los sei. „Ja", sagte Nadr, „hast du mir denn nicht selbst den Bock abgenommen?" „Nein", entgegnete Bädyr. Da begriffen sie, daß Hadji ihnen einen Streich gespielt hatte, kehrten spornstreichs um und liefen ihm nach. Bädyr kam zuerst zu Hadjis Haus, ging hinein, zog Frau Hadjis Kleider an, setzte sich neben die Türe und erwartete Hadji. Der ließ auch wirklich nicht lange auf sich warten. In der Dunkelheit glaubte er natürlich mit seiner Frau zu tun zu haben, und sagte: „Du, Frau, komm schnell her und hilf mir den Bock verstecken, ehe meine Brüder kommen." Bädyr aber erklärte ihm mit Gesten, es seien Räuber gekommen und die seien jetzt im Pferdestall. Hadji glaubte, seine Frau habe aus Schrecken über den Vorfall die Sprache

verloren, legte den Bock nieder und lief in den Stall. Bädyr zog die Frauenkleider aus, nahm den Bock und machte sich mit dem inzwischen angekommenen Nadr auf den Heimweg. Inzwischen kam Hadji aus dem Stall, in dem er niemanden gefunden hatte, zurück, trat ins Haus und fand zu seiner Verwunderung seine Frau im Bette liegend und schlafend vor. Er weckte sie auf, frug sie aus und erfuhr, daß ihn seine Brüder wieder angeführt hatten. Gleich lief er ihnen wieder nach, konnte sie aber nicht mehr einholen. Da stieg er nun aufs Dach seiner Brüder und sah durch den Rauchfang, daß sie sich das Fleisch des Bockes teilten. Dazu brauchten sie aber eine Wage und weil sie keine hatten, ging Nadr zu einem Nachbar, um eine zu entlehnen. Das benützte Hadji und rief Bädyr zu: „Der Nachbar will mir seine Wage nicht geben, geh du und hole eine!" „Geh selber zu einem andern!" antwortete Bädyr. Hadji wartete eine kurze Zeit und rief dann nochmals: „Niemand will mir eine Wage leihen." „Komm' runter und bleib' bei dem Fleisch da, ich will selber gehen und schauen, ob ich nicht doch eine auftreibe", rief Bädyr, der immer noch glaubte, es sei Nadr, der durch das Rauchloch herunterrufe[1]. Hadji erfüllte natürlich gerne seine Bitte, raffte schnell das ganze Fleisch zusammen, lief nach Hause, zündete ein Feuer an und schickte sich an, das Fleisch zu braten. Nadr und Bädyr aber fanden das Nest leer, als sie mit der Wage nach Hause kamen. Sie begriffen natürlich sofort, wer sie überlistet hatte und bereuten ihren Ungehorsam gegen den ältesten Bruder, dem sie sich doch nach Brauch und Sitte unterordnen mußten. Sie beschlossen daher, ihn um Verzeihung zu bitten. Hadji gewährte diese großmütig, als er sie vor sich auf den Knien liegen sah, küßte sie und lud sie ein, den Bock mit ihm zu verspeisen.

[1] Darin liegt nichts Unmögliches. In der Gegend, aus der die Geschichte stammt, gibt es vielfach noch halb unterirdische Wohnungen mit flachem, sanft ansteigendem Dach; auch die Dächer ganz über der Erde stehender Häuser können doch von der Seite, wo sie sich an Unebenheiten des Geländes anlehnen, leicht bestiegen werden.

SCHILDBÜRGERSTREICHE / 77. WER IST DER DÜMMSTE


s waren einmal zwei Mullahs, die gingen eines Tages spazieren. Da kam ihnen ein Reiter entgegen, der ihnen einen Guten Tag bot. Sogleich fingen die beiden zu streiten an: „Mich hat er gegrüßt." „Nein, mich!"

„Aber gewiß nicht, mich hat er gegrüßt."

„Nein, nein, mich!"

Und so lange stritten sie, daß sie endlich zu raufen anfingen. Da kam dem einen der Gedanke, sie würden besser den Reiter selber fragen, wen er eigentlich gegrüßt habe, und er schlug dies dem andern vor. Der war's zufrieden und so liefen sie dem Reiter nach, schrien aus Leibeskräften, winkten mit ihren Papachen,[1] und als dieser sie endlich bemerkte, riefen sie ihm zu, er solle anhalten.

„Was wollt ihr denn?" fragte er sie, als sie ihn erreicht hatten.

„Wir wollen wissen, wen von uns beiden du vorhin gegrüßt hast", sagten die Mullahs.

„Beide hab' ich gegrüßt, selbstverständlich!" antwortete der Reiter.

„Nein, das ist nicht wahr, du hast nur dem einen Guten Tag gesagt, aber welchem?" versetzte der eine wieder, und so lange setzten sie dem Reiter zu, bis dieser endlich sagte, er habe seinen Gruß ja eigentlich an den Dümmeren gerichtet, das sollten sie nur unter sich ausmachen.

Da hub wieder ein großes Streiten an: „Ich bin der Dümmere", „Nein, ich bin es." Und stritten und stritten, bis es dem Reiter zu dumm wurde. „Ja," meinte er, „so werdet ihr die Frage nicht entscheiden. Erzählt mir einmal jeder die größte Dummheit, die er in seinem Leben

[1] Die Papacha ist die bekannte kaukasische Fellmütze.

begangen hat, dann werden wir's schon rausbekommen, wer der Dümmere ist."

„Ich hatte einmal dreißig Schüler," fing der eine an, „die mir jedesmal Gesundheit wünschten, wenn ich niesen mußte. Das verbot ich ihnen eines Tages und sagte ihnen, sie sollen nicht mehr „Gesundheit" rufen, sondern nur in die Hände klatschen.

Nun war da mal ein Feiertag und wir wollten ein Fest feiern im Hofe der Moschee. Dazu mußte eine Grube gegraben werden. Ich und meine Frau, wir machten uns an die Arbeit. Ich grub und meine Frau schaffte die Erde weg. Da meinte sie auf einmal, ich hätte ja dreißig Schüler, ich solle doch zwei davon zu Hilfe nehmen. Ich rief also zweie davon und sagte ihnen, sie sollten mich aus der Grube ziehen. Sie gaben mir einen Strick, den ich mir um den Leib band, dann nahm ich einen Sack mit Erde in die Hand und ließ mich hinaufziehen.

Aber wie ich fast schon droben war, mußte ich niesen und die beiden ließen den Strick los und klatschten, wie ich's ihnen ja befohlen hatte. Ich fiel hinunter, und brach mir den Arm und fiel mir ein Loch in den Kopf und stieß mir ein Auge aus."

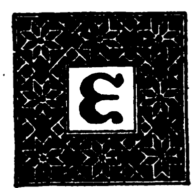
„Ich aber hatte vierzig Schüler," hub der andere an, „die wünschten mir jeden Tag ‚Guten Morgen!', wenn ich in die Schule kam. Das konnte ich nicht leiden und ich sagte, ich würde nie wieder mehr als das Nötige mit ihnen sprechen. Eines Tages war ich ein wenig krank. Da legten sie mich auf einen Teppich und trugen mich zum Nachbarn. „Unser Lehrer ist krank", sagten sie. Ich blieb stumm. Dann kochten sie eine Suppe für mich, aßen sie aber selber und behaupteten dann, ich wäre tot. Ich sagte wieder nichts. Dann riefen sie einen Mullah herbei, der mich wusch und ins Leichentuch wickelte. Ich blieb stumm. Dann steckte mir einer von meinen Schülern heimlich ein wenig Dolma[1] in den Mund und sagte, ich sei wieder

[1] Dolma (eigtl. Gefüllsel;) in Weinblättern gedünstetes Fleisch.

lebendig geworden, aber meine Backe sei geschwollen und man müsse sie aufschneiden. Dann riefen sie den Arzt. Ich blieb immer noch stumm. Der Arzt schnitt mir die Backe auf, nahm das Stück Dolma heraus und behauptete, in der Backe sei ein Geschwür gewesen. Dann aber stand ich auf, ging, ohne ein Wort zu sagen nach Hause und verband mir die Backe."

„Dich hab' ich gegrüßt", sagte der Reiter, drehte sein Pferd um und ritt weg.

78. DIE DUMME FRAU



in Mann hatte zwei Frauen, eine gescheite und eine dumme. Eines Tages ging der Mann mit seiner gescheiten Frau aufs Feld und befahl der dummen, sie solle die Türe, d. h. das Haus hüten. Sie setzte sich also neben die Türe und hütete sie, bis es ihr zu langweilig wurde. Dann hängte sie die Türe aus und ging damit zum Nachbarn. Als der Mann und die gescheite Frau nach Hause kamen, sahen sie, daß weder Türe noch Dumme da waren. Schließlich, nachdem sie ziemlich lange gewartet hatten, kam diese und brachte auch die Türe wieder mit. Auf die Frage, was das bedeuten solle, antwortete die Dumme, sie hätten ihr ja befohlen, die Türe zu hüten, welchen Befehl sie getreulich ausgeführt habe. Doch bekam sie von den beiden tüchtige Prügel. Das war ihr aber zu dumm; sie lief davon, ins Feld hinaus und kletterte auf einen Baum. Nach einiger Zeit kam eine Henne mit ihren Küken zu dem Baume und als sie gackerte, um ihre Kinderchen zu sich zu rufen, glaubte die Dumme, die Henne bäte sie, nach Hause zurückzukehren und rief vom Baume herunter: „Nein, ich gehe nicht heim, um keinen Preis geh' ich heim!" Dann kam ein Hund; der bellte. Wieder glaubte die Dumme, es gelte ihr und sie rief dem Hunde dieselbe Weigerung zu. Schließ-

lich kam ein Kamel; dem glaubte die Dumme nichts verweigern zu dürfen, kletterte herunter, band ihm ihr Kopftuch um den Hals und führte es zu sich nach Hause. Als ihr Mann und die Gescheite sie zurückkommen sahen und noch dazu mit einem Kamel, freuten sie sich und sagten: „Gib acht, heute kommt ein starker Regen, der die Menschen blind macht; wenn du nicht willst, daß dir etwas passiert, dann setze dich in den Backofen.“ Das sagten sie aber nur, weil sie etwas vorhatten. Kaum war nämlich die Dumme in den Backöfen gekrochen, da schlachteten sie das Kamel und versteckten das Fleisch, sowie das Gold, das sich in der Last des Kameles fand. Bald darauf kam ein Unbekannter; den hatte der Besitzer des Kamels auf die Suche nach dem verlorenen Tier geschickt. Der Mann war schlau: „Wenn ich so ohne weiteres frage, ob sie das Kamel haben, werden sie es leugnen,“ dachte er, „'s ist besser, ich sage, ein Kranker hätte Lust nach Kamelfleisch, gebt mir ein wenig.“ So tat er denn auch, aber die beiden sagten, sie hätten keines. Die Dumme aber hatte alles gehört und rief aus ihrem Versteck heraus: „Wieso? Wo habt ihr denn das Fleisch des Kamels hingetan, das ich euch gebracht habe?“ Der Bote wußte jetzt genug, er ging zum Besitzer des Kamels und erzählte ihm, was vorgefallen war. Dieser ließ die Diebe also zu sich rufen und stellte sie zur Rede. Aber sie behaupteten steif und fest, sie wüßten von nichts. Also wurde die einzige Zeugin, die Dumme, gerufen. Sie kam, und als sie sah, daß der Besitzer des Kamels blind war, frug sie ihn, ob ihn auch der starke Regen geblendet habe. „Ach,“ sagte der Gefragte, „die ist ja verrückt, der kann man nicht glauben.“ Sprach's und jagte sie davon.

79. WAS TUN?



Eine Lahitscherin[1] war einmal damit beschäftigt, Teig zu machen. Sie hatte ihren Trog an einen der Pfosten angelehnt, welche die Deckbalken stützen und ihren Mehlsack hinter denselben Pfosten gestellt. Sie knetete und knetete; plötzlich aber fand sie, daß der Teig nicht fest genug sei und daß sie noch Mehl beigeben müsse. Sie fuhr also mit beiden Händen in den Mehlsack. Aber, o weh! Nun hatte sie beide Hände voll Mehl und zwischen ihren Armen ragte der Pfosten in die Höhe. Sie drehte sich und wendete sich, ging um den Pfosten herum, aber der blieb stehen und rührte sich nicht von der Stelle. Nur das Mehl nicht fallen lassen! In ihrer Angst rief sie ihren Mann um Hilfe. Der kam, besah sich die Sache und ... fand auch keinen andern Ausweg, als gleichfalls um Hilfe zu rufen. Als nun auch die Kinder noch zu heulen anfingen, kamen die Nachbarn. Die waren auch nicht gescheiter; einer versuchte es, ob es nicht ginge, wenn er den Trog auf die andere Seite des Pfostens brächte, der andere schob den Mehlsack zur Seite, aber die Unglückliche stand immer noch da mit dem Mehl in beiden Händen und dem Pfosten zwischen ihren Armen. Schließlich beschlossen sie, den Aqsaqal[2] holen zu lassen. Der kommt, besieht sich die Lage, denkt lange nach, befragt alle nach dem Wie, Warum und Wann und findet schließlich nur einen Ausweg: der Pfosten muß abgehauen werden. Man läuft nach Beilen, die Späne fliegen, alles wartet mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Result der Aqsaqalschen Weisheit. Das läßt nicht lange auf sich warten: ein Krach, der Pfosten stürzt, und mit ihm bricht ein Teil des Daches durch und begräbt die Hälfte der Zuschauer.

[1] Lahitsch ist ein Dorf im Schemachiner Bezirk. Die Bewohner sind tüchtige Kupferschmiede, genießen aber den Ruf großer Beschränktheit.
[2] Aqsaqal-Weißbart; hier: Dorfvorsteher, Dorfältester.

80. DAS SALZFELD


as Dorf Lahitsch liegt in den Bergen, fern von jeder Stadt, und darum fehlte es den Lahitschern oft an verschiedenen Produkten, besonders an Salz. Um diesem Übelstande abzuhelfen, beschlossen zwei von ihnen, zwei Brüder, Salz zu säen, dann bräuchten sie überhaupt nicht mehr in die Stadt zu laufen und Geld könnte man auch noch dabei verdienen. Gesagt, getan. Ein großes Feld wurde mit Salz besät und als der Frühling kam, lag es nackt und schwarz da, während rings herum alles grünte und blühte.

„Warum nur unser Salz nicht aufgeht," sagte der eine der beiden zum andern, „vielleicht hat man es uns gestohlen. Wir wollen einmal nachsehen.“ Und so wanderten sie hinaus auf ihr Salzfeld und fanden da einen großen Mückenschwarm, von der Art, wie man sie häufig auf salzigem Boden trifft. „Da haben wir's ja, die haben uns unser Salz gefressen, schieß sie tot, schieß sie tot!“ Und alsbald erhob sich ein fürchterlich Schießen. Als sie von dem Schießen genug hatten, setzten sie sich nieder, um auszuruhen und einen Imbiß einzunehmen. Da kamen auch schon die Mücken, und eine, eine ganz freche, setzte sich dem einen Bruder auf die Stirne. Ganz vorsichtig, ohne sich zu rühren, sagte der's dem andern; der nahm seine Flinte, zielte lange und schoß die Mücke auch wirklich tot.

81. WIR — SCHULDEN — DREI KREUZER



rei Lahitscher wollten Tatarisch lernen und begaben sich zu diesem Zweck nach Schemacha. Aber sie sahen bald ein, daß das doch nicht so ganz leicht war, als sie sich gedacht hatten und beschlossen, in ihr Dorf zurückzukehren. Etwas aber hatten sie doch gelernt, jeder ein Wort; der erste das Wort „wir", der zweite „Schulden", der dritte „drei Kreuzer".

Also, sie kehrten in ihr Dorf zurück, wo man nicht Tatarisch, sondern Tatisch spricht. Unterwegs führten sie eine lebhafte Unterhaltung über das, was sie in der Stadt gesehen und gehört hatten. Plötzlich stießen sie auf einen Leichnam, untersuchten ihn und unterhielten sich über die mögliche Ursache seines Todes. Zu ihrem Unglück war gerade ein berittener Polizist des Chans auf dem Wege, der plötzlich vor ihnen auftauchte und sie, da sie um einen Leichnam herumstanden, auch gleich für verdächtig hielt.

„Wer hat den Mann da umgebracht?" frug er sie, natürlich auf Tatarisch.

„Wir", antwortete der, der dieses Wort kannte.

„Warum? Was ist der Grund?"

„Schulden", sagte der zweite.

„Was, Schulden, wegen Schulden schlägt man einen Menschen doch nicht tot! Wieviel war er euch schuldig?"

„Drei Kreuzer!" antwortete der dritte.

Da machte der Polizist wenig Federlesens, band den dreien die Hände und führte sie zum Chan. Dem gaben sie dieselben Antworten, als er sie ausforschte und deshalb ließ er sie ins Gefängnis werfen.

Als er aber über die ganze Geschichte nachgedacht hatte, schien es ihm doch unmöglich, daß Mörder so offen ihre Tat eingeständen; das wäre nur dann der Fall, wenn sie sehr dumm wären, und daher beschloß er, sie auf den

Grad ihrer Dummheit zu prüfen. Er ließ sie also rufen, ließ ihnen zwei Teller vorlegen, einen mit Weinbeeren, den andern mit Käfern und lud sie ein, sich gütlich zu tun. Als die dreie die Hände ausstreckten, fingen die Käfer an, davon zu laufen. „Brüder, eßt zuerst die Weintrauben, die laufen können“, rief jeder von ihnen den beiden andern zu[1].

Daraufhin ließ der Chan auch sie laufen.

82. WIE DIE KERKENDJER[2] HOLZEN GINGEN



Die Kerkendjer gingen einmal in Begleitung ihres Geistlichen in den Wald, um Holz zu hauen. Unterwegs stritten sie darüber, wessen Beil am schärfsten wäre. Der Geistliche meinte, es sei das seine, weil er doch der Terter (d. h. der Geistliche) wäre, ein anderer meinte, daß seine sei am schärfsten, weil er doch ein Bauer wäre; der dritte hatte noch einen andern Grund, kurz, jeder lobte sein Beil und keiner wollte nachgeben.

Da kam ihnen ein Tatare entgegen, der ritt auf einer Stute und neben dieser trabte ein Füllen. Die Kerkendjer wandten sich an ihn, er solle ihren Streit schlichten. Der Tatare nahm ein Beil nach dem andern her, prüfte es und steckte es dann in seine Satteltasche; als er alle beisammen hatte, gab er seiner Stute einen Hieb und ritt im Galopp davon. Die Kerkendjer waren höchlich entrüstet über die Treulosigkeit des Tataren und liefen ihm nach. Liefen ihm nach, aber einholen konnten sie ihn nicht. Dafür aber gelang es ihnen, das Füllen einzufangen.

„Ja,“ sagte einer, „so geht es nicht; das Füllen läuft ja doch seiner Mutter nach, wenn wir's los lassen. Wir müssen etwas finden.“

[1] Die Geschichte hat sich bei den Tataren der Umgebung schon zu einem Sprichwort, besser zu einem Spottwort den Lahitschern gegenüber verdichtet „Katschani muchur“ = den Laufenden iß, sagen sie.
[2] Kerkendj ist ein armenisches Dorf in der Nähe von Schemacha. Die Kerkendjer genossen früher den Ruf einer ungewöhnlichen Dummheit.

Sie strengten sich an und schließlich kam einer auf den Gedanken, wenn man das Tierchen recht schwer belüde, könnte es nicht mehr fortlaufen. Ja, aber womit? Das einzige, was sie hatten, waren ihre Kleider. Sie zogen sich also aus und luden alles dem Füllen auf; bloß der Terter behielt seine Hosen an.

Kaum aber hatten sie das Füllen losgelassen, als es fröhlich und munter sich in Trab setzte. Und diesmal erwischten es die Kerkendjer nicht mehr.

Nun saßen sie da, ohne Beile und ohne Kleider. Der Geistliche hatte es noch am besten; er hatte doch wenigstens seine Hose an. Das merkten die andern alsbald, und jetzt ging es über ihn her; er sei daran schuld, weil er seine Hose nicht daraufgelegt habe, er, er allein. „Verfluchter Pfaff!“ Und prügelten ihn nach Noten. Aber so schlimm war es diesmal doch nicht; sie hatten ja keine Stecken und der Terter hatte schon ganz andere Dinge erlebt mit seinen Pfarrkindern!

Dann kam ihnen aber wieder die Überlegung. Nach Hause zurückkehren, ohne Beile, ohne Kleider, ohne Holz? Nein, das ging nicht! Holz wenigstens mußten sie haben.

Es ging ja auch ohne Beile. Droben, auf dem Hügel, stand ein junger Baum. Den wollten sie mit ihren Händen packen und solange daran ziehen, bis sie ihn ausgerissen hätten. Der Pfaff war der vorderste, der zweite zog am Pfaffen, der dritte am zweiten und so weiter, eine ganze Kette lang. Und nun zogen und zogen sie, was nur ging. Auf einmal stach den Terter eine Mücke in den Nacken; er ließ los, um sie tot zu schlagen und die ganze Bande plumps! in die Schlucht hinunter.

Ob sie sich wieder 'rausgefunden haben, oder ob sie noch drin liegen, weiß bis heute noch kein Mensch; nur eines weiß man, nämlich, daß die Frau des Geistlichen keine Trauer zu tragen brauchte.



83. DAS ESELSEI



irakos aus Kerkendj, noch dazu Dorfschulze, ging einst in Dienstangelegenheit in die Stadt. Als er durch den Basar kam, sah er in dem Laden eines Tataren einen Haufen eiförmige Dinger liegen — Melonen waren es — und frug den Tataren, was denn das für sonderbare Dinger wären.

„Ja, Freund, das sind Eselseier", sagte der.

„Was, Eselseier? Also kommen da kleine Eselchen heraus?"

„Und was für welche!', sagte der Tatare, der nur mit Mühe das Lachen verbeißen konnte.

Kirakos kaufte um dreifachen Preis die größte Melone und machte sich auf den Heimweg.

Unterwegs mußte er einmal ein bißchen auf die Seite gehen; er legte also die Melone auf den Boden, aber unglücklicherweise an einer etwas abschüssigen Stelle; die Melone kam ins Rollen und zerschlug sich an einer Baumwurzel. Hinter dieser aber war ein Hase gesessen, der erschreckt aufsprang und das Weite suchte. Kirakos lief ihm nach, in der Meinung, es sei das aus dem Ei geschlüpfte Eselchen, lief ihm nach und rief: Kuri, Kuri (Eselchen), komm, ich bin dein Herr, komm!

Der Hase aber hörte nicht, trotz seiner langen Ohren. Lange rief ihm Kirakos nach, bis er müde wurde, dann gab er's auf. Erst spät kam er nach Hause und erzählte seiner Frau, was ihm passiert war.

Frau Kirakos weinte ein paar Tränen über den Verlust des Esels und meinte dann, es wäre so schön gewesen, wenn sie am nächsten Sonntag auf dem Eselchen ins Kloster hätte reiten können, um dem Wartapet (Klostervorsteher) die Hand zu küssen.

„Was?" rief Kirako in höchster Wut, „gelt, das könnte dir passen, auf so einem jungen Tierchen in der Welt her-

umzureiten! Dem armen Vieh den Rücken durchdrücken, das könnte dir passen, gelt!"

Rief's, packte einen Prügel und ließ seinen Ärger an seiner Frau Rücken aus. Und hörte mit dem Zuschlagen erst dann auf, als sie ihm versprach, zu Fuß ins Kloster zu gehen.

84. DIE DUMMEN AUCHER[1]



Einige Aucher hatten sich auf dem Basar schöne, neue, gelbe Stiefel gekauft und saßen jetzt im Kreise zusammen und konnten die schönen Stiefel nicht genug bewundern. Lange saßen sie so da; es wurde schon Abend und der Basar hatte sich allmählich geleert. Da kam einer zu ihnen heran und frug sie, warum sie denn nicht weggingen. „Ja," erklärten ihm die Aucher, „wir sind in einer schlimmen Lage. Wir möchten wohl heim, aber mit den neuen Stiefeln da, die sich so gleichsehen, kennen wir unsere Beine nicht mehr auseinander.' „So, so," meinte der andere „euch kann geholfen werden." Sprach's und ließ seine Reitpeitsche auf ihren Rücken tanzen und die Aucher sprangen auf und jeder hatte im Nu seine Beine wiedergefunden.

Drei Aucher gingen einmal über Land und fanden irgendwo eine Höhle. Sie vermuteten, es würde wohl ein Fuchs darinnen sitzen und einer von ihnen kroch hinein. Aber in der Höhle saß ein Bär, der dem Eindringling mit einem Hiebe seiner Tatze den Kopf abriß. Als der Mann nun gar kein Lebenszeichen mehr von sich gab, zogen ihn die beiden andern heraus und fanden, daß ihm der Kopf fehle, aber keiner konnte sich erinnern, ob er auch immer

[1] Auch = ein Landschaftsname im Gebiet der Tschetschenen; erstreckt sich längs der Flüsse Aktasch und Jarakssu.

einen gehabt habe. Da lief denn der eine ins Dorf und frug die Frau des Toten, ob ihr Mann auch wirklich früher einen Kopf gehabt hätte. „Ich kann mich wirklich nicht sicher erinnern," antwortete sie, „aber das weiß ich gewiß, daß ich ihm jedes Jahr eine neue Mütze gemacht habe."

Einige Aucher sahen einmal einen Sack, der unterhalb des steil abfallenden Ufers eines Flußes lag. Da sie nicht hinunterklettern konnten, beschlossen sie eine Kette zu bilden. Der Oberste hielt sich an einem Baum fest, die andern bildeten die Kette, indem sie sich gegenseitig an den Händen festhielten. Da juckte dem obersten etwas am Kopf und er wollte sich gerne kratzen. „Laß mal einen Augenblick meine linke Hand los, ich muß mich kratzen", sagte er zum zweiten. „Gut, aber mach' schnell", antwortete dieser, ließ los und . . alle mit Ausnahme des ersten, fielen ins Wasser.

85. VON MULLA NASREDDIN

1



Ein Spaßvogel, der in einem Tuch fünfzehn Eier trug, traf eines Tages Mulla Nasreddin und beschloß, sich auf dessen Kosten lustig zu machen.

„Mulla", sagte er, „wenn du errätst, was ich in meinem Tuch da habe, geb' ich dir die Hälfte von den Eiern umsonst; und wenn du errätst, wieviel es sind, sollst du alle fünfzehn haben."

Lange dachte der Mulla nach und sprach schließlich: „Mein Lieber, du bist ein Narr! Ich bin nicht Gott und nicht sein Neffe und außer Gott kann niemand wissen, was du in deinem Tuch hast. Wenn du mir verrätst, wie die Dinger ungefähr aussehen, bring ich's vielleicht heraus."

„Ja, außen weiß, innen gelb, das Ganze länglich."

„Hab's schon! Weiße Rüben mit gelbem Ingwer gefüllt!"

2

Kurz nachdem der Mulla Witwer geworden war, verheiratete er sich wieder, und seine Frau schenkte ihm nach drei Monaten schon einen Sohn. Nach einiger Zeit kamen die Verwandtinnen des Mulla und seiner Frau, um einen Namen für das Kind auszuwählen. Jede schlug einen vor; der Mulla aber gebot ihnen Schweigen und sagte:

„Diesem Kind gebe ich einen Namen. Hasid (Schnellläufer) soll es heißen."

„Aber, aber; das ist doch kein Name!" wandten die Frauen ein.

„Doch; das Kind hat einen Weg von neun Monaten in dreien durchlaufen; es verdient den Namen Hasid."

3

In einer Versammlung, an der auch Mulla Nasreddin teilnahm, wurde unter anderm von Jugend und Alter gesprochen. Jeder der Teilnehmer wußte etwas vom Nachlassen der Körperkräfte im Alter zu erzählen. Nun wollten sie auch die Meinung des Mulla darüber hören, der ihnen folgendes auseinandersetzte:

„In unserm Haus liegt ein sehr großer Stein, den ich als junger Mensch nicht heben konnte. Jetzt kann ich es auch nicht; also ist man im Alter nicht schwächer als in der Jugend."

4

Eines Tages ging Mulla Nasreddin mit einem Korb in einen fremden Garten und fing an zu stehlen. Es dauerte nicht lange, da kam der Gärtner mit einem Stecken in der Hand, stellte den Mulla und schrie ihn an:

„Wer bist du und wie kommst du in unsern Garten?"

Nasreddin war von dem plötzlichen Erscheinen des Gärtners so verblüfft, daß er nicht gleich eine Antwort fand, aber schließlich stammelte er:

„Ja, ich ging so meines Wegs, da kam plötzlich ein starker Wind, der mich armen Kerl hier in diesen Garten hereingeworfen hat."

„Gut", sagte der Gärtner, „aber warum hast du denn das Gemüse da ausgerissen?"

„Sei nicht bös, lieber Gärtner, denk doch nach: wie kann ich mich gegen einen solchen Wind stemmen, wenn ich mich nicht irgendwo anhalte. Dabei habe ich das Gemüse wohl ausgerissen."

„Gut, es soll so gewesen sein; aber wie kommt das Gemüse in deinen Korb?"

„Darüber hab' ich selber nachgedacht, als du kamst; du hast mich bloß gestört und den eigentlichen Grund dafür hab' ich noch nicht herausgebracht."

5

Als der Mulla einst gefragt wurde, wie es bei ihm mit dem Rechnen stehe, antwortete er, er sei so beschlagen darin, daß ihm keine Aufgabe zu schwer sei. Um ihn zu prüfen, gaben sie ihm auf, vier Drachmen gleichmäßig unter drei der Anwesenden zu verteilen. Der Mulla sagte: „Das ist sehr einfach. Zweien geben wir je zwei Drachmen und den dritten bitten wir zu warten — wenn Gott uns wieder zwei Drachmen beschert, kriegt er sie."

6

Mulla Nasreddin kehrte einst von einer Reise nach Hause zurück und hatte sich schwer bewaffnet; in der einen Hand hielt er einen Säbel, in der andern eine Pistole. Plötzlich kam ihm einer entgegen, hielt ihn an und beraubte ihn; nicht einmal die Hosen ließ er ihm.

Als der Mulla nach Hause kam und erzählt hatte, was ihm passiert war, frugen sie ihn, warum er sich nicht gegewehrt habe.

„Wie sollt' ich denn? Ich hatte ja alle Hände voll. Wenn ich die Hände frei gehabt hätte, hätte ich den Kerl erdrosselt."

7

„Warum ißt du denn die Nüsse mit der Schale?" frugen sie Nasreddin eines Tages.

„Weil ich dafür bezahlt habe. Ihr tätet besser daran, den Obsthändler zu fragen, warum er so gewissenlos ist und die Nüsse mit den Schalen verkauft."

8

Mulla Nasreddin wurde einmal, als er noch ein Knabe war, von seinem Vater zum Kellapas[1] geschickt mit dem Auftrag, einen Hammelkopf zu holen. Auf dem Wege aber aß er alles Eßbare weg und brachte nur den kahlen Schädel nach Hause.

„Mein Sohn, das ist ja bloß der Schädel! Wo sind denn die Ohren hingekommen?"

„Der Hammel ist vielleicht ohne Ohren auf die Welt gekommen."

„Und die Augen?"

„Wird wohl blind gewesen sein."

„Und die Zunge?"

„War wohl stumm."

„Und was hast du mit der Kopfhaut angefangen?"

„Ach, Vater, das war sicher ein räudiger Hammel. Aber schau nur, was für schöne Zähne er hat; nicht einer fehlt."

9

Eines Abends war Mulla Nasreddin sehr hungrig, aber es fand sich im Hause nichts, außer einem Stück trockenen Brotes.

„Frau", sagte er, „bring' mir ein bischen Käse. Das ist ein sehr gutes und nützliches Essen; es gibt Kraft und Energie."

[1] Ein Garkoch, der ausschließlich die im Orient so beliebten Hammelköpfe zubereitet.

„Schade nur, daß wir auch nicht das kleinste Stückchen zu Hause haben“, antwortete die Frau.

„So, das ist gut; mit dem Käse ist sowieso nichts los; er verdirbt einem den Magen, lockert die Zähne und schmeckt nach nichts.“

„Ja, was soll ich jetzt eigentlich glauben“, frug die Frau, „deinen ersten oder deinen zweiten Worten?“

„Schrei nicht! Das ist doch ganz klar und ganz einfach. Wenn du Käse hast, glaub' dem, was ich zuerst gesagt habe; hast du keinen, dem, was ich danach gesagt habe.“

10

Zu Mulla Nasreddin kam eines Tages ein Nachbar und bat ihn, ihm ein Stück Olkäna[1] zu leihen.

„Kann nicht, meine Frau trocknet das Getreide darauf.“

„Aber Mulla! Auf dem Olkäna kann man doch kein Getreide trocknen. Wenn du nicht willst, so sag' es doch gerade heraus.“

„Wenn ich nicht gewollt hätte, so hätte ich anders gesagt. Nämlich, daß sie Mehl darauf trocknet.“

11

Mulla Nasreddin saß eines Tages zu Hause und las. Vor seinem Fenster aber spielten die Knaben des Dorfes und machten einen fürchterlichen Lärm. Nasreddin steckte den Kopf zum Fenster hinaus und rief:

„Kinderchen, geht auf den Basar; dort werden Äpfel umsonst verteilt.“

Die Kinder ließen sich's nicht zweimal sagen und liefen, so schnell sie ihre Beine trugen. Und wie der Mulla sie so laufen sah, sagte er: „Schau, vielleicht ist's wahr“, und lief ihnen nach[2].

---

[1] Ein flacher, zopfartiger Strick oder Gurt.

[2] Die Schnurre ist weit verbreitet. Von Marius, dem typischen Marseiller Aufschneider, erzählt man, er habe eines Tages auf der Cannebière einen Freund getroffen, der es sehr eilig hatte. Um ihm einen Streich zu spielen, sagte Marius, er solle doch schnell nach dem Hafen

12

Mulla Nasreddin kam eines Tages an einen Bach, tat einen Sprung und fiel mitten hinein. „Ach, wo sind meine jungen Jahre?“ seufzte er, und als er sah, daß niemand da war, der ihm zuhören konnte, fügte er hinzu: „In meiner Jugendzeit konnt' ich das auch nicht.“

13

Mulla Nasreddin ging eines Tages mit seinem Esel in den Wald, um Holz zu holen. Er kletterte auf einen Baum und machte sich daran, gerade den Ast abzuhauen, auf dem er saß. Da ging jemand vorbei, sah hinauf und sagte: „Mulla, laß das, sonst fällst du runter“. Nasreddin dachte, das sei ein Spaß und hieb munter weiter. Mit dem Ast fiel er selber herunter; wunderte sich und lief dem Manne nach. „Du hast es vorausgewußt, daß ich herunterfalle“, sagte er, „du wirst wohl auch wissen, wann ich sterben muß.“ „Jawohl weiß ich das“, sagte der Mann, der den Mulla gern los haben wollte, „du wirst sterben, wenn dein Esel dreimal gefurzt hat.“

Kopfschüttelnd ging der Mulla weg und lud seinem Esel das Holz auf. Auf dem Heimweg mußten sie über einen Berg, und kaum ging es aufwärts, da furzte der Esel das erstemal.

„Eins!“ rief der Mulla furchtbar erschrocken, „ein Drittel meiner Seele ist fort.“

Mitten auf dem Abhange ließ der Esel das zweitemal sich hören.

„Zwei!“ sagte der Mulla, „es bleibt mir nur mehr ein Drittel meiner Seele.“

Oben auf dem Berge geschah es das drittemal.

„Drei! Tot bin ich!“ sagte Nasreddin, ging ein wenig seitwärts und legte sich; der Esel aber fing an zu grasen.

---

laufen, eine Riesensardine verstopfe den Hafeneingang. Der Freund lief davon und rief allen Vorübergehenden die Nachricht zu. Als nun Marius alle nach dem Hafen laufen sah, sagte er: „Sieh' nur, vielleicht ist es doch wahr; ich will mal selbst nachsehen.“ Und lief den andern nach.

Nicht lange dauerte es; da kamen die Wölfe und griffen den Esel an.

„Ach, wenn ich doch noch lebendig wäre, ich würde euch's schon zeigen. Armer Esel! Jetzt kann ich nichts mehr für dich tun."

14

Die Frau Mulla Nasreddins hatte einen Liebhaber. Um seine Frau zu bestrafen, sagte er zu ihr: „Alle unsere Haustiere sind verendet, mit Ausnahme einer Kuh; im Walde steht eine hohle Platane, die weiß es, was für Tiere man halten muß, damit sie sich vermehren. Geh' hin und frage sie. Vergiß aber nicht, Pfannkuchen mitzunehmen, sonst erfährst du nichts von dem Baum." Frau Nasreddin buk eine Menge Pfannkuchen und ging in den Wald, um die sprechende Platane aufzusuchen. Der Mulla aber ging ihr nach, nur auf einem andern Wege. Er kam früher als sie an und kroch in die Höhlung des Baumes. Bald kam auch seine Frau; der Mulla frug sie mit verstellter Stimme, ob sie auch Pfannkuchen mitgebracht habe. „Wenn ja", fügte er hinzu, „so bedecke dir das Gesicht mit einem Tuche, schaue zu Boden und gib sie mir." Als sie ihm die Pfannkuchen überreicht hatte, frug er sie weiter: „Wirst du selbst fragen, oder mich anhören?" „Mein Mann hat gesagt, du würdest selbst sprechen." „Wenn das so ist, so antworte zuerst auf meine Frage: wen liebst du mehr, deinen Mann oder deinen Liebhaber?" Diese Frage machte die Frau so bestürzt, daß sie gar nicht antworten konnte. „Wenn du nicht antwortest, kann ich dir auch nichts sagen", tönte es aus dem hohlen Baum. „Meinen Liebhaber habe ich lieber", sagte sie endlich. „Also, hör' meinen Rat: schlachte deine letzte Kuh; wenn dein Mann das Fleisch ißt, wird er blind und taub, und du kannst dann frei mit deinem Liebhaber leben." Der Rat gefiel der Frau sehr und hocherfreut begab sie sich auf den Heimweg. Als sie weg war, aß Mulla Nasreddin zuerst seine Pfannkuchen auf und lief dann

rasch nach Hause, wo er vor seiner Frau ankam. Als diese heimkam, sagte sie: „Die Platane hat mir gesagt, daß alles glücklich gehen wird, wenn du die letzte Kuh schlachtest und das Fleisch selbst ißt.“ Nasreddin schlachtete das Tier. Als nur noch für ein Abendessen Fleisch übrig war, sagte er: „Ich sehe nichts mehr und höre nichts mehr. Früher nannten alle meinen Namen mit Achtung; jetzt heißen sie mich den ‚blinden Klotz‘; ich will gar nicht mehr aus dem Hause, denn das ertrage ich nicht. Mach’ mir einen Winkel zurecht.“ Die Frau aber setzte an diesem selben Abend schon zwei Kessel aufs Feuer; einen mit dem Rest des Fleisches für den Mann, den zweiten mit gekauftem Fleisch für sich und ihren Liebhaber, den sie gleich rufen ließ. Als dieser kam und von ihr hörte, wie es mit Mulla Nasreddin stand, sagte er: „Ich bin heute recht müde; ich will mich ein bischen schlafen legen und nach dem Abendessen wollen wir unser Spiel machen.“ Dann legte er sich und schlief ein. Mulla Nasreddin aber benutzte den Augenblick, wo seine Frau hinausgegangen war, goß dem Schlafenden kochendes Wasser in den Mund und tötete ihn auf diese Weise. Als das Abendessen fertig war, wollte die Frau ihren Liebhaber aufwecken und als sie merkte, daß er tot war, sagte sie zu ihrem Manne: „Man hat uns eine Leiche ins Haus gebracht, was soll ich tun?“ Der Mulla tat als höre er nichts; seine Frau ging näher heran und schrie ihm ins Ohr. „Wer ist es? Wo wohnt er?“ frug er. Seine Frau erzählte ihm alles. „Leg’ ihn mir auf den Rücken und führe mich zu seinem Hause.“ Das tat sie und als sie an ihrem Ziele angekommen waren, sagte er: „Geh’ heim und laß mich allein hier; den Heimweg find’ ich mit Hilfe meines Stockes.“ Als seine Frau weg war, trat Mulla Nasreddin zu der Türe und rief, indem er die Stimme des Toten nachahmte: „Frau! mach’ auf!“ „Nein“, klang es von innen, „bleib du nur bei deiner Liebhaberin!“ „Ich sterbe“, stöhnte Nasreddin, „mach’ doch auf!“ Aber die Türe blieb geschlossen. „Ich bin tot“,

sagte Mulla Nasreddin, lehnte den Leichnam an die Türe und ging weg.

Am nächsten Morgen fand die Frau die Leiche ihres Mannes und sagte weinend: „Ach, mein Mann hat nicht gelogen, als er sagte, er sterbe.“ Frau Nasreddin aber, die ins Trauerhaus gehen mußte, um den Toten zu beweinen, frug ihren Mann, was sie der Witwe sagen solle. „Sag' nur immer so: es soll euch noch der wegsterben, dessen Zeit noch nicht gekommen ist.“ Das tat sie denn auch und die aufs äußerste aufgebrachten Verwandten des Toten erstachen sie mit ihren Dolchen.

QUELLENNACHWEIS

Aus: Сборникъ матеріаловъ для описанія мѣстностей и племенъ Кавказа stammen die Nr. 7 (Bd.33,3), 18 (Bd.43,3), 20 (Bd. 37,3), 21 (Bd. 22,3), 22 (Bd. 29,4), 23 (Bd. 34,4), 24, 25 (Bd. 27,4), 26 (Bd. 12), 33, 34 Bd. 39,3), 39 (Bd. 37,3), 40 (Bd. 35,3), 41 (Bd. 29,4), 42 (Bd. 40,3), 45 (Bd. 34,3), 57 (Bd. 21,2), 58 (Bd. 6, Beilage), 60 (Bd. 2,2), 61 (Bd. 32,2), 62 (Bd. 12), 63 (Bd. 13,2), 65 (Bd. 5,2), 67, 68 (Bd. 9,2), 69, 70 (Bd. 28,2), 71, 72 (Bd. 28,2), 73 (Bd. 10,3), 74 (Bd. 24,2). 76 (Bd. 20,2), 78 (Bd. 14,2) und mehrere Anekdoten von M. Nasreddin, wobei die Nr. 17, 18, 20, 33, 39, 40 von mir erstmalig in meinen Arbeiten über die betreffenden Sprachen im Urtext und russischer Übersetzung veröffentlicht wurden.

Gleichfalls von mir im Urtexte gesammelt und hier zum ersten Male gedruckt sind die Nr. 16, 17, 19, 27, 29, 31, 32, 35, 59, 75, 77, 79.

Aus dem Сборникъ Свѣденій о кавказскихъ горцахъ stammen die Nr.: 12 (Bd. 2, 5), 13 (Bd. 2, 5), 14 (Bd. 2, 5), 28 (Bd. 3, 2), 43 (Bd. 3, 2), 66 (Bd. 7, 2).

Aus Uslars linguistischen Arbeiten[1] stammen die Nr. 15 (Аварскій Языкь), 36, 37 (Хюркил. Яз.), 38 (Кюр. Яз.).

Aus „Весь Кавказъ", (Nr. 1, Tiflis 1903; Ethnogr. Abtlg.) stammen Nr. 10 und 84.

Aus „Вс. Миллеръ, Оссет. Этюды," (Teil I) stammen die Nartensagen, mit Ausnahme der Karatschai-Variante (s. oben) und Nr. 64.

Aus der georgischen Märchensammlung zγaprebi (ohne Ort und Jahreszahl) stammen Nr. 2 6.

Aus dem Schulbuche „deda ena" Nr. 1.

Aus *Thedo Razikašvili*, Xalxuri z aprebi, Kaxet'sa da P'šavši šekrebuli (Tiflis 1909) stammen die Nr. 8 bis 11.

Aus einem armenischen Schulbuche Nr. 30[2].

---

[1] Vgl. dazu die deutschen Bearbeitungen Schiefners in den Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg. [2] Text und Übersetzung in meiner „Prakt. Grammatik des Ostarmenischen', (Wien, Hartleben)

VÖLKERNAMEN UND ANDERE ERKLÄRUNGEN

Abchasen, wohnen am Ostufer des Schwarzen Meeres. Eigene, zu den nordwestkaukasischen gehörende Sprache.

Aghulen, ein lesghisches Volk im mittleren Daghestan.

Artschiner (wie die Aghulen).

Awaren, das mächtigste lesghische Volk.

Hürkaner, ein lesghisches Volk im Östl. Daghestan.

Imereter, ein georgischer Stamm (um Kutais).

Kabardiner, das vornehmste Tscherkessenvolk.

Karatschaier, ein Tatarenvolk im Nordwest-Kaukasus.

Mingrelier, ein den Georgiern sprachverwandtes Volk am Ostufer des Schwarzen Meeres.

Laken, auch *Ghazikumuch* genannt, ein lesghischer Stamm.

Kumüken, ein tatarischer Stamm in Nordost-Daghestan.

Küriner, ein lesghischer Stamm im Samurtal (s.-östl. Daghestan).

Osseten, ein Volk mit iranischer Sprache; wahrscheinlich Nachkommen der Alanen; im Zentral-Kaukasus.

Swaneten, ein Gebirgsvolk im westlichen Kaukasus; Sprachverwandte der Georgier und Mingrelier.

Tabassaraner, ein lesghisches Volk (Ostdaghestan).

Taten, sprechen einen neuiranischen Dialekt; die sogenannten Bergjuden im Daghestan sprechen tatisch. Nr. 27 stammt von einem Bergjuden.

Tschetschenen, ein Volk im Nordost-Kaukasus. Die Sprache ist mit den lesghischen Sprachen verwandt.

Uden, ein Völkchen mit lesghischer Sprache; wohnt nur in den beiden Dörfern Warthaschen und Nisch östlich von Nucha in Transkaukasien.

Zachuren, ein lesghischer Stamm, am oberen Samur wohnend.

Zu den Nartensagen. Narten sind nach dem Volksglauben der Osseten und der ihnen benachbarten Kabardiner, Tschetschenen u. Balkaren, die vor den jetzigen Menschen im Nordkaukasus gelebt habenden Riesen; sie heißen bei den Kabardinern und Osseten *nart*, bei den Tschetschenen *närt*; bei Awaren und Kumüken bedeutet das Wort: Riese. Natürlich tragen verschiedene Ruinen, Felsen, Fluren, Berge u. a. heute Namen, die mit den Nartensagen im Zusammenhang stehen. Wir haben es mit einer wahrscheinlich sehr alten Heldensage zu tun, die stark mit mythologischen Dingen gemischt ist und die noch auf ihren Bearbeiter wartet. Das erste Erfordernis wäre, festzustellen, was wirklich alte Nartensage ist und was sekundär, d. h. welche Stoffe fremder Sagen sich um die aus den Nartensagen bekannten Persönlichkeiten gruppiert haben.

Zu den Rustamsagen: Soweit ich die Sache übersehen kann, kommen die meisten Rustamsagen im südöstlichen Teile des

Kaukasus vor, d. h. in jenen Gegenden, wo überhaupt der persische Einfluß am stärksten wirken konnte. Wir haben es hier vielfach mit Sagen zu tun, die vom Helden des Schahname mehr den Namen, weniger die Stoffe entlehnt haben. Also auch hier wieder Gruppierung vorhandener Stoffe um eine berühmte, mehr oder weniger sagenhafte Persönlichkeit. Man kann das z. B. in den Episoden verfolgen, die den Helfern des Helden gewidmet sind, so in der udischen Rustamsage und in dem georgischen Märchen vom „Träumer".

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

II. TIERFABELN

Seite

III. NARTENSAGEN

IV. RUSTAMSAGEN



